

MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXVII

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1926

Inhalt des XXVII. Bandes.

Seite

Aus der Geburtsstunde eines Göttes. Von Dr. Ernst Kornemann, ord. Professor an der Universität Breslau	1
Wandalische Götter. Von Dr. Rudolf Much, ord. Professor an der Universität Wien	20
Volkskundliches bei neulateinischen Dichtern. Von Dr. Heinrich Meuss, Oberstudienleiter i. R.	42
Bürgerliche Kultur im schlesischen Mittelalter. Von Dr. Joseph Klapper, Privatdozent an der Universität Breslau	50
Wortgeschichtliche Studien IV. Von Dr. Georg Schoppe in Breslau	91
Spuk- und Gespensterglaube bei schlesischen Mystikern. Von Will Erich Peuckert in Breslau	99
Zur schlesischen Wortgeschichte. Von Will Erich Peuckert in Breslau	130
Die deutsche Besiedlung Schlesiens im Mittelalter. Von Dr. Wolfgang Jungandreas in Göttingen	132
Volkskunde in schlesischen Archivalien H. Von Dr. Georg Schoppe in Breslau	138
Die Grundlagen des Breslauer Fastnachtspielbruchstücks. Von Dr. Wolfgang Jungandreas in Göttingen	151
Zum Wortschatz von Freiwaldau, Kr. Sagan. Von Dr. Karl Hennrich, Lehrer in Breslau	179
Sagen aus dem Freiwaldauer Bezirk im ehemaligen Herzogtum Österreichisch-Schlesien. Von Professor Dr. Richard Kühnau in Breslau	195
Von schlesischen Schaffrichtern. Von Professor Dr. Karl Olbrich in Breslau	202
Das Verhältnis der Glatzer Mundart zu ihren Nachbarmundarten. Von Friedrich Graebisch in Glatz	215
Volkskundliches aus dem niederschlesischen Heide. Von Wilhelm Schoepke, Vorsteher i. R. in Schweidnitz	228
Literatur: Klapper, Schlesische Volkskunde (247), Schmidt, Allgemeine Rassenkunde (249), Clauss, Rasse und Seele (249), Sandfeld-Jensen, K., Die Sprachwissenschaft (250), Ziegler u. Oppenheim, Weltentstehung in Sage und Wissenschaft (250), Dieterich, Mutter Erde (250), Dornseiff, Das Alphabet (250), Eisen, Etnische Mythologie (251), Stemplinger, Antike u. moderne Volksmedizin (251), Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte (252), Grundzüge der Deutschkunde (253), Haberlandt, Einführung in die Volkskunde (254), Heckscher, Die Volkskunde (254), Weise, Wanderungen in Sprachgeschichte und Wortbedeutung (255), Seiler, Deutsche Kultur im Spiegel des Lehnworts (255), Olrik, Nordisches Geistesleben (257), Wesselski, Märchen des Mittelalters (257), Philippi, Atlas zur Altertumskunde des Mittelalters (258), Görres, Die deutschen Volksbücher (259), Aesopische Fabeln (259), Fehr, Massenkunst (259), Benz, Rahnacht (260), Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde (260), Consentius, Alt-Berlin (261), Sahr, Das deutsche Volkslied (261), Meier, John, Das Guggisberger Lied (261), Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien (261), Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde (262), Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen (262), Neuwirth, Geschichte der deutschen Kunst in den Sudetenländern (262), Kühnau, Breslauer Sagen (263), Klapper, Rubezahl (263), Sommer, Quecksilberkruke (263), Schönes Schlesierland (263), Heimatkunde von Schweidnitz (263), Streblener Heimatbuch (263), Eulengebirgsjahrbuch (264), Köhler, Hinter den Bergen (264), Klings, Himmelfreich (264), Artopé, Geschichten aus dem Riesengebirge (264), Philo vom Walde-Buch (264), Grünberger Hauskalender 1926 (265), Schlesischer Bauernkalender 1926 (265).	
Mitteilungen: Sitzungsberichte und Nachrichten	265

MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXVII

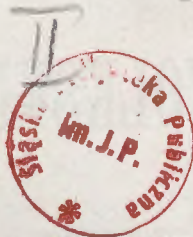


BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1926

2002
36

4128.27



1926

20.000

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

x-7027	
4128/	II
27	

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Kornemann, Prof. Dr. Ernst, Aus der Geburtsstunde eines Gottes . . .	1
Much, Prof. Dr. Ernst, Wandalische Götter . . .	20
Meuss, Prof. Dr. Heinrich, Volkskundliches bei neulateinischen Dichtern .	42
Klapper, Privatdozent Dr. Joseph, Bürgerliche Kultur im schlesischen Mittelalter . . .	50
Schoppe, Dr. Georg, Wortgeschichtliche Studien IV . . .	91
Peuckert, Will Erich, Spuk- und Gespensterglauben bei schlesischen Mystikern . . .	99
Peuckert, Will Erich, Zur schlesischen Wortgeschichte . . .	130
Jungandreas, Dr. Wolfgang, Die deutsche Besiedlung Schlesiens im Mittelalter . . .	132
Schoppe, Dr. Georg, Volkskunde in schlesischen Archivalien II . . .	138
Jungandreas, Dr. Wolfgang, Die Grundlagen des schlesischen Fastnachtspielbruchstückes . . .	151
Hennrich, Karl, Zum Wortschatz von Freiwaldau, Kreis Sagan . . .	179
Kühnau, Prof. Dr. Richard, Sagen aus dem Freiwaldauer Bezirk im ehemaligen Herzogtum Österreichisch-Schlesien . . .	195
Olbrich, Prof. Dr. Karl, Von schlesischen Scharfrichtern . . .	202
Graebisch, Friedrich, Das Verhältnis der Glatzer Mundart zu ihren Nachbarmundarten . . .	215
Schoepke, Wilhelm, Volkskundliches aus der niederschlesischen Heide .	228

Besprechungen.

Klapper, Joseph, Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage . . .	247
Scheidt, Dr. Walther, Allgemeine Rassenkunde (Rassenkunde I.) . . .	249
Clauss, Dr. Ludw. Ferd., Rasse und Seele . . .	249
Ziegler, K., und Oppenheim, S., Weltanschauung in Sage und Wissenschaft. Aus Natur und Geisteswelt 719 . . .	250
Dieterich, Albrecht, Mutter Erde . . .	250
Dornseiff, Franz, Das Alphabet in Mystik und Magie, 2. Aufl. . . .	250
Eisen, M. J., Estnische Mythologie . . .	251
Stemplinger, Eduard, Antike und moderne Volksmedizin . . .	251
Kossinna, Gustav, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 4. Aufl., Mannusbibliothek 9 . . .	252
Grundzüge der Deutschkunde, herausgeg. von Hofstätter u. Panzer .	253
Haberlandt, Prof. Dr. Michael, Einführung in die Volkskunde . . .	254
Heckscher, Dr. Kurt, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises, an Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts . . .	254
Weise, Prof. Dr. Oskar, Wanderungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte und Wortbedeutung . . .	255
Seller, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, Bd. 1—6 . . .	255

	Seite
Olrik, Axel, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit übersetzt von W. Ranisch	257
Wesselski, Albert, Märchen des Mittelalters	257
Philippi, F., Atlas zur weltlichen Altertumskunde des deutschen Mittelalters	258
Görres, Joseph, Die deutschen Volksbücher	259
Die erneuerten Aesopischen Fabeln	259
Fehr, Hans, Massenkunst im 16. Jahrhundert	259
Benz, Ferdinand, Rauhnacht in der Rockenstube	260
Lüpkes, W., Ostfriesische Volkskunde	260
Consentius, Dr. Ernst, Alt-Berlin 1740	261
Sahr, Julius, Das deutsche Volkslied. 4. Aufl., herausgegeben v. Paul Sartori	261
Meier, John, Das Guggisberger Lied	261
Tackenberg, Kurt, die Wandalen in Niederschlesien	261
Lehmann, Dr. Emil, Sudetendeutsche Volkskunde	262
Wolkan, Univ.-Prof. Dr. Rudolf, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern	262
Neuwirth, Prof. Dr. Joseph, Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes in den Sudetenländern	262
Breslauer Sagen, gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Richard Kühnau	263
Klapper, Joseph, Rübezahl und sein Reich	263
Sommer, Fedor, Die Quecksilberkruke, ein Novellen- und Skizzenbuch	263
Unser schönes Schlesierland. 1. Heft: Breslau und seine Umgebung	263
Heimatkunde von Schweidnitz	263
Strehlemer Heimatbuch, herausgegeben von Erwin Günther	263
Eulengebirgs-Jahrbuch, herausgegeben von Erich Weijand	264
Hinter den Bergen, Stimmen der Sudetendeutschen, herausgegeben von Willibald Köhler	264
Klings, Karl, Himmelreich. Schlesische Gedichte	264
Artopé, Theodor, Geschichten aus dem Riesengebirge	264
Das Philo vom Walde-Buch. Eine Auswahl von Marie Klerlein	264
Grünberger Hauskalender 1926	265
Schlesischer Bauernkalender 1926	265

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte	265
Nachrichten	272

Aus der Geburtsstunde eines Gottes.¹⁾

Von Ernst Kornemann.

„Wer nun dieser Gott ist und welches seine Natur, das zu lehren und zu erkennen, sei den ägyptischen Priestern und ihren heiligen Sagen überlassen; ich glaube ihn in meiner Rede genugsam dadurch preisen zu können, dass ich zeige, wie unendlich viel Gutes er den Menschen erwiesen hat, und eben daraus (aus seinen Werken) wird sich zugleich auch sein Wesen erkennen lassen.“
Aelius Aristides²⁾.

Wie Menschen geboren werden, wissen wir. Dagegen wie ein Gott zur Welt kommt, ist in der Regel ein tiefes Geheimnis. Meist ist das Werden der Götter in einer altersgrauen, für uns Historiker nicht mehr erfassbaren Welt vor sich gegangen. Denn ehe die Menschen wurden, waren die Götter. Nicht von allen Göttern aber gilt dies. Ich will hier von einem Gott etwas erzählen, der im hellen Licht der Geschichte durch den Willen und im Kabinett eines Herrschers entstanden ist. Es handelt sich also, ganz wörtlich gesprochen, um einen Kabinetts-gott.

Doch zuvor ein Wort darüber, warum den Historiker des Altertums, der im Ranke'schen Geiste den Staat und das politische Leben in den Mittelpunkt seines Schaffens stellt, auch die Götter so sehr interessieren, dass er nach ihrem Geburtsscheine zu forschen unternimmt. Nun: im Gegensatz zu unserer modernen Welt- und

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Breslauer Universitäts-gesellschaft am 9. Dezember 1925.

²⁾ Übersetzung von O. Weinreich, vgl. dessen Büchlein „Neue Urkunden zur Sarapisreligion“ in „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte“ Nr. 86, Tübingen, Mohr, 1919 S. 3 f. Zu Aelius Aristides' Sarapis-Rede jetzt v. Wilamowitz S. Ber. Berl. Ak. 1925 XXVIII S. 338 ff. Es ist bezeichnend, dass Aristides nur zwei Göttern Hymnen gewidmet hat, nämlich Zeus und Sarapis.

Staatsauffassung, wo Staat und Kirche nebeneinander stehen, ja sogar eine Bewegung auf völlige Trennung von Kirche und Staat ausgeht, hat das Altertum zu allen Zeiten Staat und Kirche miteinander vermengt. Über der staatlichen Gemeinschaft, dem Diesseits, thront im Altertum unsichtbar auf olympischer Höhe ein höchster Gott, meist umgeben von einer Schar niederer Götter, die alle diejenigen anerkennen müssen, die der betreffenden Staatsgemeinschaft als Bürger angehören. Soweit ein antikes Staatsterritorium sich erstreckt, soweit herrscht auch der Gott der Staatsgemeinschaft, und als das Christentum in der konstantinischen Zeit staatlicherseits anerkannt und bald der Christengott zum höchsten, ja zum alleinigen Gott des Staates erhoben wurde, ist das antike Verhältnis von Staatsgewalt und Kirchenautorität, lateinisch gesprochen von *imperium* und *sacerdotium* auf den neuen Glauben übertragen und durch die Schöpfung eines reinen Staatskirchentums im antiken Sinne demselben unendlicher Schaden gestiftet worden. Das Wort Harnacks von Theodosius dem Grossen geprägt: „In Wahrheit ist nun erst der absolute (neu)-römische Herrscher fertig geworden, der nicht nur über die Leiber und Güter seiner Untertanen sondern auch über ihre Seelen und ihre Gewissen herrschte“¹⁾, gilt im Grunde von jedem antiken Staatswesen, einerlei ob Monarchie oder Republik, und zeigt nur, dass auch das Christentum zunächst diese eigentümliche antike Auffassung vom engen Verbundensein von Staat und Kirche nicht überwunden hat sondern ihr unterworfen worden ist.

Wenn man diese Darlegung sich vor Augen hält, kann man die Schwierigkeiten ermessen, die den Schöpfern neuer Staaten im Altertum erwachsen. War der Staat im Diesseits fertig, musste er noch seine Spitze im Jenseits erhalten. Das konnte dadurch geschehen, dass ein Gott aus der seitherigen Götterwelt für den neuen Staat rezipiert und an die Spitze des neuen Staats-Pantheons gestellt wurde, wie das z. B. der pergamenische Staat mit Dionysos getan hat²⁾ oder bis zu einem gewissen Grade Augustus bei seiner Neuordnung des Römerstaates, indem er neben Jupiter Optimus Maximus, den Schirmherrn des alten Staates, Apollon gewisser-

¹⁾ Gesch. d. christl. Religion in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart“ Teil I² Abt. IV, 1 S. 161.

²⁾ Grundlegend hierfür H. v. Prott, Dionysos Kathegemon, Mitteilungen des Kaiserl. Deutschen Archäol. Instituts in Athen 27, 1902, S. 161 ff. u. 265 f.

massen als Haus- und Kaisergott gestellt hat¹⁾. Oder aber — und damit kommen wir zu unserem Thema — es konnte ein neuer Gott für den neuen Staat eigens geschaffen werden. Dies hat nach dem Tode Alexanders des Grossen Ptolemaios, der Sohn des Lagos, als Herrscher von Ägypten getan in Gestalt des Sarapis oder Serapis, der dem Namen und dem Inhalt nach etwas ganz Neues darstellen sollte. Warum rezipierte nun gerade dieser Herrscher nicht einen schon vorhandenen Gott seines heimischen makedonischen oder des griechischen Olympos, welcher letzterer so reich an guten helfenden Göttern war, sondern schuf einen neuen Gott?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns tief hinein in die letzten Ziele und die daraus sich ergebenden Erwägungen des neuen Teilherrschers auf ägyptischem Boden innerhalb der eben erst geschaffenen Alexandermonarchie. Das Wort eines bekannten schwedischen Religionshistorikers²⁾: „Es sind die Bedürfnisse der Menschen, die die Götter schaffen,“ findet hier seine volle Bestätigung. Bei einem Fürsten als Gottschöpfer sind es politische Bedürfnisse, die befriedigt werden wollen. Welcher Art waren diese bei Ptolemaios? Nun dieser Mann, der seither einseitig militärisch sich betätigt hatte und, modern gesprochen, bis zum kommandierenden General es gebracht hatte, war auf dem ihm fremden politischen Gebiet, auf dem er nach dem Tode Alexanders als Satrap von Ägypten auftreten musste, zunächst ein gelehriger Schüler seines Herrn und Meisters³⁾. Alexander aber hat, wie allbekannt, nach der Eroberung des Perserreiches keine Herren- und Sieger-Politik durchzuführen gesucht, sondern eine Politik der Ausgleichung und Angleichung, die vor allem das besiegte seitherige Herrenvolk der Perser gleichberechtigt neben dasjenige der siegreichen Makedonen stellen wollte, und zwar in jeder Beziehung, in der Politik,

¹⁾ Vgl. W. Weber, *Der Prophet und sein Gott*, Heft 3 von W. Schnbart's Beiheften zum „Alten Orient“, Leipzig 1925, S. 148 im Anschluss an Vergils ecl. 4, 10: *tum iam regnat Apollo*, „der Begnadete ist Herr der Welt und sein Schirmherr ist Apollon, der Gebieter der neuen Zeit“.

²⁾ M. P. Nilson, *Die Anfänge der Göttin Athene* in *Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-philol. Meddelelser* Nr. 7 (Kopenhagen 1921) S. 15.

³⁾ Zum folgenden vgl. meine Ausführungen in der Gedenkschrift für den verstorbenen italienischen Papyrologen Giacomo Lumbroso, Mailand 1925, S. 275 ff.

in der Staatsverwaltung, im Kulte, so dass ein makedonisch-persisches Doppelreich an Stelle des seitherigen medisch-persischen Staates treten sollte. Ein völkischer Dualismus in Fortführung des seither schon im Perserreich bestehenden Verhältnisses war also die Grundlage des Alexanderstaates. Die Reichshauptstadt dieses dualistisch aufgebauten Reiches aber wurde ausserhalb des makedonischen und persischen Reichsbodens in neutralem Land gesucht, nämlich in Babylonien, d. h. auf einem Boden, auf welchem die Weltreiche schon seit Jahrtausenden ihren Mittelpunkt gesucht hatten. Und in dem so gestalteten neuen Weltreiche sollte offenbar der babylonische Stadtgott Bêl-Marduk der Reichsgott werden, um den sich andere Götter scharen sollten, die Alexander durch hervorstechende Massnahmen schon bei seinem Eroberungszug besonders ausgezeichnet hatte, so Zeus, Athene und Herakles, denen beim Übergang nach Asien an der Stelle, wo der Eroberer den Boden des neuen Festlandes betreten hatte, Altäre gebaut worden waren, dann weiter eine Anzahl von Göttern, denen vom König beim Durchzug die höchste Ehre erwiesen worden war, die er zu vergeben hatte, nämlich neben einem gymnischen und musischen Agon eine Parade des makedonischen Heeres in voller Ausrüstung, das sind die Artemis von Ephesos, der Asklepios von Soloi in Kilikien, der Herakles von Tyros, worunter sich der phönizische Gott Melkart verbirgt, und der „Zeuskönig“ (*Zeὺς ὁ βασιλεύς*) von Memphis, unter dem ebenfalls wohl, wie wir sehen werden, ein heimischer (ägyptischer) Gott, der nur griechisch umgenannt worden ist, verstanden werden muss. So sollte offenbar geschart um Bêl-Marduk ein Reichsolymp, in welchem auch der oberste persische Gott nicht gefehlt haben wird ¹⁾, geschaffen werden, der durch seine Vielgestaltigkeit den irdischen Völkerstaat, der den makedonischen Volksstaat ersetzen sollte, auch im Himmel zum Ausdruck zu bringen bestimmt war.

Hieran nun knüpfte der erste Ptolemäer gleich nach der Übernahme Ägyptens, also schon in der Satrapenzeit vor Annahme der Königswürde, die erst 305 erfolgte, ganz augenscheinlich an. In

¹⁾ Das beweist die späte Wiederaufnahme der Alexander-Ideen durch Antiochos I. von Kommagene (im 1. Jahrh. v. Chr.), an dessen Grabmal auch die persischen Götter nicht fehlen, vgl. Dittenberger, *Orientis graeci inscriptiones* I, 383, dazu meine Ausführungen in *Klio* I, S 90 ff.

dieser Satrapenzeit hat der Reichsgründer deutlich die Ausgleichspolitik Alexanders fortgesetzt und in dieser Zeit zwischen 321 und 305 ist als Ausdruck der ursprünglichen Vermittlungspolitik der Gott Sarapis, und zwar in den ersten Jahren dieses Zeitabschnittes, auf alle Fälle vor 312¹⁾, geschaffen und zum Reichsgott des von ihm geplanten ägyptischen Teilreiches erhoben worden. In einer göttlichen Gestalt, die an die Spitze des neuen Staatsolymps trat, sollte, so war es beabsichtigt, das übervölkische Moment der neuen Reichspolitik in der überirdischen Welt zum Ausdruck gebracht werden, mit anderen Worten, der Gott war als eine synkretistische Gestalt für die Makedonen und Griechen auf der einen und für die Ägypter, die einheimische Bevölkerung, auf der anderen Seite von vornherein gedacht. Wir besitzen eine Nachricht aus dem Altertum²⁾, die unbedingt als historisch zu bewerten ist³⁾, wonach der Satrap bald nach der Übernahme seines Amtes den Eumolpiden Timotheos aus Eleusis, wie die Bezeichnung Eumolpide zeigt, ein Mann aus uraltem eleusinischem Priestergeschlechte, und den ägyptischen Oberpriester Manethos aus Sebennyos berufen hat, um ihm bei der Schaffung des neuen Gottes und seines Kultes als Berater zur Seite zu stehen. Also ein Herrscher makedonischer Herkunft und zwei Priester, ein griechischer und ein ägyptischer, haben den neuen Gott geschaffen⁴⁾.

Was ist nun aus den Beratungen dieser völkisch und beruflich gemischten Dreimänner-Kommission hervorgegangen? Es steht heute ausser aller Frage, dass die Rücksicht auf die ägyptischen Massen, in deren Land das neue Regime etabliert worden ist, bei der

¹⁾ Walter Otto, *Priester und Tempel im hell. Ägypten* II, S. 269; grundlegend hierfür (wie für viele im folgenden behandelten Probleme) U. Wilcken, *UPZ.* (= *Urkunden der Ptolemäerzeit*) I, S. 82 f., vgl. auch S. 35, dazu E. Kornemann, *Klio* XVIII, S. 379 und *Lumbroso-Denkschrift* S. 238.

²⁾ Plutarch, *De Is. et Osir.* c. 28.

³⁾ F. Cumont, *Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum*, deutsche Ausg. 1910 S. 90 f.; O. Weinreich, *Neue Urkunden zur Sarapis-Religion*, S. 6 f.; U. Wilcken, *UPZ.* I, S. 83; anders W. Schubart, *Einführung in die Papyruskunde* S. 339; *Ägypten von Alexander dem Grossen bis auf Mohammed*, 1922, S. 81.

⁴⁾ So hat den Tatbestand richtig bereits mein verstorbener Freund Albrecht Dieterich aufgefasst, vgl. *Kleine Schriften* S. 159; vgl. auch Roeder, *Art. Sarapis* *R. E.* I A. 2, Sp. 2403.

Beratung der Kommission gesiegt hat, mit anderen Worten: der Gott, der zum Reichsgott erhoben wurde, ist nicht aus dem Auslande importiert worden, sondern war seinem innersten Wesen nach ägyptisch¹⁾. Damit wurde eine Politik eingeschlagen, die im wahrsten Sinne des Wortes Alexanders Tendenzen auch auf religiösem Gebiet folgte. Jedoch gerade hier in Ägypten standen der uneingeschränkten Übernahme der Religionspolitik Alexanders schwere Hindernisse gegenüber. Gerade auf religiösem Gebiet schieden sich griechisches und ägyptisches Wesen wie Feuer und Wasser. Die ägyptische Religion war theriomorphistisch, die griechische anthropomorphistisch. Wenn irgendwo, war also gerade auf dem religiösen Gebiete die Verständigungspolitik eine ungeheuer schwierige Sache. Ein rein ägyptischer Kultus würde sicher in der griechisch-römischen Welt ebenso unmöglich gewesen sein, wie umgekehrt ein rein griechischer in Ägypten²⁾. Der kluge ägyptische Priester Manethos, dessen Statue später nicht umsonst im Serapeum von Karthago aufgestellt war, ist es offenbar gewesen, der in der entscheidenden Kommissions-Sitzung im Kabinett die Augen des klugen Satrapen auf den ägyptischen Unterweltsgott Osiris-Apis von Memphis, verkürzt auch Oserapis oder Osorapis, gelenkt hat, eine lokale Abart des uralten grossen ägyptischen Gottes Osiris. Dieser Gott von Memphis hatte zwei Eigentümlichkeiten gegenüber allen anderen ägyptischen Göttern, die ihn der Religionspolitik des neuen, von aussen hereingekommenen Herrschers empfehlen mussten: einmal die Tatsache, dass er nicht mehr wie Apis selber als Stier verehrt wurde, sondern ein Kultbild in menschlicher oder halb-menschlicher Gestalt, und zwar in thronender Haltung besass³⁾, und zweitens: sein Name hatte bereits in der griechischen Kolonie der Hellenomemphiten in der ägyptischen Zentrale von Memphis⁴⁾ die hellenistische Umbildung zu Sarapis oder Serapis er-

¹⁾ Entscheidend K. Sethe, *Abh. der Gött.-Ges. der Wiss. N. F.* XIV, 5, 1913 u. *Janus* I, S. 207 ff.; darnach U. Wilcken, *Jahrb. des Deutschen Arch. Instituts* 32, 1917, S. 150 ff. und *UPZ.* I, S. 77 ff. Das Ägyptische an Sarapis hebt auch Schubart hervor, *Papyrusk.* S. 338 u. 351, *Ägypten* S. 81 f.

²⁾ Cumont a. a. O. S. 94

³⁾ Wilcken *UPZ.* I, S. 24.

⁴⁾ Vgl. die ausgezeichnete Schilderung des Memphis dieser Zeit bei W. Schubart, *Ägypten von Alexander dem Grossen bis auf Mohammed*, Berlin 1922, S. 181 ff.

fahren¹⁾, und der so umgenannte Gott stand dort bereits sowohl bei den Ägyptern wie bei den Griechen in hohen Ehren. Es ist meines Erachtens der „Zeuskönig“ von Memphis, den Alexander schon für seinen Reichsolymp vorgesehen und daher mit den höchsten makedonischen Ehren, einer militärischen Parade und einem Agon, wie wir sahen, bedacht hatte, offenbar „König“ genannt wegen seines Kultbildes in thronender Haltung. Was hier in Memphis so im kleinen Kreise bei den ägyptischen Memphiten und den neben ihnen wohnenden Hellenomemphiten spontan und vielleicht schon gefördert durch die Pharaonen der saitischen Dynastie²⁾ stattgefunden hatte, daran knüpften nun die Hoftheologen des neuen Herrschers an und suchten von hier aus den obersten Reichsmischgott zu entwickeln.

Der altägyptische Gott von Memphis Osiris-Apis, ein junger aber sehr hoher, königlicher Gott im heimischen Volkstum, wurde mit seinem ägyptischen, aber der griechischen Zunge angepassten Namen, dem Namen Sarapis, nun offiziell ausgestattet und dadurch schon der neuen Schöpfung durch Verbindung von ägyptischem Wesen und gräzisiertem Namen das Merkmal des Synkretismus aufgeprägt. Aber damit auch die neue Herrenbevölkerung, aus Makedonen und Griechen bestehend, zu dem neuen Reichsgott betete, dafür war es mit dem gräzisierten Namen allein nicht getan. Es mussten in dem Wesen des ägyptischen Gottes auch griechische Züge aufgedeckt werden. Der Osorapis, jetzt Sarapis umgenannt, war nun, wie wir wissen, seinem Wesen nach ein Unterweltsgott, ein Herr der Toten, zugleich als ein in der Tiefe waltender Gott der Segenspende, also auch ein Gott der Fruchtbarkeit. Daher wurde er dem griechischen Gotte Hades oder Pluton gleichgesetzt, der die beiden selben Funktionen hatte. Das griechische Götterbild, das in künstlerischer Vollendung dann von Bryaxis — jedoch vielleicht erst bei der Übertragung des Kultes nach Alexandria — geschaffen wurde³⁾, nach der Legende aus Sinope am schwarzen

¹⁾ Wilcken, ebenda S. 25 u. S. 86 f., vgl. auch die Einleitung zu Nr. 1 (Artemisiapapyrus) S. 99; Roeder, Art. Sarapis R.E. I A. 2, Sp. 2401.

²⁾ Auf diese Einflüsse des letzten ägyptischen Reiches unter den Saiten machen G. Roeder a. a. O. Sp. 2400 u. 2403 u. Werner Schur, Zur Vorgeschichte des Ptolemäerreiches, Klio XX, S. 293 ff. u. 297 ff. aufmerksam.

³⁾ Vgl. darüber W. Amelung, Le Sérapis de Bryaxis, Revue Archéol. 1903, II, S. 178.

Meer importiert¹⁾, stellt den neuen Reichsgott als Pluton im Zeustypus dar, auf dem Haupt den Kalathos, lateinisch Modius, das Getreidemass, wodurch der Unterweltsgott mit seinen schweremütigen Augen als Fruchtbarkeitsgott charakterisiert wird, während der Zeustypus offenbar an den thronenden Osorapis von Memphis erinnern sollte, den Alexander bereits als „Zeuskönig“ angesprochen hatte. Die daneben dann erfolgende Entwicklung des Sarapis zum Heilgott, griechisch gesprochen zum Asklepios, erklärt sich daraus, dass in Memphis schon neben Osorapis stets der ägyptische Heilgott Imhotep (Imuthes) verehrt wurde²⁾. Mit der Qualität als Heilgott aber war von vorneherein eine solche als Orakelgott verbunden, weil Imhotep auch schon Orakel gegeben hatte. Heilen und Zukunft-Voraussagen, das sind aber zwei Eigenschaften, welche die Götter schnell grosse Wirkungen auf die Gläubigen gewinnen lassen, nicht nur im Altertum sondern auch im Mittelalter, ja selbst noch in neuerer Zeit. Sofort setzt auch der kaum geschaffene Gott nach dieser Richtung mit seiner Tätigkeit ein. Die erste und eine seiner berühmtesten Wunderheilungen war diejenige des ehemals athenischen, damals alexandrinischen Staatsmannes Demetrios von Phaleron von der Blindheit³⁾, und die erste Betätigung als Orakelgott geschah durch die Beantwortung einer Frage des Königs Nikokreon von Salamis auf Cypern, der zur Satrapenzeit des Ptolemaios dieses Land bis zum Jahre 310 v. Chr. regierte⁴⁾.

Eine wichtige Tatsache nun ist, dass dieser so gefundene synkretistische Gott, der sofort mit solcher Vielseitigkeit der Betätigung weit über die Reichsgrenzen auftreten konnte, zunächst in Memphis und zwar hier allein, wie seither, installiert wurde.

¹⁾ Die Translationserzählung sollte den ägyptischen Ursprung und Charakter etwas verschleiern. Warum gerade Sinope als Ausgangspunkt gewählt wurde, hat Rostowzew in der Festschrift für Graf Bobrinsky (russisch) zu erweisen gesucht, vgl. darüber O. Weinreich a. a. O. S. 6 f., bes. S. 7 Anm. 7.

²⁾ Zu diesem und dem Folgenden vgl. wieder die grundlegenden Ausführungen von Wilcken a. a. O. S. 31 ff.; vgl. auch Kurt Sethe, Imhotep, der Asklepios der Ägypter, ein vergötterter Mensch aus der Zeit des Königs Dóser in Sethes Untersuchungen für Gesch. u. Altertumsk. Ägyptens II, 1902, Heft 4 S. 95 ff.

³⁾ Der Geheilte verfasste Pänne zu Ehren des Gottes, der ihn gerettet hatte, Diogenes Laert. V 5, § 76, dazu Cumont a. a. O. S. 91 u. S. 266.

⁴⁾ Macrobius, Saturn I, 20, 16, dazu W. Otto, Priester und Tempel II, S. 269, Wilcken, UPZ. I, S. 33 u. S. 83 u. 89.

Daraus ist der Schluss zu ziehen, dass Ptolemaios anfangs Memphis zur ersten und wichtigsten Reichshauptstadt hat machen wollen, was auch durch die Überführung der Leiche Alexanders in diese Stadt¹⁾ entgegen dem Testament des grossen Königs, der in der Oase des Zeus Ammon, seines Vaters, begraben werde wollte, in gleicher Weise klar bewiesen wird, ähnlich wie Alexander Babylon, also auch eine orientalische Stadt, in Verfolgung seiner Ausgleichspolitik zwischen Orientalen und Okzidentalern zur Residenz erhoben hatte.

Es ist aber anders gekommen, wie der kluge Dynastiegründer des neuen ägyptischen Teilreiches ursprünglich gewollt hat. Auch hier zeigt sich, wie so oft in der Geschichte, dass die Verhältnisse meist stärker sind als die Menschen, stehen diese auch noch so hoch. Wie die Satrapenstele von 311 beweist²⁾, hat Ptolemaios schon vor diesem Jahr Alexandria neben Memphis als zweite Hauptstadt, offenbar mit Rücksicht auf die eigene und die griechische Nation, anerkannt, und die Folge war die Übertragung des Sarapiskultes auch in die neue, mehr griechisch geformte Hauptstadt und damit die Schöpfung des Sarapeums von Alexandria, des mächtigsten und grössten religiösen Bauwerkes, das diese Stadt gesehen hat, übertroffen höchstens noch durch das gewaltige Mausoleum Alexanders, das sein Sohn dann errichtete, als in Verfolgung der neuen Politik auch die Leiche des zum Gott erhobenen Alexander von Memphis nach Alexandria übersiedeln musste. Die definitive Übertragung des Herrschersitzes in die Seestadt Alexanders aber ist bald verbunden worden mit dem Ersatz der seitherigen Ausgleichspolitik durch eine reine Herrenpolitik zugunsten der Makedonen und Griechen und die Herabdrückung der Ägypter in eine Pariastellung: ein Systemwechsel, der wahrscheinlich nur aus aussenpolitischen Motiven erklärt werden kann³⁾.

¹⁾ O. Rubensohn, Das Grab Alexanders des Grossen in Memphis, Bull. de la Soc. Arch. d'Alexandrie Nr. 12, 1910, S. 83 ff., G. Plaumann, Archiv für Pap.-Forschung VI, 1913, S. 78.

²⁾ Kurt Sethe, Hieroglyphische Urkunden der griech-röm. Zeit, Leipzig 1904, II, S. 11 ff.; vgl. U. Wilcken, Ägypt. Zeitschrift 35, 1897, S. 81 ff., bes. S. 84 Anm. 3. Der Satrap feiert das in der Inschrift erwähnte Siegesfest, von Libyen kommend, wahrscheinlich in der neuen Hauptstadt Alexandria.

³⁾ Vgl. dazu meine Ausführungen in der Lumbroso-Denkschrift S. 242 ff.

Die Seleukiden, die grossen Rivalen der Ptolemäer in Asien, haben zuerst diese stramme makedonische Herrenpolitik eingeschlagen. Diesem Vorgehen musste sich Ptolemaios anschliessen, wollte er den Anschluss an die heimische Kulturwelt, die Wurzeln seiner Kraft in politischer und militärischer Beziehung, nicht verlieren¹⁾. Das Hinübergreifen der neuen ägyptischen Regierung nach den Inseln des ägäischen Meeres und die Aufrichtung eines Protektorats über die Inselgriechen wiesen ihn in dieselbe Richtung. Wie so oft in der Geschichte ist auch hier der Innenpolitik durch die Aussenpolitik der Weg gewiesen worden.

Als Ausdruck dieser politischen Schwenkung erhob sich jetzt also auch in Alexandria ein Serapeum²⁾. Ein griechischer Baumeister, mit Namen Parmeniskos, hat dieses zweite Heiligtum des neuen Kabinetts gottes gebaut. Daher war es sicher im Gegensatz zum memphitischen Serapeum durchaus in griechischen Tempelformen gehalten, allerdings umgeben von einer Masse von Kapellen und kleineren Sanktuarien ägyptischen Stils, in denen die ägyptischen Tempelgenossen des Sarapis untergebracht waren, so z. B. Anubis, für den erst durch eine kürzlich gefundene hieroglyphische Inschrift ein eigenes Heiligtum am Serapeum festgestellt worden ist. Während im ägyptischen Mutterheiligtum von Memphis nur ein kleines griechisches Sanktuar für die dort betenden Griechen und Makedonen angenommen werden muss³⁾, ist umgekehrt in Alexandria der griechische Tempel mit dem griechischen Götterbild des Bryaxis die Hauptsache, und das ägyptische Götterbeiwerk ist in die Nebenkapellen des griechischen Heiligtums verbannt worden, also eine vollkommene Umkehrung in der äusseren Aufmachung. Eine gewaltige Freitreppe führte in hundert Stufen zu dem auf hohen Substruktionen erbauten

¹⁾ Ich kann die Darstellung, die Ed. Meyer, *Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien*, Kunst und Altertum Bd. V, Berlin, Curtius 1925, S. 46 von dem Gegensatz der Politik im Seleukiden- u. Lagidenreich nicht akzeptieren. Die Lagiden haben nicht die Schranken der verschiedenen Nationalitäten, die sie beherrschten, nachdrücklich festgehalten, vielmehr ganz im Gegensatz dazu anfangs diese Schranken niederzureissen versucht.

²⁾ Das Folgende nach W. Weber, *Ägypt.-griech. Götter* S. 17 u. U. Wilcken, *UPZ.* I, S. 92 ff.

³⁾ Wilcken, *Jahrbuch* S. 154, *UPZ.* I, S. 28.

Tempel hinauf. Wie den Tempel wird man auch die in der Literatur erwähnten Propyläen im griechischen Stil erbaut zu denken haben, ebenso auch die anschliessenden Säulenhallen, die antike Schriftsteller nicht genug preisen können. Griechisch war natürlich auch die zum Tempel gehörige Bibliothek. Der Gesamteindruck wird so von allen unseren Quellen als ein überwältigender geschildert; nur dem Kapitol von Rom stellt Ammianus Marcellinus¹⁾ das Serapeum von Alexandria nach.

Aber trotz allem und allem wurde doch nicht das ägyptische Wesen aus dem Kult des so stark griechisch gewordenen Gottes verbannt, wie wir schon aus der Existenz der ägyptischen Seitenkapellen des Tempels für die einheimischen Begleiter des Sarapis erkannt haben. Auch die den Kult bedienende Priesterschaft war teils griechisch, teils ägyptisch; griechisch war allerdings der Oberpriester, also die Spitze der Hierarchie. Aber das Wichtigste, was hier in Alexandria nach der ägyptischen Seite hin vollzogen wurde und was für die ausserordentliche Fernwirkung unseres Kabinettsottes entscheidend wurde, war die enge Verbindung des Sarapis mit der grössten Göttin der alten Ägypter, mit Isis. Wir wissen aus Arrian²⁾, dass schon Alexander selbst bei der Gründung der nach ihm benannten Stadt ein Heiligtum der Isis zu bauen befohlen hatte, dass also schon der grosse König das ägyptische Götterelement keineswegs aus seiner Griechenstadt ferngehalten zu sehen wünschte. So war die grosse Genossin des Osiris damals schon Tempelinhaberin in der neuen makedonisch-griechischen Stadt geworden. Jetzt wurde ein Schritt weiter getan, jetzt wurde in griechischer Weise das Götterpaar Sarapis-Isis nebeneinandergestellt, d. h. der alte memphitische Zeuskönig und die Königin Isis, die *Isis regina*, wie sie auf lateinischen Inschriften so gern genannt wird³⁾, werden miteinander verbunden. Dadurch wurde aber dem griechisch immer stärker umgebildeten Reichsgott noch einmal ein rein ägyptisches Gotteswesen weiblicher Art beigegeben, das, wie gesagt, für die Wirkung des

¹⁾ XXII 16, 12.

²⁾ Anabasis Al. III, 1, 5, dazu Wilcken, UPZ. I, S. 85.

³⁾ Sarapis und Isis zuerst auf der Inschrift von Halikarnass, Dittenberger, OGI. I, 16 (zwischen 308—306), dazu Wilcken, UPZ. I, S. 29 u. 82; Inschriften der Isis regina zusammengestellt von Dessau, Inscr. lat. sel. III, Index S. 533.

obersten Gottes entscheidend wurde¹⁾. Isis, die alte ägyptische Göttin des Geschlechts- und Liebeslebens, war in jener Zeit schon eine Gottheit mit stark pantheistischem Einschlag. Sie war nicht nur die Königin des Himmels und der Erde, sie war auch „die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft“, „die Natur als Mutter der Dinge, die Herrin der Elemente, geboren am Anfang der Jahrhunderte“²⁾. Bildlich dargestellt mit ihrem Sohne Horus oder Harpokrates, den sie mütterlich segnend auf ihrem Schoß hält oder stillt, ist sie die heidnische Madonna des Altertums³⁾. Wie das Muttergottesbild mit dem Jesusknäblein im Christentum, hat das Isisbild mit Harpokrates in der vorchristlichen Welt vor allem auf die Frauenwelt gewirkt und durch die Frauen sich die Welt erobert. Nach dieser Verbindung der Isis mit Sarapis ist nun neben das Kunstwerk des Bryaxis ein griechischem Empfinden entsprechendes Kultbild der Isis, sowohl ein stehendes wie ein sitzendes, getreten, dessen hellenistisches Gewand neuerdings Heinrich Schäfer in der ihm eigenen feinsinnigen Weise analysiert hat⁴⁾. Sie trägt auch jetzt noch im Grunde durchaus ägyptische Frauengewandung, ein linnenes Untergewand und darüber einen Mantel, der vorn auf der Brust in ägyptischer Weise geknotet ist, das Hemd unter dem Obergewand unten hervorragend. Aber das Ganze ist nicht mehr rein ägyptisch dargestellt, sondern in einer höchstem griechischem Empfinden entsprechenden Weise von einem griechischen Künstler durchgearbeitet. Schäfer schliesst seinen höchst beachtenswerten Aufsatz mit den Worten: „So stellt sich die Schöpfung der hellenistischen Isisstatue viel klarer, als man bisher glaubte, in die Reihe der im Sinne

¹⁾ Wilcken a. a. O. S. 29: „Unsere Papyri sind ein wichtiges Zeugnis dafür, dass bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. der Prozess im Gange war, der allmählich zu einem immer stärkeren Hervortreten der Isis vor Sarapis geführt hat, das uns in gewisser Weise an die Geschichte des Marienkultes erinnert“.

²⁾ So Cumont a. a. O. S. 106.

³⁾ Bei Rentlingen wurde vor Jahren ein einst offenbar als Amulett verwendetes kleines silbernes Bild der Isis mit Harpokrates auf dem Schoß ausgegraben. Der Bauer, auf dessen Grundstück das kleine Monument gefunden worden war, wollte es nicht hergeben, weil seine Frau behauptete, dass das Muttergottesbild auf ihrem Grund und Boden zutage gekommen sei. — Heute befindet sich das Stück im Tübinger archäologischen Museum.

⁴⁾ Janus, Festschrift für C. F. Lehmann-Haupt I, S. 194 ff.

Alexanders liegenden Taten, die als eine Versöhnung, ja Verschmelzung von Griechentum und morgenländischem Geiste hinielen¹⁾. Damit werden also auch die ersten Anfänge der alexandrinischen Epoche des Sarapiskultes als noch nicht ganz frei von den alten Alexander-Ideen der Ausgleichung und Verschmelzung der Völker erwiesen.

Aber immerhin war man aus der ägyptischen Atmosphäre heraus, seitdem der Hauptsitz des neuen Kabinetts Gottes in die damals einzige Griechenstadt des Landes verlegt worden war. Und nun machte die Gräzisierung des Gottes Riesenfortschritte¹⁾. In Alexandria vollzog sich seine Gleichsetzung mit Dionysos, der schon seinem ägyptischen Prototyp Osiris von den Griechen in älterer Zeit angeglichen worden war, d. h. mit demjenigen Gott, der unterdessen zum Musengott der Griechen geworden war und der — vornehmlich unter dem 2. Ptolemäer — die Ausgestaltung Alexandrias zur Gelehrten- und Musenstadt brachte. In der grossen See- und Handelsstadt bekam Sarapis dann andererseits Beziehung zum Meere, er wurde der grosse Retter in Seenot, ward dadurch gleich den Dioskuren, die seit alters in Hellas dieses Amt versahen. Aber das wichtigste war: in Alexandria wurde Sarapis zum Sohn des Helios, des grossen im ägyptischen und griechischen Kultleben gleich mächtigen Sonnengottes. Diese Beziehung der beiden Götter zueinander ist ebenfalls alt. Denn die Fassade des alexandrinischen Tempels hatte ein Fenster, durch welches die Strahlen der aufgehenden Sonne am Gründungstage des Heiligtums gerade auf die Lippen der Sarapis-Statue fielen, so dass das gläubige Volk die Begrüssung der beiden Götter durch Kuss erkennen konnte und darob aufzujubeln begann²⁾. Dieser Helios-Sarapis von Alexandria wurde aber dann der Vertreter der imperialistischen Politik der ersten Ptolemäer und damit der göttliche Weltenherrscher κατ' ἐξοχήν im Himmel und auf Erden³⁾, wie seine

¹⁾ Wilcken UPZ. I, S. 88 f.

²⁾ Roeder, Art. Sarapis R. E. I A. 2, Sp. 2410 und 2421.

³⁾ An Sarapis als Weltenherrscher (Wilcken, UPZ. I, S. 81, C. F. Lehmann-Haupt, Festschr. des Akad.-Hist. Klubs, Innsbruck 1924, S. 93, Klio XIX, 1924, S. 229) sind die Ansprüche der ersten Ptolemäer auf die βασιλεία τῆς Ἀσίας angeknüpft worden (Kornemann, Klio XVI, S. 229, anders Wilcken, UPZ. I, S. 81, vgl. Lumbroso-Denkschrift S. 241).

Gattin, und dadurch auch dem griechischen Zeus selber ranggleich. Wir sehen, hier in Alexandria ward aus Sarapis wirklich ein höchster Reichsgott wie der Jupiter Optimus Maximus von Rom. Und wie im späteren Imperium Romanum jede Stadt ihr Kapitol und ihren Jupitertempel haben musste, wenn sie Rom gleichkommen wollte, so jetzt die Gemeinden Ägyptens und der ptolemäischen Aussenländer ihre Serapeen. Das Werk des Reichsgründers war gelungen, das Reich hatte seinen Reichsgott, und nichts ist hierfür so beweisend, wie die Tatsache, die jeder Papyrusforscher kennt, dass nämlich der Schwur beim König, der *ὄρκος βασιλικός*, der die höchste Rechtskraft der Urkunden schuf, ausser bei den Gottkönigen und Gottköniginnen auch beim Sarapis und der Isis erfolgte oder, wie es genauer heisst, bei den Gottkönigen, dann beim Sarapis und der Isis und allen übrigen Göttern und Göttinnen, welch' letztere also alle nicht mehr mit Namen genannt werden im Gegensatz zu jenen, den grossen Staatsgöttern¹⁾. Weit über das Reich hinaus wird dann allmählich der königliche Gott mit seiner königlichen Gemahlin mächtig, wird zu einer kosmopolitischen Grösse, die auch in Griechenland, später bei den Römern eine Unmasse von Gläubigen gewinnt. Immer höher steigt er über die anderen heidnischen Götter empor zu einer fast monotheistischen, besser gesagt henotheistischen Bedeutung, die später in der Kaiserzeit ihren Ausdruck fand in dem Rufe: *εἰς θεὸς Σάραπις*, auf Deutsch: ein einziger Gott und das ist Zeus-Sarapis²⁾, der in Gemeinschaft mit Helios³⁾ und dem solaren Pantheismus

¹⁾ Seit Euergetes I., Wilcken, UPZ. I, S. 84. Dieser Forscher betont mit Recht, „dass diese Formel, die ebenso in griechischen wie in demotischen Texten begegnet, zweifellos von der königlichen Regierung eingeführt und vorgeschrieben gewesen sein muss“. „Schärfer konnte nicht ausgedrückt werden, dass Sarapis und seine Genossin Isis die höchsten Götter im Reiche sein sollten.“ „Zugleich spricht dies auch für die Fortdauer der königlichen Propaganda, und auch diese, die wir schon von Ptolemaios I. an nachweisen konnten, zeugt gegen die Auffassung von Schubart, der die ‚staatliche Hilfe‘ ausschalten wollte.“

²⁾ Vgl. dazu O. Weinreich a. a. O. S. 17, genauer über den Sinn der Formel S. 27 ff.

³⁾ Auf Inschriften und Münzen häufig *θεὸς Ἥλιος μέγας Σάραπις* (vgl. W. Weber, Drei Unters., S. 14 ff.; Roeder, R. E., Sp. 2410; Jos. Vogt, Die alexandrinischen Münzen I, 1924, S. 55 ff. u. II, S. 16; O. Weinreich a. a. O. S. 9, 14, 24 ff.; U. Wilcken, UPZ. I, S. 89; Kornemann, Lumbroso-Denkschr. S. 239.

der Spätantike alle anderen Götter Ägyptens und seiner Umländer herunterdrängt in eine zweite, eine tiefere Sphäre und den Kampf erst gegen den Judengott¹⁾, dann gegen den neuen Alleingott der Christen wie kein Zweiter aufnimmt. Man wird lebhaft erinnert an die grösste Zeit des alten Ägyptertums, das neue Reich, als der grosse Ammon von Theben, zum Reichsgott eines Weltreiches von selten weiter Ausstrahlung erhoben war, „als der Herr des Universums und Vater des Pharao, der dem geliebten Sohne die Welt bis zu ihren Rändern unter die Sohlen legt und den Weg zum Himmel öffnet“²⁾.

Doch wir machen hier Halt. Wir wollten ja nur von der Geburtsstunde des neuen, einzigartigen Gottes reden, nicht von seiner Ausbreitung und von seinem Ende. Uns allen liegt aber schon auf der Zunge noch eine Frage, die noch schnell zu beantworten ist. Wie konnte ein so künstliches Gebilde, wie dieser Kabinetts-gott, das Produkt der Beratung zweier Theologen mit einem Herrscher, solche Erfolge erzielen, zu solcher Grösse emporsteigen? Religionen, die wirklich Gläubige finden und diese Gläubigen wirklich bei sich festhalten wollen, müssen etwas mehr haben, als einen schönen, für alle Zungen passenden Namen und äussere Aufmachung, sie müssen Dogmen bringen, die das Sehnen der Menschen nach einem höheren sittlichen Dasein hier auf Erden und nach einer Antwort auf die letzten und höchsten Probleme des irdischen und des himmlischen Lebens befriedigen. Hier muss Sarapis nicht versagt haben und warum? Nun es gibt nur eine Antwort, die schon der bekannte belgische Religionshistoriker Franz Cumont gegeben hat³⁾. In den Sarapisglauben ist das grossartigste Gut ägyptischer Religiosität, wie es seit unvordenklichen Zeiten im Osiriskult sich verdichtet hatte, hineingeflossen. Dieses uralte Bauernvolk des Niltals, dessen urwüchsiger Glaube zwar nicht Berge versetzt, aber Pyramiden als Totenhäuser seiner

¹⁾ Pap. Oxy. X (1914), Nr. 1242, dazu W. Weber, Hermes 50 (1915), S. 47 ff.: Streit der Juden und Sarapisanbeter aus Alexandria vor Gericht unter Kaiser Traian, O Weinreich a. a. O. S. 18 f.

²⁾ So Wilhelm Weber, Die Staatenwelt des Mittelmeeres in der Frühzeit des Griechentums, Stuttgart 1925, S. 27.

³⁾ Vgl. zum Folgenden Cumonts Buch: Die orientalischen Religionen im röm. Heidentum, 1910, S. 102 ff. und 111 ff.

Fürsten hat erstehen lassen, es hat wie kein zweites Volk des Altertums die grosse Frage nach dem Fortleben der Seele im Jenseits gestellt und sie in jenem freudigen Optimismus, der dieses Volk voll Erdgeruch auszeichnet, zu bejahen gesucht. Das beständige Bestreben der Ägypter, sich und den Seinigen ein Leben nach dem Tode zu sichern, hat den stärksten Ausdruck in dem uralten Osirisdienst des Landes gefunden. Das Ritual und die Mysterien des Sarapis und der Isis, wie sie auch in Alexandria und in all den Filialen des Kultes innerhalb und ausserhalb der Grenzen Ägyptens gepflegt wurden, waren offenbar rein ägyptisch, an den Osiriskult anknüpfend, höchstens haben dabei noch die eleusinischen Mysterien, dank der Mitarbeit des Timotheos, Pate gestanden. Den alten ägyptischen Glaubensvorstellungen gemäss vermeinte man die Unsterblichkeit am ehesten durch eine Identifikation des Toten wie einst mit Osiris, so jetzt mit Sarapis zu gewinnen¹⁾. Dem diene alles, dem dienten nicht zuletzt die Mysterien, die mit dem Kulte verbunden waren. Für das Leben im Jenseits war das Leben im Diesseits nach ägyptischer Anschauung nur eine Vorbereitung. In dem memphitischen Mutterheiligtum lebten fromme Männer, die den heiligen Bezirk nicht verliessen, weil sie innerlich an den Dienst ihres Gottes sich gebunden fühlten. Man hat sie als die Mönche des Altertums bezeichnen wollen, ist aber damit der Institution der sogenannten Katochoi des Sarapis in keiner Weise gerecht geworden²⁾. Mit einem Wort: der Umstand, dass der uralte Osirisglaube der Ägypter mit Isis in den Sarapiskult übergegangen ist, hat diesem neuen Glauben die ungeheure Tief- und Fernwirkung gegeben, die wir an ihm bewundern. Als er ausserhalb Ägyptens, sei es in Griechenland, sei es in Italien, auftauchte und in grossem Umfang Propaganda machte, fielen die Menschen ihm in grosser Menge zu, weil noch „keine Religion bis dahin den Menschen eine gleich bestimmte Verheissung seliger Unsterblichkeit gebracht“ hatte, wie dieser Gott³⁾, auch keiner solche Taten göttlicher Wunderkraft zu ver-

¹⁾ Cumont S. 168.

²⁾ Über das vielbehandelte Problem jetzt am eingehendsten U. Wilcken, UPZ. I, S. 52 ff. Die Institution ist später auch in anderen Sarapistempeln vorhanden gewesen, v. Wilamowitz, S.-Ber. der Berl. Ak., 1925, XXVIII, S. 339 Anm. 1.

³⁾ Cumont a. a. O. S. 119.

richten verstand¹⁾. Und dass mit Sarapis auch Isis kam, die Göttin des legitimen und des illegitimen Liebeslebens, das hat die Herzen der Frauen, der Ganz- und Halbwelt²⁾, dem neuen Glauben in Massen gewonnen.

Als dann das Christentum in der Welt erschien und immer mehr erstarkte, sah es in dieser Religion des damaligen Kabinetts-gottes Ptolemaios I. einen seiner grössten Gegner. Wir besitzen eine christliche Weltchronik auf Papyrus, mit Bildern geschmückt, die bald nach 400 in Alexandria geschrieben und in einem koptischen Kloster mit Bildern versehen ist; sie konnte keinen besseren Abschluss für ihre Darstellung und ihre Bilder finden als die Schilderung der Zerstörung des alexandrinischen Serapeums im Jahre 391 n. Chr. durch den Bischof Theophilus von Alexandria. Auf dem letzten Bilde sehen wir, wie fanatisierte christliche Mönche Steine gegen das verhasste Götterbild des Sarapis schleudern³⁾. Der Untergang dieses Gottes bedeutete also für die Christen Ägyptens erst die wirkliche und definitive Aufrichtung der Herrschaft ihres Gottes im Niltal⁴⁾, wogegen das Isisheiligtum von Philae im äussersten Süden Ägyptens vor dem Untergang dadurch bewahrt wurde, dass man es in ein Marienheiligtum umwandelte. Es ist bezeichnend für den Christenglauben in seiner damaligen Gestalt, dass er den grössten Sarapistempel von Ägypten vernichtete, aber das grösste Isisheiligtum konservierte, anders

¹⁾ Am besten behandelt die Berichte über die *ἀρετή*, die göttliche Wunderkraft des Sarapis, die „Aretalogien“, O. Weinreich a. a. O. S. 10 ff. Vor dem Koloss des Sarapis in Alexandrien knieten die Andächtigen, umarmten und küssten dessen ungeheuren vorgestreckten Fuss, wie später die Rompilger den der Petrusstatue in der Peterskirche (Weinreich, ebenda).

²⁾ Cumont S. 108: „Als Isis in Italien einzog, war sie keine strenge Göttin mehr. Mit Venus identifiziert, wie ihr Sohn Harpokrates mit Eros, wurde sie besonders von den Frauen verehrt, welche aus der Liebe ein Geschäft machen.“

³⁾ A. Bauer und J. Strzygowski, Denkschriften der Wiener Ak. 51, 1905, S. 70, 122 Taf. 6.

⁴⁾ Weinreich S. 24: „Erst da war die Macht dieses Hauptes der Idolatrie gebrochen. Eine alte Verkündigung besagte, der Himmel werde niederstürzen und die Erde bersten, wenn man wage, Hand an das Sarapisbild zu legen. Nichts von all dem geschah. Als einer der Mönche mit dem Beil zuschlug, da strömten wohl Scharen von Mäusen aus dem hohlen Innern des Götterbildes, aber kein Blitz traf den Frevler, die Erde barst nicht und der Himmel stürzte nicht ein — Sarapis war alt geworden, er tat keine Wunder mehr.“

ausgedrückt, der Madonna des Altertums die Madonna des christlichen Glaubens substituierte.

Und nun noch ein Wort, mit dem wir zu unserem eigentlichen Thema und zum Anfang zurückkehren. Die Vorbedingungen zur Entstehung dieses ägyptisch-griechischen Mischgottes waren, wie wir gesehen haben, nur ein Dezennium über, zwischen 323 und 313, gegeben, solange der neue Herr von Ägypten noch an die Realisierung der Alexanderpolitik glaubte. Wäre in diesem Dezennium die Idee im Kopf des grossen ersten Ptolemäers nicht entstanden, dann wäre die Welt um eine der interessantesten Religionen des Altertums, die genau siebenhundert Jahre lang Bestand gehabt hat, ärmer gewesen. Ein makedonischer Mann aus Alexanders Umgebung und Gedankenwelt hat durch diese Tat einer der tiefsten religiösen Ideen des ägyptischen Volkes, dieser neben den Römern religiosissimi mortalium, zum Durchbruch verholfen, hat vor dem Christentum dem Jenseitsglauben nicht, wie in der griechischen Philosophie, durch Spekulation, sondern durch göttliche Offenbarung, deren keine wahre Religion entbehren kann, eine Stätte bereitet¹⁾, zuerst in Memphis, dann in Alexandria in einer auf übervölkischer Basis ruhenden Religion, die gerade dadurch mit die grosse Kraft bekam, so schnell missionierend zu wirken. Der letzte grosse Erreger und Anstifter dieser religiösen Bewegung war also ein makedonischer, kein griechischer Mann. Ein Grieche jener Zeit hätte bei seiner noch sehr stark antibarbarischen Einstellung gar nicht solches Entgegenkommen gegenüber den Ägyptern zu zeigen vermocht.

Wir kennen den griechischen, wir kennen den römischen Menschen²⁾. Was wissen wir von den Makedonen, diesem Volk, das meteorartig am politischen Himmel des Altertums erschienen ist und dann noch nicht anderthalb Jahrhunderte lang die Welt in Atem gehalten hat? Wir haben eine wirkliche Grosstat eines Vertreters dieses merkwürdigen Volkes eben kennen gelernt, eines

¹⁾ Cumont S. 119 f.

²⁾ Den griechischen Menschen hat uns v. Wilamowitz auf dem Münsterer Philologentag von 1923 meisterhaft gezeichnet. Das Bild des römischen Menschen umreist R. Heinze in dem Büchlein: Von den Ursachen der Grösse Roms, Leipzig, Teubner 1925; vgl. auch M. Gelzer, Das Römertum als Kulturmacht, Hist. Zeitschr. 126, 3. Folge 30 (1921), S. 189 ff.

Mannes, der die noch viel grösseren Ideen und Taten Philipps und Alexanders für sein Volk hat auswerten wollen, eine Grosstat, die in merkwürdigem Gegensatz steht zu der Haltung seiner Nachfolger, eine Grosstat, die gerade deshalb für uns von so besonderem Interesse ist, weil sie einen Versuch darstellt, die so gänzlich verschiedene religiöse Gedankenwelt des Orients und des Okzidents miteinander zu verschmelzen oder wenigstens eine Brücke zu schlagen über die materiellen Interessen hinaus für die höchsten geistigen Strebungen der nun einsetzenden hellenistischen Welt. Der plötzliche Umschlag, der dieser orientfreundlichen Politik des Satrapen gefolgt ist, hat die Reaktion der orientalischen Völker im zweiten vorchristlichen Jahrhundert und damit den Übergang zur Orientalisierung des Abendlandes gebracht, während die Männer, die mit Alexander ausgezogen waren, an die Möglichkeit einer Gräzisierung des Morgenlandes gedacht hatten, die nach jener orientalischen Reaktion im 2. Jahrhundert doch nur in den engsten Grenzen sich verwirklichen liess ¹⁾. Mit dieser orientalischen Reaktion ist aber auch das Ende des Makedonentums gekommen. Eingekeilt zwischen Rom und den wiedererwachenden Orient ist es nach kurzer Blüte zugrunde gegangen. Was waren diese Makedonen für Menschen? Vielleicht können wir doch etwas tiefer in ihre Psyche hineinschauen. Ich glaube einen Weg dorthin gefunden zu haben und werde ein andermal davon handeln ²⁾.

¹⁾ Ed. Meyer, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien, Kunst und Altertum, Bd. V, 1925, dem ich aber nicht in allem (z. B. S. 10 Anm. 1) zu folgen vermag.

²⁾ Der Weg geht über die Rekonstruktion des Werkes, das Ptolemaios I. seinem grossen König gewidmet hat; es ist das einzige Werk über den grössten Makedonen, das von einem Volksgenossen des Herrschers geschrieben ist und uns einen Blick in die Seele des Verfassers tun lässt, der ein typischer Vertreter seines Volkes genannt werden kann.

Wandalische Götter.

Von Rudolf Much.

Wer sich die Erforschung deutschen Altertums zum Ziel gesetzt hat, der wird von Zeit zu Zeit immer wieder auf jenes einzigartige Buch zurückgreifen, das aus dem vorschauenden Geiste eines hochstehenden Römers entsprungen ist, aus seiner Ahnung, dass vom Norden Europas her und von einem jugendfrischen Volke aus, das er dort heranreifen sah, sich neue Weltgeschicke vorbereiteten.

Freilich wird die Germania des Tacitus, von der ich hier spreche, stets als Ganzes und als literarisches Kunstwerk ihren grössten Eindruck machen und es ist für diesen belanglos, wenn der sachliche Inhalt manches Kapitels zu Kritik Anlass gibt oder Lücken übrig lässt. Vielleicht ist das Mass dessen, was wir über unsere Vorfahren ohne Tacitus nicht wüssten, sogar kleiner, als man sich gemeiniglich vorstellt. Es wäre lohnend, das einmal im einzelnen zu untersuchen und festzustellen. Dabei würde sich aber ergeben, dass es besonders wichtige Dinge sind, die wir nur durch ihn erfahren. Und auf keinem Gebiet verdanken wir ihm so viele wertvolle und unersetzliche Mitteilungen, auf keinem sind wir so sehr auf ihn angewiesen als auf dem der germanischen Religionsgeschichte. Ohne ihn und seine Germania wüssten wir nichts von Tuisto und Mannus, nichts von Isis in Germanien, nichts vom Nerthusfest, nichts vom svebischen Bundesopfer im Fesselhain der Semnonen, nichts endlich von der Verehrung der Alci, der naharvalischen Dioskuren.

Es sind besonders altgermanische Opferfeste und Kultgenossenschaften, über die wir aus Tacitus wertvolle Kunde schöpfen, und selbst auf den aus jüngeren Quellen wohlbekannten schwedischen Stammeskult fällt durch ihn das erste Streiflicht. Von einem gemeinsamen Kult mehrerer Völkerschaften spricht er bei dem der Nerthus und des allwaltenden Gottes der Sveben ausdrücklich. In Bezug auf die Tanfana bei den Marsen, deren er in der Germania nicht mehr gedenkt, deutet er in den Annalen 1, 51 Ähnliches an, indem er ihr Heiligtum als „celeberrimum illis gentibus templum“ bezeichnet. Bei dem Kult der naharvalischen Dioskuren dagegen

lässt sich aus keinem Wort unseres Gewährsmannes herauslesen, dass auch andere lugische Stämme daran beteiligt waren.

Die gleichen Göttergestalten wie diese Dioskuren begegnen uns aber sogar in einem grösseren, weit über die Germanen hinausreichenden Kreis indogermanischer Stämme. Wenn Tacitus die von den Naharvalen verehrten göttlichen Jünglinge mit Castor und Pollux vergleicht, ist das gewiss mehr als blosses „interpretatio Romana“, wie er selbst es nennt, für die sonst eine Übereinstimmung in ein paar äusserlichen Zügen ausreicht. Denn auch bei Kelten, bei Letten, vor allem aber bei Indern kennen wir Gleichartiges, Urverwandtes. Die indischen Açvinâu sind gleich den griechischen Dioskuren Lichtgötter, Helfer aus Meeresnot, Ärzte, Schützer der Frauen. Ihr Name drückt Beziehung zu Pferden aus; ebenso sind die griechischen Dioskuren beritten oder Rossebändiger. Ja wenn diese in Theben unter dem Kulturnamen λευκὸ πῶλον „die weissen Rosse oder Rösslein“ verehrt wurden, liegt der Schluss nahe, dass sie ursprünglich nicht als Reiter oder Ritter, sondern selber pferdegestaltig vorgestellt wurden, und diese Vorstellung muss für die Zeit indisch-griechischer Beziehungen um so mehr vorausgesetzt werden, als die Verwendung des Pferdes als Reittier verhältnismässig jung ist.

Was die Naharvali betrifft, sind sie ein Stamm der Lugii, deren Name als „Vertrags- oder Eidgenossen“ gedeutet wird, oder — wie sie daneben heissen — der Vándali, Vándili oder Vánduli.

Wir kennen ausser ihnen noch eine grosse Zahl anderer lugisch-wandalischer Völkerschaften. Über ein Dutzend Namen von solchen ist uns überliefert, wobei aber mit Mehrnamigkeit einzelner Stämme zu rechnen ist. So sind die *Ὀυαυοί* des Ptolemaeus von den Manimi des Tacitus kaum zu trennen. Schon Müllenhoff hat die Ansicht ausgesprochen, dass die Victovali und Hasdingi dasselbe seien, und ich habe dies dann in bezug auf die Naharvali und Silingi getan. Nach Diculescu endlich sollen die Lacringi und Taifali das gleiche Volk sein.

Dabei gründet sich aber die Gleichstellung der Naharvali und Silingi auf die Annahme, das Heiligtum der Naharvalen sei der Zobtenberg im *pagus Silensis*, dessen Name in slavischer Umgestaltung den der *Silingi* forterhält und deren Sitze festlegt. Gerade die Gegend um diesen Berg muss für den Stamm der Silingi besondere

Bedeutung gehabt haben, denn auch er selbst heisst *mons Zlence* und *mons Silencii*, und das an ihm vorbeifliessende Gewässer, die Lohe, hat im Tschechischen den Namen *Sleza* aus *Silinga*. Auch bei den heidnischen Slaven spielte nach dem Zeugnis Thietmars von Merseburg der Zobtenberg im Kult eine Rolle und diese war wohl Ursache, warum an derselben Stätte das — durch die Untersuchungen von Dr. Georg Lustig, Schles. Monatshefte, 2. Jg., Nr. 1 (1925), 14 ff. festgestellte — alte christliche Heiligtum gegründet wurde, das offenbar dem Zwecke diente, die an der Örtlichkeit haftende Verehrung in ein christliches Bett zu lenken. Da uns ausser den schon besprochenen Namen auch noch derjenige der nahe gelegenen Stadt Nimptsch, *Němci* bei Thietmar von Merseburg, d. i. „die Deutschen“, zeigt, dass sich gerade dort Germanenreste in slavische Zeit hinein erhalten haben, ist sogar anzunehmen, dass der slavische nur eine Fortsetzung des germanischen Kultes ist. Im ganzen lugisch-wandalischen Siedlungsgebiet findet sich keine Örtlichkeit, die in ihren Ansprüchen, das alte Stammesheiligtum zu sein, mit dieser in Wettbewerb treten könnte.

Vielleicht ist dieses Heiligtum sogar in der Germania des Ptolemaeus (II 11, 13) verzeichnet. Auf seiner Karte findet sich nämlich bei den Lugiern (allerdings nicht den Silingen, die er nicht zu den Lugiern rechnet und von ihnen getrennt etwas westlicher ansetzt) ein Ort *Αιμοάλειον* eingetragen, wofür aber die beste Handschrift, der Cod. Vat. X, *Αίμιος ἄλος* schreibt. Dies hat Müller in seiner Ptolemaeusausgabe danach in den Text gesetzt und auch schon auf den Hain der Naharvalen bezogen. In *Αίμιος* sieht er dabei den Genitiv eines Götternamens und überträgt daher den ganzen Namen als *Limis lucus* ins Lateinische. Wenn aber ein deutsches Waldgebirge bei Ptolemaeus II 11, 5 *Σημανοῦς* (nach Cod. Vat. X *Σήμανος*) „Υλη“ heisst, steckt doch offenbar lat. *Semanus saltus* dahinter, worin das Adjektiv nicht als solches erkannt wurde. Ebenso könnte lat. *Limius lucus* irrtümlich durch *Αίμιος* statt *Αίμιον ἄλος* übersetzt worden sein und in *Limius* brauchte nicht einmal notwendig ein Götternamen zu stecken. Falls die Lesart mit *ἄλος* die richtige sein sollte, wäre das wieder ein Grund dafür, das lugische Heiligtum an oder auf dem Zobtenberg zu suchen, denn dessen Lage vor dem böhmisch-mährischen Randgebirge entspricht ganz derjenigen von *Αίμιος*

ἄλλος im Verhältnis zum Ἀσινβούργιον ὄρος auf der Karte des Ptolemaeus.

Die wandalische Geschichte in ihrem letzten Verlauf weiss nur mehr von zwei Stämmen, den Silingen und Hasdingen. Dabei wird auch klar und ist uns ausdrücklich überliefert, dass Hasdingi eigentlich der Name des Königsgeschlechtes ist, desselben, aus dem auch Geiserich und Gelimer hervorgegangen sind.

Da weder die Hasdingi noch — was für uns auf dasselbe hinausläuft — die Victovali bei Tacitus genannt werden, ist die Frage offen, ob sie nicht bei ihm vielleicht unter anderem Namen vorkommen. Denn es ist nicht unerhört, dass für ein Volk sogar drei und mehr Namen überliefert sind. So heissen die Ostrogothi auch Greutungi, später angelsächsisch Mæringas, altnord. Mæringar und mittelhochd. Amelunge. Und da für Tacitus die Harii das mächtigste wandalische Volk sind, liegt bei ihnen der Gedanke an die Victovali, d. i. „die Kampftüchtigen“, oder Hasdingi, den später führenden Stamm, wohl am nächsten. Freilich verschieben sich mitunter die Machtverhältnisse. Aus der Zeit des Markomannenkrieges wird uns sogar von einer Niederlage der Hasdingi durch die Lacringi, die nachmaligen Taifalen, berichtet. Schliesslich werden wir, um keine Fehlerquelle zu übersehen, auch die Möglichkeit ins Auge fassen, dass Tacitus irrtümlicherweise zwei verschiedene Namen für zwei Völker nimmt: das alles mit dem Endergebnis, dass wir für unsere Gleichsetzung der Harii mit den Victovali-Hasdingi vorläufig nur Wahrscheinlichkeitswert in Anspruch nehmen werden.

Den Namen *Hasdingi* (*Asdingi*, Ἀσινγοί) hat Müllenhoff zweifellos richtig als gotisch *Hasdiggōs* (lies: *Hasdingōs*) angesetzt und aus altnord. *haddr* „langes Frauenhaar“ gedeutet, dem gradeso lautgesetzlich ein gotisches **hazds* mit dem Wortstamm **hazda* entsprechen muss, wie dem altnord. *gaddr* „Stachel“ die gotische Form *gaeds*, dem altnord. *hodd* oder *hoddr* „Schatz“ ein got. *huzd*, dem altnord. *oddr* „Spitze“ in Personennamen wie *Oddgeirr* ein ostgerm. *uada-* im gepidischen Namen *Οὐαδίσαντος* gegenübersteht. Es sei auch gleich bemerkt, dass wir nach dem Vorbild von ahd. *gart*, *hort*, *ort* als Entsprechung von jenem *haddr* im Deutschen ein *hart*, auf niederdeutscher Stufe *hard* zu erwarten haben. Auf Grund dieser Deutung als „Männer mit Frauenhaar“ sieht Müllen-

hoff in *Hasdingi* einen hieratischen Namen, der sich ihm erklärt aus der Mitteilung des Tacitus (*Germania* 43), dass dem Kult der naharvalischen Dioskuren ein Priester in weiblichem Aufputz, „*sacerdos muliebri ornatu*“, vorstehe. Er würde heute dabei auch auf die den Germanen abgeborgte Priestertracht der Lappen hinweisen können, bei denen der Oberpriester nach der Nærø-Handschrift „*en linnet quinde-Snøre-Hatt, paa hvilken igjen settis en Krants af Løv og Blomster*“, also einen leinenen Frauen-Schnurhut und obendrauf noch einen Kranz aus Laub und Blumen, tragen soll, freilich nach Edgar Reuterskiöld, *De nordiska lapparnes religion*, Stockh. 1912, S. 124 f., nur bei Opfern für weibliche Gottheiten. Die Sache liesse sich aber auch so vorstellen, dass dieser Priester, dessen Aufmachung dem fremden Bericht-erstatte so auffiel, ein Priesterkönig war und sein langes Haar als Angehöriger des Hochadels trug, für den diese Haartracht eigentümlich gewesen sein kann wie für die „*reges criniti*“ der Franken. Wir müssten dann voraussetzen, dass *haddr*, beziehungsweise seine gotische Entsprechung, nicht nur die überlieferte Bedeutung „Frauenhaar“, sondern den Sinn „langes Haar“ im allgemeinen gehabt habe.

Zweifellos lebt der Name der *Hasdingi* oder — zunächst vorsichtiger ausgedrückt — ein mit ihm in den Lauten zusammenfallender — im Norden fort in dem der *Haddingjar*. Und zwar nicht nur in der Sagenüberlieferung. Der Name des norwegischen *Hallingdal* geht auf *Haddingjadalr* zurück, das schon Hist. Norv. 82, 1 als *Vallis Haddingorum* übersetzt, *Flateyjarbök* I 24 = *Fornaldar sögur* II 8 mit mehreren Fürsten namens *Haddingr* und einem Geschlecht der *Haddingjar* in Zusammenhang gebracht und jetzt von norwegischen Forschern auf einen Stammnamen *Haddingjar* zurückgeführt wird. Nach Magnus Olsen, *Hedniske kultminder i norske stedsnavne* (Skrifter utgit av Videnskapsselskapet i Kristiania 1914, II, Hist.-filosof. Kl., 2. B.), 246 ff. ist es nicht der einzige Name im südöstlichen Norwegen, der auf Zusammenhang mit den Lugiern und ihrem Kult hinweist; doch ist das andere, was er vorbringt, nicht in gleichem Masse tragfähig.

Der Sage muss der Name, wie die Kenning *land Haddingja* (*Guðr.* II 22) zeigt, die als „Meer“ oder als „Unterwelt“ gedeutet wird, wohl bekannt gewesen sein. Sehr ins Gewicht fällt, dass es

sich dabei um ein Brüderpaar handelt. Genannt sind sie in mehreren Quellen als die jüngsten der Arngrimssöhne und werden sogar Hervararsaga 2 ausdrücklich als *tviburar*, „Zwillinge“, bezeichnet; doch gehören sie der Sippschaft, in die sie da geraten sind, sicher nicht von Haus aus an. Ausserdem tragen diesen Namen in nordischer Sage zwei schwedische Königsbrüder, denen *Helgi hinn frökni* oder *Haddingjaskati* zur Seite steht. Müllenhoff hat wohl mit Recht vermutet, dass dieser dabei an die Stelle des einen Hadding getreten sei, und sein Beiname kann ja auch ganz gut „Fürst der Haddinge“ bedeuten, gradeso wie auf der Runeninschrift des Röksteins Theoderich als *skati Mæringa* „Fürst der Maeringe“ bezeichnet wird. Und Fornaldars. II 8 wird dieser Helgi tatsächlich nur mit einem Hadding vergesellschaftet. Dieser Helgi Haddingjaskati war der Held eines Eddagedichtes, der *Kāruliöþ*, das uns leider verloren gegangen ist. Doch sind wir über dessen Inhalt einigermaßen unterrichtet durch die *Hrömundarsaga* Greipssonar, Fornaldars. II 372 ff.) und aus dieser erfahren wir von seinem Kampf mit den Greipssöhnen auf dem Eise des Wänersees. Seine Geliebte, die Walküre *Kāra*, schwebt dabei in Schwanengestalt über ihm und lähmt durch Zaubergesang die Gegner. Aber Helgis hochgeschwungene Waffe verletzt sie tödlich, sie stürzt zur Erde und mit ihr ist sein Glück dahin. Er selbst und einer der Haddingenbrüder fallen, der andere entflieht.

Im Zusammenhang mit dieser Geschichte steht nach Müllenhoff eine in die *Þidrikssaga* aufgenommene, aus deutscher Quelle geflossene Erzählung von zwei Brüdern *Hertnið* und *Hirðir*, die in Wilzenland herrschen. *Hertnið* liegt im Kampf mit König *Isung* und seinen Söhnen. Dabei hilft ihm seine zauberkundige Gattin *Ostacia* den Sieg erringen und nimmt in Gestalt eines fliegenden Drachen am Kampfe teil, bis sie eine tödliche Verletzung davonträgt. Von *Hertnið* wird im übrigen nach einer älteren deutschen Quelle dasselbe erzählt wie von *Ortnit* in dem bekannten deutschen Spielmannsgedicht. Es darf wohl auch angenommen werden, dass *Ortnit* aus *Hartnit* umgestaltet ist. Ob es noch möglich ist, aus der *Ortnitsage* Elemente des alten Dioskurenmythus herauszuschälen, wie Müllenhoff versucht hat, ist freilich recht unsicher.

Heusler ist in seiner nicht unberechtigten Skepsis gegen diesen Versuch (bei Hoops, *Reallex.* 3, 383) sogar so weit ge-

gangen, die Zusammenhänge der Hartungensage mit dem wandalischen Dioskurenmythus überhaupt zu bestreiten. *Hertnīd* heisst in der schwedischen Übersetzung der *Píðrikssaga* auch *Herding*, der mittelhochdeutsche *Hartnīd* von Riuzen auch *Hartung*. Das lässt sich auf *Hasding*-, *Hasdung*- zurückführen. Heusler fragt, warum man nicht mit *hard* „durus“ das Auskommen finden will. Das könnte natürlich einem *Herding*, *Hartung* ebensogut zugrunde liegen und ist ein gangbareres Wort. Damit würde aber der Zusammenhang mit dem Namen der nordischen *Haddingjar* zerrissen und das empfiehlt sich doch auch von Heuslers Standpunkt aus kaum, da er zwischen der Todesszene des Helgi und der *Kāra* und dem, was von Ostacias Tod berichtet wird, Beziehung zugibt. Wenn er aber in dem, was die *Píðrikssaga* von *Hertnīd* und *Hirðir* erzählt, und auch in dem, was wir über die nordischen *Haddingjar* erfahren, Dioskurisches oder einen Bericht über Bruderrache vermisst, lässt sich das leicht aus späterer Umbildung erklären. So tritt ja auch in dem Kreis der Geschichten, die als Sprossformen des Baldermythus gelten dürfen, das Motiv der Bruderrache teils stark hervor, teils ist es fortgefallen. Es ist doch neben der Übereinstimmung des Namens, und zwar eines nichts weniger als alltäglichen Namens, mit dem der *Hasdingi* auffallend genug, dass die *Haddingjar* (und auch die *Hartunge*) ein Brüderpaar sind. Ich habe auch bereits (*Zeitschr. f. deutsches Altertum* 57, 163 f.) darauf hingewiesen, dass die helfenden Tiere, die in der *Hertnīd*-Geschichte vorkommen, aus dem Zweibrüdermärchen stammen, das man doch gewiss als „dioskurisch“ wird bezeichnen können. Auch ist der Eintritt eines Helgi in die Erzählung, d. h. die Auffassung des einen *Hadding* als *Helgi*, mit ein Beleg für ihren dioskurischen Charakter, denn die Geschichte von *Helgi Hjórvardsson*, dessen zweite Wiedergeburt *Helgi Haddingjaskati* ist, trägt solchen deutlich an sich und berührt sich (s. a. a. O. 163) in mehreren Punkten mit dem Zweibrüdermärchen. Der Name *Alci*, den Tacitus für seine naharvalischen Dioskuren überliefert und der wohl irgendwie mit germ. **algōn*, ags. *ealgian* „verteidigen“ und griech. ἀλαλκεῖν zusammengehört, ist nur ein Beinamen, vermutlich des Sinnes „Schützer“, ähnlich wie griech. Σωτῆρες einer für die Dioskuren. Dass er nicht als fortlebend bezeugt ist, besagt für die *Haddingjar* nicht viel, da doch der Name, den sie tragen, schon

die Verbindung mit den Hasdingen herstellt und sie als deren Heroen erscheinen lässt.

Eine Schwierigkeit ergibt sich hier nur insofern, als es nahe liegt, auf Grund ihres Namens und der Bröderkönige, denen wir bei ihnen in Geschichte und Sage begegnen, die Hasdingi mit Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde IV 487 f.) in unmittelbarste Beziehung zum Stammesheiligtum zu bringen, also den Naharvalen gleichzusetzen. Da der Zobtenberg im Land der Silingi liegt, könnte dieses Heiligtum dann mit dem Zobtenberg nichts zu tun haben, es sei denn, dass diese Gegend infolge einer Verschiebung der Stämme in der Zeit nach Tacitus aus hasdingischem in silingischen Besitz überging, was mit Rücksicht auf die Stellung der Silingi in der Nachbarschaft der Semnonen schon bei Ptolemaeus wenig wahrscheinlich ist. Einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten eröffnet aber wohl die Annahme, dass an dem Dioskurenkult alle lugischen Stämme teil hatten und dass gerade der mächtigste unter ihnen — und das sind nach Tacitus, Germ. 43 nicht die Naharvali, sondern die Harii — auch zu seinen Hauptträgern gehörte. Das legt die oben vermutete Wesenseinheit der Harii und Victovali-Hasdingi noch näher. Dass wir die Gleichstellung des Zobtenberges mit dem Heiligtum der Naharvalen den Hasdingen zuliebe nicht aufzugeben brauchen, wird aber um so klarer, wenn an die Harii auch unter diesem Namen Dioskurisches sich anknüpft.

Müllenhoff, dem zuerst der Zusammenhang der Hartunge und Haddingjar mit den Hasdingen und den lugischen Stammesgöttern klar geworden ist, hat auch bereits gesehen, dass diese ebenso in den *Harlungen* der deutschen, den *Herelingas* der angelsächsischen Überlieferung fortleben. Aber merkwürdigerweise ist ihm entgangen, dass auch dieser Name auf den eines lugischen Stammes, eben jener *Harii*, zurückgeht. Zu diesem verhält er sich ähnlich wie *Amelunge* zu *Amali*, *Thuringi* zu *-duri* (in *Hermunduri*), *Marsigni* zu *Marsi*, *Vlæminge* zu *Vlæmen*. Wandalisch *Harilungōs* konnte ganz dasselbe ausdrücken wie der Volksname *Harjōs*, d. h. „Angehörige des Heeres“; ebensogut aber kann es bedeuten „die vom Geschlecht der *Harii*“. Gerade in Dynastie- und Sippenamen greift sichtlich *ling*- statt *ing*-Suffix um sich, wie *Ynglingar*, *Döglingar*, *Knýtlingar*, *Arnmödlingar*, *Siklingar* und viele

andere Belege zeigen. Dadurch gewinnt eigentlich Müllenhoffs Auffassung der harlungischen Brüder als Dioskuren nachträglich ihren stärksten Rückhalt.

Im übrigen stützt sie sich auf den Namen des einen von ihnen, *Ambrika*, und seine Zusammengehörigkeit mit *Ambri*, wie in der langobardischen Sage der eine der zwei vandalischen Könige heisst. Dem ganzen Paar *Ambrika* und *Fripila* steht in langobardischer Überlieferung *Ambri* und *Assi* gegenüber und schon der fehlende Stabreim zeigt, dass wir es bei *Fripila* mit einem Eindringling zu tun haben. Es ist auch wohl zu erraten, woher dieser stammt. Denn von König Ermenrich wird in der Sage ein ähnliches Schicksal wie seinen beiden Neffen, den Harlungen, auch seinem Sohne *Friderich* bereitet. Dieser, der übrigens in der Geschichte der Sohn des Rugierkönigs Feletheus ist, der erst sich an Theoderich anschloss, ihn dann aber wieder verliess, hat sich also unter einem Kosenamen hier eingedrängt.

Ob sich aus dem, was von den Harlungen berichtet wird, ein Dioskurenmythus noch herstellen lässt, ist allerdings zunächst fraglich und im Besonderen hält Müllenhoffs Versuch, es zu tun, der Kritik kaum stand, schon deshalb nicht, weil die Form dieses Mythus, die er aus der Sage von der Eifersucht Ermenrichs auf die Harlunge und dem ihnen bereiteten Tod heraus konstruiert, nicht anderweitig belegt ist.

Dass sie aber tatsächlich aus dem Mythus stammen, ergibt sich auch aus dem Harlungenschatz in seinem Verhältnis zum *Brisingamen*, dem Halsband der Göttin Freyja. Dieser Name, der als *Brösinga mene*, verderbt für *Brisinga mene*, auch im angelsächsischen Beowulf überliefert ist und in Deutschland zur Lokalisierung der Harlunge in *Brisiäcum*, Breisach, geführt hat, legt die Vermutung nahe, dass altnord. *Brisingar*, ags. *Brisingas* ein anderer Name der Harlunge gewesen sei. Es gibt ein altnord. und norweg. Wort *brisingr*, *brising*, „Feuer zum Leuchten- oder Wärmen“. *Brisingar* würde dann bedeuten „die Feuer“ und liesse sich aus Vorstellungen verstehen ähnlich den bei den Griechen verbreiteten, wo man glaubte, dass sich die Dioskuren Kastor und Polydeukes als zwei Flämmchen des Elmsfeuers zeigten. Der Raub des *Brisingamen* durch Loki und seine Flucht in den Fränangrsfors vor seiner Fesselung berührt sich in vielen Begleitumständen

mit dem Feuerraub des Prometheus und der Flucht des Feuers im finnischen Mythos, wie ich („Der germanische Himmels-gott“ 53 f.) gezeigt habe. Damit möchte ich aber nicht bestreiten, dass bei der Vorstellung vom Brisingamen noch anderes, nämlich ein Mond-mythus, hereinspielt.

Für die Frage des Zusammenhanges der Harlunge mit den lugischen Dioskuren kommt es aber auf all das nicht mehr an. Dieser Zusammenhang ist durch ihre Zweizahl und das Verhältnis des Namens *Harlunge* zu *Harii*, *Ambrika* zu *Ambri* schon gesichert.

Doch lässt sich aus dem Namen Harlunge noch mehr herauslesen. Wir haben ihn bis zu seinem Zusammenhang mit dem Volksnamen der Harii verfolgt. Diese pflegten, wie Tacitus erzählt, die Nächte zu ihren Angriffen zu wählen und durch schwarze Schilde und schwarze Bemalung den Eindruck eines Gespensterheeres hervorzurufen. Wenn sie als *Harii*, als „Angehörige des Heeres“, bezeichnet werden, so hat man danach offenbar an dieses Heer gedacht. Geradeso heisst ja auch Odin *Herjann* „Heerführer“ als Führer des Totenheeres. Die Harlunge andererseits hat E. Panzer in seiner Schrift über „die deutsche Heldensage im Breisgau“ (Neujahrsblätter der badischen hist. Kommission 1904) geradezu als mythologische Vertreter des wilden Heeres aufgefasst, und zwar, bevor ich (zuerst in meinem Akademie-Vortrag vom Jahre 1913 „Rüdiger von Pechlarn“, S. 11 ff., und dann in Hoops' Reallex. 2, 450) auf ihren Zusammenhang mit den Harii des Tacitus, der durch ihren Namen gegeben ist, aufmerksam gemacht hatte, und ohne dass er selber an einen solchen Zusammenhang dachte. Auch Panzers Deutung der in verschiedenen Teilen Deutschlands belegbaren Harlungenberge als Berge, die für die heidnische Welt als Seelenheime galten, ist sehr bestechend. Sie führt wieder zurück zu den lugischen Dioskuren, falls deren Heiligtum am Zobtenberg zu suchen ist, der schon wegen seiner Gestalt berufen war, ein solcher Seelenberg zu werden. Das wird also der älteste Harlungenberg sein. Wir trennen uns dabei aber auch nicht von der griechischen Dioskurenvorstellung, denn schon nach Homer gehören diese, wenn auch gleich Göttern verehrt, zu den Bewohnern der Unterwelt. Einen Tag um den andern sterben sie und leben wieder auf. Und in ihrem griechischen Hauptheiligtum Therapne werden sie als unter der Erde lebend vorgestellt.

Bisher haben sich also die Namen als unsere verlässlichsten Führer erwiesen und uns die Herkunft mythologischer Gestalten erkennen lassen. Nach diesen Erfahrungen wird man wohl Umschau halten dürfen, ob nicht auf diesem Wege und mit solchen Mitteln mehr erreichbar ist, und fragen, ob nicht noch andere wandalisch-lugische Stammmamen ausser dem der Hasdingi und Harii in der Mythologie fortleben. Es ist tatsächlich der Fall, nämlich bei dem die ganze Gruppe umfassenden Namen der Wandalen.

Wir kennen aus altnordischer Überlieferung, aus dem 2. Lied von Helgi, dem Hundingstöter, eine Ortsbezeichnung *Vandilsvē*, d. i. „Heiligtum des Vandil“. *Vandill* wird — was hier nicht weiter in Betracht kommt — in den Pulur der Snorra Edda unter Riesennamen aufgezählt. Ausserdem aber führt diese Quelle einen *Vandill* in dem Verzeichnis der Seekönige, d. i. alter Sagenkönige, auf, und zwar gepaart und in Reimverbindung mit einem *Vinnill*. Dadurch zeigt es sich schon, dass es sich dabei um Vertreter und Stammheroen der in der langobardischen Stammsage einander gegenüberstehenden *Vandali* und *Vinnili* (d. i. Langobarden) handelt. Hier wird sich unmittelbar auch der Gott *Vandill* anschliessen und in seinem Namen und seinem Verhältnis zum Stamm und Stammeskult der Wandalen so zu beurteilen sein wie *Saxnōt*, *Seaxnēat* als sächsischer, *Gautr* als gautischer, vielleicht auch *Langbardr* als langobardischer Stammesgott. Einen Übergang zu solchen Götternamen stellt es schon dar, wenn Odin als *Saxa gud*, Freyr als *Svīa gud* bezeichnet wird.

Jedenfalls handelt es sich bei diesem *Vandill* um einen Gott, und zwar einen Kultgott. Das wird durch die Zusammensetzung mit *vē* „Heiligtum“ und Seitenstücke wie *Odense* < *Öðinsvē*, *Försvī*, *Freyrvī* (Henry Petersen, Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold 104), *Hærnavi*, *Ullavi* (Magnus Olsen, Hedenske Kultminder 194), *Luggawi* < *Ludhgudwi*, *Locknevi* < *Ludhkonuwy* (Jöran Sahlgren in Hälsingborgs historia 148) über jeden Zweifel sichergestellt. Auch sieht *Vandilsvē* nicht nach einem für poetische Zwecke erfundenen Ortsnamen aus, etwa wie *Vigdahir* „Kampftäler“, mit dem es verbunden ist. Denn ein solcher würde einen im Norden wohlbekannten Gott *Vandill* voraussetzen, den man übrigens in jedem Fall auf die Wandalen zurückführen müsste.

Es ist dabei nicht zu übersehen, dass der Name in einem der Helgilieder erhalten ist, deren Sagenstoff auf südgermanischer Überlieferung beruht und die auch den Namen des *Svåfaland*, d. i. des alten Semnonenlandes, und des *Fjoturlundr* „Fesselhains“, des semnonischen Heiligtums, zugleich mit der Erinnerung an dort stattfindende Menschenopfer bewahrt (vgl. meine Ausführungen in Zeitschr. f. deutsches Altertum 57, 172 f., 61, 112 f.). Es ist darum nicht zu gewagt, hier ebenfalls an eine südgermanische Örtlichkeit zu denken, und zwar an das zweite Heiligtum in Ostdeutschland, von dem Tacitus berichtet: das lugische. Wenn wir oben Recht hatten, dieses an oder auf dem Zobtenberg zu suchen, dürfen wir auch den Namen *Vandilsvē* mit diesem in Verbindung bringen. Sollte aber auch eine solche örtliche Festlegung nicht gestattet sein, so bliebe doch der Kultgott *Vandill* und seine Beziehung zu den Wandalen bestehen.

Wir brauchen aber dabei nicht stehen zu bleiben. Neben dem einfachen Namen der Wandalen konnte es auch Weiterbildungen davon mit auszeichnenden Bestimmungswörtern geben nach Art von *Gār-dene*, *Beorht-dene* „Speerdänen, glänzende Dänen“. Solche lernen wir zum Teil unmittelbar aus epischer Überlieferung kennen, zum Teil haben sie sich in Verwendung als Personennamen wie *Thiudi-goto*, *Perht-caoz*, *Frido-walh*, *Adal-bard*, *Alt-swāb*, *Ercan-walh*, *Hathu-gāt* erhalten. So gelangen wir von *Vandill* auf kurzem Wege weiter zu anord. *Aurvandill*, *Eyrvendill*, ahd. *Örentil*, ags. *Ēarendel*, d. i. der „glänzende Wandale“, das ganz so zu beurteilen ist wie ein daneben stehendes *Kērwantil*, *Kērwentil*, *Gērentil*, der „Speerwandale“. Dann verhält sich der alte Götter- oder Heroenname *Aurvandill* zu *Vandill* wie zu dem Namen Odins *Gautr* sein gleichwertiger Name *Siggautr*, ags. *Sigegēat*. Dass dabei von einer Erweiterung des Volksnamens auszugehen ist, wird um so klarer, als uns langobardisch neben *Auriuandulu*, *Auriuandalo* auch *Auricaus*, was anord. **Eyrgautr* wäre, überliefert ist. Dabei mag aber allerdings die Wahl gerade auf diese Zusammensetzung, die der „glänzende Wandale“ bedeutet, mit Rücksicht darauf gefallen sein, dass der Träger des Namens ein Lichtgott oder -Heros ist. Das Bestimmungswort gehört jedenfalls mit der indogermanischen Wurzel *aus* „aufleuchten“ zusammen, aus der den Namen zuerst Kluge im Etym. Wörterb. unter „Ostern“ er-

klärt hat, ja deckt sich wohl vollständig mit *aurum* (aus **ausom*), dessen ursprüngliche Bedeutung „das Leuchtende, Glänzende“ war ¹⁾. Die Ansicht Müllenhoffs, für den *Aurvandill*, *Ēarendel*, *Örentil* „der auf der See hin und her schweifende oder seefertige, befahrene Mann“ war, wird wohl von niemandem mehr geteilt; denn angels. *ēar* „mare, oceanus“, an das er anknüpft, könnte die auf altes *z* hinweisende umgelautete echt westnord. Form *Eyrvendill* nicht erklären und ein germanisches *wandil* in dem von ihm geforderten Sinn ist nicht nachweisbar. Mein Versuch („Wörter und Sachen“ 4, 170 ff.) aber, den Namen aus einem Appellativum im Sinn von „Lichtstreif, Lichtstrahl“ zu deuten, setzt ein anord. *vandill* „Strahl“ voraus; dieses ist nicht unmittelbar belegt, nur als möglich erschlossen auf Grund von *vandill* „Zweig“, das jedoch von Finnur Jónsson in seiner Neubearbeitung von Egilssons Lex. Poet. selbst nicht mehr gebucht wird. Demgegenüber ist es einfacher, sich an den Volksnamen zu halten, um den man bei *Kerwantil* und *Gervendillus*, wie bei Saxo der Vater des *Horvendillus* heisst, klarlich einer Bildung wie *Gär-dene*, gar nicht herum kann. Und auch das Nebeneinander von *Vandill* in *Vandilsvē* und *Aurvandill* spricht für diese Erklärung. Dabei möchte ich die Möglichkeit, dass der Name daneben schon von Haus aus auch als „Lichtstrahl“ verstanden werden konnte, nicht völlig von der Hand weisen.

Über **Auza-wandilaz* — auf diese germanische Grundform führen die einzelsprachlichen Formen des Namens zurück — sind wir aus drei Quellen, der Snorra Edda, der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus und dem deutschen Spielmannsgedicht von König Orendel, unterrichtet; die Zusammengehörigkeit der Berichte aber ist nur aus dem Namen des Helden erkennbar: so sehr ist die alte Sage in ihnen zum Teil schon entstellt und umgebildet.

¹⁾ Für Nichtgermanisten sei hier noch bemerkt, dass das Bestimmungswort als germ. und auch noch got. und wand. **ausa-* anzusetzen ist mit jenem *z* (d. i. stimmhaftem *s*), das unter bestimmten Betonungsverhältnissen aus idg. *s* entstanden ist und im Nordischen und Westgermanischen in *r* übergeht. So steht auch dem gallischen *gaisos*, *gaison* „Speer“ usw. germ. *gaiza-*, got. so noch in *Radagaisus*, wand. *Geisericus*, anord. *geirr*, ags. *gār*, ahd. *gēr* gegenüber. Umlautfähiger Vokal wird im West-, aber nicht im Ostnordischen vor solchem aus *z* entstandenem *r* umgelautet. Der in *Örentil*, *Ēarendel* vorliegende Abfall des *w* ist eine beim Anlaut des zweiten Kompositionsgliedes im Deutschen und Angelsächsischen auch sonst verbreitete Erscheinung.

Aurvandill *hinn frökni*, „der Unverzagte“, — er hat denselben Beinamen wie Helgi Haddingjaskati — ist bei Snorri als in den kalten Norden verschlagen zu denken und wird vom Gotte Thor im Rückenkorb über die Eisströme, die *Elvagar*, zurückgebracht. Die seiner harrende Gattin — vermutlich ist sie wie in der deutschen Fassung von einem gewalttätigen Bewerber bedrängt — hat den Namen *Grö*, der mit *gröa* „wachsen“ zusammengehört und auf eine chthonische Göttin hinweist. Wenn auch Svipdagr, der Freier um Menglöd, den man allgemein mit dem Gotte Freyr zusammenbringt, eine Mutter *Grö* hat, darf man diese mit der Schwester des Njörðr gleichsetzen, mit der dieser (nach Lokasenna 36) seinen Sohn Freyr erzeugt hat, oder — was dasselbe ist — mit der „terra mater“ Nerthus des Tacitus. Freilich Dioskurisches hat die Aurvandill-Geschichte insofern nichts an sich, als kein Doppelgänger und auch kein rächender Bruder neben ihm steht. Das kann aber jüngere Entwicklung sein. Werden doch auch bei den griechischen Dioskuren die Einzelgestalten verehrt, und zwar von den Griechen in Italien intensiv nur Kastor; s. Pauly Wissowa, Realenzyklop. 9, 1090. Übrigens sagen uns über das Schicksal des Helden und vor allem sein Ende die alten Quellen recht wenig. Der Horvendillus des Saxo ist der Vater des Amlethus und hier tritt uns, stark und eigenartig herausgearbeitet, das Motiv der Rache durch den Sohn, nicht durch den Bruder, entgegen; aber das kann auf späterem Ersatz beruhen. Sein Bruder Fengo erscheint hier sogar als sein Mörder und heiratet dann seine Witwe. Aber *Fengo* und *Horvendillus* passen als Brüdernamen nicht zusammen; ja *Fengo*, anord. **Fengi*, ist überhaupt kein menschlicher Personennamen, sondern eine Nebenform des Odinsnamens *Fengr*, den dieser als alter Todesgott bekommen hat; s. Hjalmar Falk, Odensheite S. 8 (Vid.-Selsk. Skr. II, Hist.-filos. Kl. 1924, Nr. 10, Kristiania). Odin wird dabei als böser Ratgeber, wie er es in der Vikarsage als Hrosshårsgrani ist, in die Geschichte hineingekommen sein; und wie dort dieser Vikar durch seinen Blutsbruder Starkaðr ums Leben kommt, mag es sich beim Mörder des Horvendillus, d. h. beim eigentlichen Täter, dem „handbani“, der dann durch den mörderischen Berater, den „rādbani“, ganz verdrängt wurde, um einen „Blutsbruder“, nicht den leiblichen Bruder gehandelt haben. Doch holt sich Odin, wie sein Auftreten in der

Gestalt des Bruni beim Tode des Harald Hildetand zeigt, gelegentlich auch durch Eingreifen mit eigener Hand seine Opfer. Das Motiv, dass der überlebende Bruder in die Gattenrechte des Verstorbenen eintritt, wäre übrigens mit dem Dioskurenstoff nicht unvereinbar.

In einem Punkte aber hat sich das Dioskurische hier in vollster Deutlichkeit erhalten, in der Beziehung des Heros zu einem Stern. Denn Snorris Bericht erzählt uns, dass Gott Thor eine Zehe Aurvandils, die aus dem Rückenkorb herausgestanden hatte und erfroren war, abbrach und an den Himmel warf, wo sie noch als der Stern, der *Aurvandils tā* „Aurvandils Zeh“ heisst, zu sehen sei. Dazu stellt sich das aus gleicher Grundform hervorgegangene aus dem Namen geflossene ags. *æarendel*, das mit *lēoma* „Lichtglanz“ gleichgesetzt und mit „iubar“ (d. i. strahlendes Licht, leuchtender Himmelskörper) und „aurora“ glossiert wird. Danach ist kaum zu bezweifeln, dass jener Stern *Aurvandils tā* der Morgenstern ist, und zugleich scheint Aurvandill-Æarendel als Sternheros gleich den griechischen Dioskuren gesichert.

Dass wir Aurvandill, von seinem Namen ausgehend, mit Recht als Wandalen auffassten, bestätigt sich uns dadurch, dass wir aus Saxo eine ihm sichtbarlich verwandte Sagengestalt unter dem Namen *Hadingus* (= anord. *Haddingr*) kennen lernen, durch die sich der Ring zu den Hasdingen schliesst und von der hier auch ohne ihre Beziehung zu Aurvandill schon des eigenen Namens wegen gesprochen werden müsste. Man hat diesen Hadding allerdings aus der Geschichte ableiten und mit dem bekannten Wikingerrührer Hasting gleichsetzen wollen, der sich von 866—894 zumeist in Frankreich, daneben in England, furchtbar machte. Der Name stimmt aber gar nicht; denn mit der alten germanischen Grundform *Hasding* ist damals längst nicht mehr zu rechnen. Ausserdem enthält die Haddinggeschichte nicht die geringste Anspielung auf Kämpfe im Westen und überhaupt keine Beziehung zu beglaubigter Geschichte, was schlechterdings unmöglich wäre, wenn es sich um eine so kurz zurückliegende Zeit handelte. Anderseits ist ihr reicher mythologischer Gehalt nicht zu verkennen, so verworren und durch alle möglichen Einschachtelungen und Auswüchse entstellt Saxos Erzählung ist.

Zum Teil lässt sich diese Entstellung mit Händen greifen. So berichtet er, dass Hadding einen Riesen, der eine norwegische Königstochter Regnild gewinnen wollte, erschlug und dabei selbst verletzt wurde. Regnild pflegte ihn und liess in seiner Wunde am Bein einen Ring vernarben. Als bei einer späteren Gelegenheit ihr Vater es ihr freistellt, sich aus den Gästen einen zum Mann auszuwählen, betastet sie die anwesenden jungen Männer an den Beinen und findet so den heraus, den sie gekennzeichnet hatte. Dabei sind unnötigerweise zwei Wiedererkennungszeichen, das des geschenkten Ringes oder Ringbruchstücks und das der Narbe, miteinander verbunden. Eine Kennzeichnung war zudem hier ein Überfluss, da uns früher schon erzählt worden ist, dass Hadding im Kampf mit Asmund, der durch ihn fiel, eine Verletzung am Bein davongetragen hatte, infolge deren er sein Lebtage hinkte. Die ganze Erzählung wird nur dann sinnvoll, wenn diese alte Narbe das Merkmal ist und es sich um ein späteres Wiedererkennen eines unkenntlich Gewordenen handelt. Ganz ähnlich entstellt ist auch die Geschichte von der Gattenwahl der Skadi. Dieser hatten die Asen zur Sühne für den Vater, der durch sie umgekommen war, einen aus ihrer Mitte als Gemahl angeboten, den sie sich selbst wählen dürfe; doch sollte sie nur die Füsse der Auszuwählenden sehen. Sie bemerkte nun, dass einer der Männer sehr schöne Füsse hatte, und sprach: „Diesen wähle ich; an Balder wird nichts Hässliches sein.“ Der Gewählte war jedoch Njördr. Hinter diesem Kotillonscherz verbirgt sich sicher auch eine Wiedererkennungsszene, bei der freilich auch nicht die Winterriesin Skadi, sondern des Gottes alte und echte Gattin, die Mutter seiner Kinder Freyr und Freyja, beteiligt gewesen sein wird.

Grade die Motive der Heimkehrsage gehören offenbar zum ältesten Kern der Haddinggeschichte, der von solchen der Wikingerzeit nur überrankt ist. Es fällt auf, wie sehr sie sich in einer Kette solcher Motive sogar mit der Odyssee berührt, deren kaum grössere Übereinstimmungen mit der Orendelgeschichte anderseits Müllenhoff aufgefallen sind. Hierher gehört ausser dem Freierkampf und der Wiedererkennung an der Beinnarbe auch der Besuch in der Unterwelt und das hilfreiche Eingreifen eines Gottes bei der Rückkehr. Denn so wie Hermes den Odysseus nach Ithaka zurückbringt, wird Hadding von Odin auf seinem Ross und in

seinem Mantel fortgetragen, wir dürfen auf Grund mehrerer Varianten der Heimkehrsage vermuten: ursprünglich zur rechten Zeit in seine Heimat zurückgebracht.

Zur Haddingsage darf man wohl auch die von seinem Vater Gram erzählte Geschichte hinzuschlagen, die nur Varianten derselben Motive bringt und vielleicht nur durch Auffassung des Wortes *gramr* „König“ als Eigennamen selbständig geworden ist. Und hier führt die von dem riesischen Werber befreite, den vermummt auftretenden Retter zunächst nicht erkennende Königstochter wieder den Namen *Grō*. Damit schlägt sich eine Brücke zu dem zu seiner Gattin *Grō* zurückkehrenden Aurvandill.

Dass letzterer nicht durch Odin, sondern durch Thor zurückgebracht wird, mag auf örtliche Vorliebe für den Donnergott zurückzuführen sein. Im Zeichen des Odinglaubens steht aber, wie wir sahen, auch Horvendillus, wenn sich Fengo-Odin ihn als Opfer holt. Es besteht aber auch wieder zu Hadding Beziehung, der sich nach Saxo vor allem Volk erhängt, d. h. dem Odin als Opfer darbringt. Hier spinnen sich aber auch zu den Harlungen Fäden hinüber. Denn dass die harlungischen Brüder auf Veranlassung des bösen Ratgebers Sibeche gehängt werden, bedeutet auch nichts anderes als ein Opfer für Odin als „hangagud“.

Auch die griechischen Dioskuren sind sterbende Götter. Aus ihrem Tod wurde bei den Germanen ein Opfertod. Dieses Los teilen sie aber mit anderen Heilbringern und überhaupt ist zwischen ihnen und Sprossformen von Njördr, Freyr, Baldr keine scharfe Grenze zu ziehen. Es gehört ja auch zum Wesen unserer alten Mythologie, dass Konvergenzerscheinungen eintreten und aus verschiedener Wurzel Entsprössenes zusammenwächst, andererseits ursprünglich Einheitliches sich spaltet. Trotz solchem Ineinander- und Auseinanderfließen durften wir eine Reihe von Heroen- oder Göttergestalten mit Bestimmtheit den Wandalen zusprechen. Denn sie tragen den Stempel dieser Herkunft in ihren Namen deutlich zur Schau.

Dass die Dioskuren gerade bei den Wandalen in so hohen Ehren standen, hängt sicherlich mit der Tatsache zusammen, dass diese ein ausgesprochenes Reitervolk gewesen sind. Es ist auch kein Zufall, dass der älteste mit dem Gesamtvolk der Wandalen verknüpfte Fürstename, den wir kennen, der des Königs Wisu-

mar(h), unter dessen Führung sie mit den Goten unter Geberik kämpften, soviel wie *Εὐππος*, der „Wohlberittene“, bedeutet.

Aus älterer Zeit noch, aus dem 2. Jh. n. Chr., kennen wir die Namen zweier hasdingischer Herrscher *‘Pāos* und *‘Pāptos*. Anknüpfend an meine Deutung dieser Namen als ostgermanisch *Raus* und *Rafts* „Rohr“ und „Balken“ (Ztschr. f. deutsch. Altert. 36, 47), die auch von anderen Seiten gebilligt worden ist, denkt dabei Helm, Germ. Religionsgesch. I 326 an die Benennung zweier primitiver Idole, die von den nach Süden vordringenden Wandalen mit sich geführt worden seien: Bilder der alten nationalen Götter, die gleichsam als Führer in die neue Heimat betrachtet wurden. Wie ein Name des Sinnes „Rohr“ eine solche Auffassung zuliesse, ist mir freilich unverständlich. Doch fällt dieser Einwand hinweg, wenn *‘Pāos* anders gedeutet werden muss. Und dessen Auffassung als lat. *Raus* = got. *raus* scheint mir jetzt in der Tat nicht ganz unbedenklich, weil man dann wohl ein *Rausus*, *‘Paῦσος* erwarten sollte. Eher wird sich also hinter *‘Pāos* ein lateinisches *Rahus*, *Rahi* verbergen, das man zu germ. *rahō* „Schiffsrahe, Stange“ und dem Adjektiv mhd. *rach*, *rahes* „steif“ (zu dem jenes Substantiv, unser *Rahe*, eigentlich nur eine Substantivierung ist) stellen kann. Und ein solches Wort konnte wohl zur Bezeichnung eines primitiven Götterbildes nach Art eines nordischen „stafr“ taugen.

Nicht recht einzusehen ist, warum Helm a. a. O. die Namen der Wandalenkönige in der langobardischen Stammsage, *Assi* und *Ambri*, ausschliesst. Dass ihre Träger wirkliche Menschen und keine Götter gewesen seien, wie er meint, ist mit Rücksicht auf den sagenhaften Charakter der Quelle, der sie entnommen sind, und der Zeit, in die sie verlegt werden, nicht wahrscheinlicher als bei den Namen zweier Hasdingenführer des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, die Cassius Dio in einem geschichtlichen Bericht überliefert. Es kommt aber darauf nicht so sehr an, da Könige als Verkörperungen von Göttern gelten konnten.

Ich habe bei anderer Gelegenheit [Gött. gel. Anz. 1901, 458 1]) darauf hingewiesen, dass das Namenpaar *Assi* und *Ambri* an die Namen der ersten Menschen in der Edda *Askr* und *Embla* erinnert, und zwar um so mehr, als *Assi* eine hypokoristische Form für *Aski* ist und *Embla* nach nordischen Lautgesetzen aus *Ambilo* oder

Ambri entstanden sein muss, also *Aski-Ambri* mit *Askr-Amb(r)ilō* zu vergleichen sind.

Die ersten Menschen sind aus zwei Bäumen oder Hölzern (*trē tvau*) geschaffen, die die Götter am Meeresstrande finden. Man führt sie also auf einen belebten Holzklotz oder ein aus Holz geschnittes Gebilde zurück, wie man sie anderswo, in einer Gegend mit weniger Waldwuchs und mit früh entwickelter Tonplastik, aus Lehm geformt werden liess. Unmittelbar auf die Vorstellung des Baumes oder Holzklotzes führt ausser der Erzählung auch der Name *Askr* selbst. In *Amb(r)ilō* > *Embla* wird man dann ähnlichen Sinn suchen und es trifft sich sehr gut, dass Heinrich Schröder in seinen Ablautstudien S. 15 f. auf ganz anderem Wege und ohne jeden Gedanken an die *Embla* zum Ansatz eines germanischen Wortes *ambra-* „Pflock, Block, Stock“ gelangt ist. Damit ist auch für *Assi* und *Ambri* (beziehungsweise den Harlungennamen *Ambrika*) die Erklärung gegeben, und zwar eine, die ganz ebenso wie bei *‘Pāos* und *‘Pāptos*, ja eigentlich noch deutlicher, auf die Vorstellung von Holzidolen führt¹⁾.

Mit allem Vorbehalt, d. h. nur im Rahmen einer Versuchshypothese, wird man hier vielleicht auch auf jenes *Λίμος ἄλσος* zurückgreifen und die Frage aufwerfen dürfen, ob nicht Zusammenhang mit anord. *limr*, *lim*, ags. *lim* „Glieder, Zweig“, anord. *limi* „Reisbund“, lit. *lėmū* (aus indg. *leimon-*, genauer Entsprechung des nordischen *limi*) „Baumstamm, im Gegensatz zur Krone und den Wurzeln, menschlicher Körper, im Gegensatz zu den Gliedern“ besteht, und der Name des Hains aus Bezeichnungen primitiver Idole oder nach solchen benannter Gottheiten zu erklären ist.

Die anderen Namen, mit denen wir bestimmter rechnen dürfen,

¹⁾ Zu weit hergeholt scheinen mir die — mir nachträglich bekannt gewordenen — Deutungen bei Loewenthal, PBBeitr. 49, 64, 80 f., zu sein. Er stellt *Ambri* zu serb. *ōmora* „Fichte“, lat. *ambrices* „Art Bohlen“, *Assi* zu lit. *āsys* „Binse“ und übersetzt die beiden Namen mit „Latte“ und „Binse“. *Embla* erklärt er aus germ. **amīlōn*, für das er die Bedeutung „Erle“ erschliessen will. Diese Grundform hätte aber nach nordischen Lautgesetzen zu *Amla*, nicht *Embla*, geführt. Da ihm **amīlōn* „Erle“ eigentlich „Gelbholz“ bedeutet und er auch ahd. *amero* „Ammer“ und andere *r*-Bildungen mit herbeizieht, könnte und müsste er ein **am(b)rilōn* „Erle“ konstruieren, um *Embla* für seine Deutung zu retten. Aber dann würde man doch wieder *Ambri* und **Am(b)rilō* > *Embla* nicht voneinander trennen wollen.

'*Pāos*-'*Pávros* und *Assi-Ambri*, haben eine merkwürdige Parallele auf griechischem Boden. In Sparta, einer der Hauptstätten des Dioskurenkultes, gab es ein altes Symbol von ihnen in Gestalt zweier durch Querhölzer verbundener Balken, der sogenannten *δόκανα*. Diese pflegten die Spartaner, wenn sie ins Feld zogen, immer mitzunehmen; so lange beide Könige das Heer begleiteten, folgten ihm nach Herodot 5, 75 beide Tyndariden, d. i. Dioskuren, später, als nur ein König sie führte, liessen sie auch einen der Tyndariden, d. i. doch wohl sein Bild, daheim zurück.

Damit fällt auch ein Licht auf die Beziehung des spartanischen Doppelkönigtums zu den Dioskuren, als deren Vertreter die beiden Herrscher gegolten haben müssen, und zwar sogar so, dass jeder einzelne einen bestimmten von den Dioskuren zu vertreten hatte. Und nach den Feststellungen über die wandalischen Königspaare in Sage und Geschichte wird zu erwägen sein, ob nicht auch noch anderswo auf germanischem Boden ein solches Doppelkönigtum, wo es sich findet, ähnlichen Ursprung hat.

Was von Ambri und Assi berichtet wird, bezieht sich auf eine vorgeschichtliche Zeit, in der die Wandalen noch nicht in Schlesien, sondern viel weiter im Nordwesten sassen, in einer Gegend, wo sie mit den Langobarden einen Kampf ausfechten konnten. Für solche Herkunft der Wandalen aus dem Nordwesten, aus dem Bereich von Jütland und Landstrichen in der Nähe der Unterelbe, spricht noch manches, was hier nicht erörtert werden kann, und bei solcher Herkunft werden uns auch die Haddingjar im südöstlichen Norwegen verständlicher, wie immer man sich den Zusammenhang mit ihnen vorstellt. Schon in diesen älteren Sitzen werden die wandalischen Stämme Dioskurenverehrer gewesen sein; denn schon die aussergermanischen Beziehungen erweisen das hohe Alter des Kultes. Und wenn aus diesen Sitzen später ein Germanenstamm zu einem grossen Unternehmen, zur Eroberung Britanniens, auszieht unter Führung des *Hengest* und *Horsa* — so wie sich seinerzeit die Hasdinge unter '*Pāos* und '*Pávros* eine neue Heimat gewannen —, soll man sich bei diesen nach Pferden benannten Führern des Gedankens an die indischen *Açvināu* „die mit Rossen versehenen“ und an den thebanischen Kultnamen der Dioskuren *λευκὸν πάλω* „die weissen Rosse“ erwehren? Auf die Farbe kommt es dabei nicht so sehr an; auch die griechische

Überlieferung ist in dieser Beziehung nicht ganz einheitlich. Man wird aber behaupten dürfen, dass bei *Hengest* an ein weisses Ross gedacht wurde. Denn sonst wäre es nicht zu verstehen, warum seine Tochter, die mit dem britischen König Vortigern vermählt war, in keltischer Überlieferung *Rowen*, *Rowenna* heisst, d. i. nach Rhys, *The Hibbert Lectures* 1886, S. 154, cymr. *Rhonwen* „White-mane“. Beachtenswert ist übrigens, dass auch sie noch einen Namen trägt, der sich innerhalb desselben Vorstellungskreises der Pferdegestaltigkeit hält. Der Sohn des Hengest aber soll mit Beinamen *Æsk* und Hengests Geschlecht danach *Æskingas* geheissen haben, wobei man wieder an *Assi* = *Aski* denken wird, das sich uns schon als Name eines der wandalischen Dioskuren enthüllt hat.

Dass an Pferden die schöne Mähne besonders geschätzt wurde, zeigen Namen von Pferden wie *Faxi*, *Frey-*, *Glö-*, *Gull-*, *Skin-*, *Hrimfaxi*, zum Teil solche von mythologischen Pferden. Man kann sich da des Gedankens schwer erwehren, dass sich zwischen den langhaarigen, nach ihrem **hazds* benannten Hasdingen und der Vorstellung von pferdegestaltigen Dioskuren eine Beziehung hergestellt hat. *Faxe* kommt übrigens im südöstlichen Norwegen auch als Name holzgeschnittener Hausgötzen vor. Und sollten die Germanen nicht auch die an ihren Hausgiebeln vielfach paarweise angebrachten geschnitzten Pferdeköpfe, die sicher Unheil abwehrend wirken sollten, gleichwie die Alci ihrem Namen nach solche „Abwehrer“ sind, auf die pferdegestaltigen Dioskurenbrüder bezogen haben, wenn auch vielleicht nicht von Anfang an?

Man brauchte deshalb in Hengest und Horsa keine Götter zu sehen und sie aus der Geschichte zu streichen. Auch bei der Überlieferung von *Ῥᾶος* und *Ῥάπτος* wird kein Missverständnis vorliegen. Wie die Spartaner ihre *δόκανα*, ihre Balken, die Götter vorstellten, in den Krieg mitnahmen, so holten auch die Germanen wenn sie ins Feld zogen, die Götterbilder und Symbole, die *ferarum imagines*, aus den Hainen und führten sie mit. Auswandernde Norweger nahmen die Tempel-Hochsitzsäulen mit dem eingeschnitzten Bilde Thors mit sich als Wegweiser in eine neue Heimat. Aber nicht nur sein Bild oder sein heiliges Symbol, sondern auch der Fürst, der sein Geschlecht auf den Stammesgott zurückführte, galt als des Gottes Vertreter, ja, er galt unter Umständen als dessen Wiedergeburt. Von den alten schwedischen Königen wird

uns berichtet, dass sie neben ihren anderen Namen alle auch *Yngvi* hiessen nach dem Gott. Und wenn es in bezug auf die norwegische Vallis Haddingorum Fornaldars, II 8 heisst: *Haddingr, son Rauma, átti Haddingjadal ok Pelamork; hans son var Haddingr, faðir Haddings, fœdur Högna ens rauda; eptir hann tóku ríki Haddingjar þeir, ok var hverr þeirra eptir annan; Helgi Haddingjaskati var með einum þeirra*, wenn also hier nur mit einer Unterbrechung sechs Fürsten namens *Haddingr* aufeinander folgen, ist das auch am besten verständlich, wenn man sich in ihnen nacheinander den Stammesgott und Ahnherrn verkörpert vorstellt. So wird man aber vor allem bei wichtigen Unternehmungen wie dem Auszug eines Volkes zum Erwerb neuer Sitze seine irdischen Führer gern nach Namen, Beinamen oder Symbolen der heimischen Götter, ihrer Ahnherrn, benannt haben, um auszudrücken, dass man die Führung dieser Götter wünschte und sich ihr anvertraute.

Eine reiche einheimische Überlieferung lässt sich also mit der kurzen Mitteilung des Tacitus, von der wir ausgegangen sind, in Verbindung bringen. Namen mythologischen Gehaltes, wie *Haddingjar-Hartunge*, *Harlunge*, *Aurvandill*, *Vandill*, die an den Namen des Gesamtvolkes der Wandalen oder an die von Teilstämmen wie *Hasdingi* und *Harii* anknüpfen, dienten uns dabei als Wegweiser und zeugen dafür, dass Eigentümlichkeiten ihres Kultes ihnen selbst und ihren Nachbarn bewusst gewesen sind, geradeso wie sie dem fremden Beobachter auffielen. Da wir infolge der frühen Christianisierung und des frühen Untergangs aller ostgermanischen Stämme vom ganzen ostgermanischen Heidentum unmittelbar so gut wie nichts erfahren, ist die eingebrachte Ernte um so erfreulicher.

Volkskundliches bei neulateinischen Dichtern.

Von Heinrich Meuss.

1. Das „Binden“ am Geburts- oder Namenstage.

J. Grimm hat davon in der Abhandlung „über Schenken und Geben“ (kl. Schr. II, S. 173 ff.; vgl. DW. unter „binden“) gehandelt und von dem Brauche, dem Beschenkten die Gabe an den Hals oder den Arm zu binden, die Bedeutung des Wortes „Angebinde“ abgeleitet. So alt dieser Brauch auch sicherlich ist, so kann er ihn doch für den Geburtstag literarisch belegen erst durch „Bindelieder“ von Opitz, A. Gryphius und besonders Fleming, bei dem er nicht weniger als 35 solche Stücke zählt.

Ein Stück weiter hinauf führen uns lateinische Geburtstagsgedichte von Dichtern des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Normalform des Bindeliedes zeigt uns etwa folgendes Epigramm von Paul Schede oder Melissus aus Melrichstadt in Franken (Schediasmata, Paris 1586, III, S. 118):

Ecce Leonardum revehit lux sexta Novembris
 Teque iubet memorem nominis esse tui.
 Nos sumus ante quidem memores ideoque ligatum
 Teutonico ritu te dat amica manus,
 Sic tamen, ut solvi possis, modo pendere cordi
 Sit tibi, quod pendi Musica turba cupit.
 Juris es ipse tui, nil cogeris; accipit ultro,
 Quod das sponte tua, iuris et illa sui.
 Quid, Lechnere, moram trahis? actum est, namque sodalis
 Arbitrium nostro subiacet arbitrio¹⁾.

Danach wird an erster Stelle, wie es selbstverständlich und allgemein üblich ist, der Geburts- oder Namenstag als der Anlass des „Bindens“ genannt.

¹⁾ „Siehe, St Leonhards Tag bringt wieder der sechste November,
 Und er mahnet dich, Freund: sei deines Namens gedenk.
 Wir sind vorher schon seiner gedenk, und darum gebunden
 Bist nach teutonischem Brauch du von befreundeter Hand;
 Freilich gebunden; doch kannst du dich lösen; nur denke zu zahlen,
 Was ihr zu zahlen dich jetzt heisset die musische Schar.
 Du bist Dein eigener Herr, wirst nicht gezwungen, und gerne
 Nimmt sie als gutes Recht, was du ihr willig gewährst.
 Weshalb zögerst du noch, Freund Lechner? Die Sach' ist erledigt;
 Denn dein Wille, er steht jetzt unter unsrer Gewalt.“

Dann kommt das „Binden“ selbst zum Ausdruck, fast immer durch *ligare*, seltener *nectere*, bezeichnet. Anscheinend wurde bei der tatsächlichen Handlung des Bindens eine bestimmte Formel verwendet, die dann auch in die lateinischen und deutschen Bindegedichte übergang. Wenigstens scheint es mir kein zufälliges Zusammentreffen, wenn ein Geburtstagsepigramm von Joh. Heermann (*Epigrammatum* lib. X, Breslau 1624, S. 107) mit den Worten schliesst: *ligatus esto*, und wir anderseits in deutschen Bindeliedern von Fleming die genau entsprechenden deutschen Worte lesen: „Ihr sollt gebunden sein“ (Deutsche Gedichte, hsg. von Lappenberg, Stuttgart 1865, Oden, B. IV, 40), „du sollst gebunden sein“ und „sei gebunden“ (ebenda B. IV, 11), und ebenso in Gedichten an Fleming (ebenda B. II, S. 613, 618).

Ofters wird das Binden, wie in dem angeführten Gedichte von Schede, als *ritus Teutonicus* bezeichnet (Schede, a. a. O. S. 117, Heermann, a. a. O. S. 140), anderwärts heisst es dabei *more prisco* oder ähnlich (Heermann, a. a. O. S. 415; Georg Tilenus, *Poematum* l. VIII, Leipzig 1597, S. 607, 608, 610; Andr. Calagius, *Epigrammatum* cent. VI, Frankfurt a. O. 1602, S. 12, 75, 86).

Worin die gespendete Gabe — *vincla*, *ligamina* — besteht, wird gewöhnlich nicht gesagt. Meistens ist es wohl ein Band oder ein Kranz, oder auch beides verbunden. So heisst es bei Schede (a. a. O. S. 115): *sertum vel arcto colligata vinculo iam debuere serica mitti* („ein Kranz gebührt dir heute oder auch ein Band, aus seidenem Geflechte dicht gewebt“). Aber sehr oft bilden auch die Glückwunschverse selbst ohne eine andere Gabe das Angebinde; Schede sagt einmal (a. a. O. S. 192): *ligaris scilicet vinctis iambi nexibus* („natürlich wirst du heut gebunden durch ein Jambenband“), Heermann (a. a. O. S. 415): *mitto, quae sint vincula, pauculos phaleucos* („nur ein paar Elfsilbler als Angebinde schick' ich“). Einem Freunde, dessen Namenstag auf das Dreikönigsfest fällt, schreibt derselbe (a. a. O. S. 467):

*Qualia dona tibi vel qualia vincula mittam,
Ut videas, in te sis mihi qualis amor?
Esto fides aurum, fidei constantia myrrha,
Thus candor, quovis tempore gratus odor¹⁾.*

¹⁾ Was für Geschenke soll ich, welch Angebinde dir schicken,
Dass du sehest, wie gross sei meine Liebe zu dir?

Mit genauem Anschluss an den eigentlichen Vorgang des ligare sagt Fleming (lateinische Gedichte, hsg. von Lappenberg, Stuttgart 1863, S. 218) in dem auffallenderweise einzigen seiner so zahlreichen lateinischen Gedichte, das allenfalls als Bindelied bezeichnet werden kann:

Omnia sunt praesto, quibus hac te luce ligamus:

Fila — fides, teniae — carmina, nodus — amor¹⁾.

Eigenartig sinnig ist die sinnbildliche Deutung, die einmal Tilenus in dem an den Breslauer Syndikus Ursinius gerichteten Geburtstagsgedicht (a. a. O. S. 607) den vincula gibt; er sagt von ihnen: *graviora figurant, qualia cura labris litis et urbis habet* („des Schwereren Abbild, wie's auf die Lippen dir legt Sorge um Stadt und Prozess“).

Dass gelegentlich auch Musen, Chariten und andere mythologische Gestalten als die Schenkenden bezeichnet werden, versteht sich bei diesen Gelehrtehdichtern von selbst (Schede, a. a. O. S. 190, Tilenus, a. a. O. S. 610, Heermann, a. a. O. S. 107).

Der dritte typische Hauptbestandteil der Bindegedichte ist die Aufforderung zum Loskaufen, *solvere* oder *redimere*, wie wir sie bei Schede fanden und wie sie auch sonst nur selten fehlt. Ja: mehrfach erscheint dies den Dichtern als das Wichtigste und als eigentlicher Zweck der Übung; so sagt Heinr. Decimator aus Gifhorn (in *Deliciae Poetarum Germanorum*, Frankfurt a. M. 1612, Bd. II, S. 1082):

Haec quid vincla velint, necesse sane

Non ulla reor explicatione.

Rorentur modo blanda dona Bacchi,

Solvuntur quia vincla missa vino²⁾.

Treue sei dir das Gold, der Treue Dauer — die Myrrhe,
Weihrauch — redlicher Sinn, allzeit ein lieblicher Duft.“

¹⁾ „Alles ist da, womit wir heute dich binden: die Fäden —
Treue, das Band — ein Lied, Liebe — der Knoten dazu.“

²⁾ „Was das Band hier bedeute, das bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Fliessen möge nur Bacchus' süsse Gabe, weil die Fessel gelöst wird mit Weine.“ Der auch sonst vielfach fehlerhafte Druck der *Deliciae* bietet in V. 3 das unmögliche *rorentur*; ob meine Vermutung das Richtige trifft, müsste der Originaldruck erweisen, der mir nicht zugänglich ist. — Zur Sache vgl. ein Lied von Fleming (a. a. O. S. 348): „Wie uns der Tag euch heisst binden, so heisst er euch lösen auch, bester Freund, den wir hier finden. Tut, was heisst der graue Brauch, und geht euren lieben Gästen ein berühmt Gelack

Hier scheiden sich nun die Geister hinsichtlich der Art der geforderten Gegengabe. Der zartsinnige Heermann schliesst das obenerwähnte Gedicht zum Dreikönigstage mit der Bitte: *si quae retribuas munera, cor mihi da* („gibst du ein Gegengeschenk, sei es dein eigenes Herz“), und Schede sagt einmal (a. a. O. S. 146): *carmina me exsolvens illi sua vincla remitto* („mit einem Lied mich lösend erstatte ich jenem die Gabe“). Andere aber fordern sich materielle Gegenleistungen, besonders natürlich einen guten Trunk, wie Decimator in den eben angezogenen Versen¹⁾. Der Schlesier Calagius, ein armer Hungerleider, der wohl selten einen guten Happen und Tropfen zu kosten bekam (s. Cunradi, *Silesia togata*, S. 35), fordert von einem Freunde, der das in diesem Falle zweifelhafte Glück hat, am Martinstage geboren zu sein (a. a. O. S. 75):

*Ansere praepingui tortis et cornibus, horno
Insuper implebis viscera nostra mero* ²⁾.
vgl. auch S. 86, 91.

In anderen Fällen wird die Form der Lösung dem Geburtstagskinde anheimgestellt; wie oben bei Schede, so in einem Epigramme von Nic. Henel (*Epigrammatum* I. II, Oels 1615, f. B 8):

*Natali en tibi vincla tuo; tu noveris istaec
Quo solvenda tibi sive secunda modo.
Nil tibi praecipio, moneo tantum: optimus ille,
Sponte libensque suum qui facit officium* ³⁾.

zum besten.“ Ebenso ist bei dem in Schlesien noch heutzutage üblichen „Binden“ auf dem Erntefelde das Herausschlagen eines Trinkgeldes der einzige noch erkennbare Sinn und Zweck.

¹⁾ So auch Fleming; ausser den in Anm. 1 S. 3 angeführten Versen z. B. auch a. a. O. S. 365.

²⁾ „Mit der gemästeten Gans, mit gewundenen Hörnchen nun sollst du,
Dazu mit heurigem Wein heute mir füllen den Bauch“;

³⁾ „Siehe, an deinem Geburtstag für dich die Bande; du weisst ja,
Was es zum Lösen für dich oder Zerschneiden bedarf.

Ich gebiete dir nichts, ich mahne nur: der ist der beste,
Der freiwillig und gern das, was er schuldet, erfüllt.“ —

So schliesst auch Fleming das in Anm. 5 S. 3 angezogene Gedicht: „Nicht, dass wir dir vorzuschreiben uns hiërmitte nehmen für, nein, Freund, es steht ganz bei dir“ usw. — Man sieht bei allen diesen Anklängen — nur deshalb weise ich auf sie hin —, wie sehr die Dichter der 1. schlesischen Schule auch in Einzelmotiven an ihre lateinischen Vorbilder anknüpfen, die ihrerseits gleichfalls vielfach typische Formen verwenden.

Den scherzhaft erpresserischen Ton, den wir hier angeschlagen hören, finden wir auch sonst; bei Schede (a. a. O. S. 147) heisst es einmal:

Ni rerum sat ages, vah, quanta pericula restant!

Amittes, cari quidquid in aede tibi est,

Et merito ¹⁾. (Vgl. auch Ulr. Schober, in Del. Poet. Germ. Bd. V, S. 1436).

In den besprochenen Zeugnissen ist das ligare poetische Fiktion. Es fragt sich, ob ein tatsächliches Binden dabei, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle, als noch in Übung stehend zu denken ist. Ein Epigramm von Heermann (a. a. O. S. 179) könnte zunächst darauf schliessen lassen:

Agnoscsine diem, Crusi? tibi vincla parata.

Effugis at manibus vincla parata meis.

Namque tuis laqueis constrictus adhuc decumbo;

Captivus frustra in libera colla furit ²⁾.

Aber wenn Fleming (deutsche Gedichte, S. 463) einmal als Entschuldigungsgrund für sein Schweigen am Namenstage eines Freundes den „derben Rausch“ geltend macht, den dieser ihm am Tage zuvor „beigebracht“, und wenn wir das Gleiche in einem Gedichte seines Freundes Gloger finden (ebenda, Bd. II, S. 662), so werden wir wohl auch Heermanns Unvermögen zum „Binden“ und damit dies selbst im geistigen Sinne aufzufassen haben, zumal da er sich auch ein andermal darüber beklagt, dass derselbe trunkfestere Freund ihm am Abend vorher schlimm zugesetzt habe (a. a. O. S. 201). In einem andern Epigramme (S. 140) schreibt er aus Anlass des bevorstehenden Geburtstages seines Patrons an einen Freund:

Nectere si liceat, libet ut mihi, Teutone ritu

Compeditibus domini libera colla mei,

Te praesente iuvat domini constringere vinclis

Libera colla, Closi candide, iuris amor.

In tenui tenues quia sunt mihi corpore vires,

Vires ipse meis viribus adde tuas etc. ³⁾

¹⁾ „Wenn du genug nicht leistest, o, welche Gefahren bedreun dich!
Alles büssest du ein, was du im Hause nur hast,
Und mit Recht!“

²⁾ „Crusius, kennst du den Tag? Für dich sind Bande geknüpft;
Doch du entrinnest dem Band, das meine Hand dir geknüpft.
Denn durch deine Fesseln verstrickt noch lieg' ich darnieder,
Und der Gefesselte tobt gegen den Freien umsonst.“

³⁾ „Darf ich wohl, wie ich es möchte, nach altem deutschen Gebrauche
Meinem edlen Patron fesselnd umstricken den Hals,

Aber ganz sicher scheint es auch hier nicht, ob an ein Binden im buchstäblichen Sinne gedacht ist; wahrscheinlich mindestens ist es, und jedenfalls zeigt die Stelle, dass der Dichter den Brauch des Bindens noch durchaus kennt, das in Oberschlesien — freilich im polnischen — sogar jetzt noch in beschränktem Masse üblich ist (vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksgl., I, S. 219).

Die im Vorstehenden angeführten Zeugnisse rühren von Dichtern her, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands stammen, überwiegend aber sind es Schlesier: Tilenus, Calagius, Gloger, Heermann, Henel, Schober. Ist das Zufall, oder deutet es etwa darauf hin, dass die Sitte des „Bindens“ in Schlesien besonders in Übung war?

2. Korb und Kranz.

Die sinnbildliche Bedeutung des Korbes ist jedermann geläufig und literarisch vielfach belegt, wenn auch der zugrunde liegende Brauch längst verschwunden ist (s. Grimm, DW.; Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im Volksmunde, 6. Aufl., S. 266 f.). Auch das Volkslied erwähnt den Korb als Zeichen der Ablehnung des unwillkommenen Freiers oft, in Schlesien und sonst; und wenn hier gelegentlich auch der männliche Teil als der korb-spendende erscheint, so zeigt das nur, dass auch im Volksliede die Erinnerung an den Ursprung der Redensart nicht mehr lebendig ist¹⁾. In der lateinischen Kunstdichtung des 16. und 17. Jahrhunderts ist mir der Korb bisher nur bei einem Dichter begegnet, unserm schlesischen Landsmann Joh. Heermann. Er feiert in seinen Epigrammen, bis er in Wirklichkeit auf Freiersfüßen geht, nach damals berühmten Mustern eine erdichtete Geliebte und rühmt es einmal (S. 148) als Vorzug gerade des nur erdichteten Liebesverhältnisses, dass er der Gefahr eines Korbes dabei nicht ausgesetzt sei:

*Corbis agat reliquos in publica probra; repulsam
Non timeo, quamvis sint mihi mille proci*²⁾.

Ist es erwünscht, mit deiner Hilfe den Hals ihm zu binden,
Closius, redlicher Freund, der du der Liebling des Rechts.

Weil ich in schwächlichem Körper auch schwächliche Kräfte nur habe,
Darum zu meiner Kraft füge die deine hinzu.“

¹⁾ Vgl. Hoffmann von Fallersleben und E. Richter, Schles. Volkslieder, S. 106, Nr. 80; S. 170, Nr. 149.

²⁾ „Bringe den andern ein Korb auch öffentlich Schande, ich fürchte
Nicht das Nein, und wenn tausend Rivalen ich hätt!“

An einer anderen Stelle (S. 78) sagt er der Geliebten:

*Saepe rogas, speculum tibi dem; dare nolo; venustam
Si videas faciem, gratia corbis erit¹⁾.*

Man kann die scherzhaft gemeinten Verse ganz natürlich erklären: wenn die Geliebte im Spiegel erst einmal sieht, wie schön sie ist, wird ihr der Freier nicht mehr gut genug sein. Vielleicht aber liegt der Volksglaube zugrunde, nach dem man der Liebsten keinen Spiegel schenken soll, weil sie sonst alle Fehler ihres Liebhabers und alles, was er tut, darin sieht (s. Drechsler, a. a. O. I, S. 231).

Das Gegenstück zum Korbe ist der Kranz²⁾, den Liebende sich gegenseitig als Zeichen der Liebe spenden, vorzugsweise freilich, wie wir's im Volksliede unzählig oft finden, das Mädchen dem Liebhaber, während dieser der Geliebten ein Ringlein zu geben pflegt. Diese gegenseitige Beschenkung bedeutet nicht weniger als eine Verlobung; im heutigen, nicht in dem streng rechtlichen älteren Sinne des Wortes. Auch hiervon finden wir Spuren in der Dichtung der Humanisten. Als Georg Sabinus beim Antritt seiner Romreise von Anna Melanchthon Abschied nimmt, da — so heisst es in seiner bekannten Reiseschilderung im 2. Buch der Elegien (= Del. Poet. Germ. Bd. V, S. 952):

— *formosa mihi patre nata Melanchthone virgo
Serta profecturo matre iubente dedit.
Castaque demittens pudibundo lumina vultu:
„Hoc tibi sit nostri pignus amoris“ ait³⁾.*

Diese Stelle gibt uns erst das volle Verständnis für die Bedeutung der Kranzspende in anderen Fällen. So beginnt eins der

¹⁾ „Einen Spiegel soll ich, Geliebte, dir schenken? Ich tu's nicht.

Siehst du dein holdes Gesicht, wird mir zum Dank nur ein Korb.“

²⁾ Das zeigt deutlich ein in den „Schles. Volksliedern“, S. 142, Nr. 117 mitgeteiltes Lied; auf die Worte des Mädchens: „Ich winde Dir ein Kränzlein von grüner Cypresse“ antwortet hier der Liebhaber: „Winde mir's, Feinsliebchen mein, winde mir's fein feste. Wenn es wird gewunden sein, werd' ich ihn mir holen, wohl um der Ehre dein; sollst meine Braut werden.“ Kranz und Tüchlein als Gegengabe für einen Ring, der wenigstens nachträglich von der Empfängerin zur Verlobungsgabe gestempelt wird, auch in den „Denkwürdigkeiten“ von Hans von Schweinichen, hsg. von Oesterley, S. 71.

³⁾ „Einen Kranz gab mir Melanchthons liebliche Tochter

Auf der Mutter Geheiss, als ich zur Reise bereit;

Und die keuschen Augen mit schämiger Miene gesenket,

Sagte sie: „Dies sei dir unserer Liebe ein Pfand“.

der zahlreichen Epigramme Heermanns aus der Zeit, wo er um seine zukünftige Gattin Dorothea Feige warb, mit den Worten (S. 353):

„Serta novo de flore mihi lepidissima mittis,
Omni floridior flore, puella, mihi 1).“

Die Übersendung des Kranzes ist hier die Bestätigung der Worte: „me redamat“ aus einem unmittelbar vorangehenden Gedichte (S. 348). In demselben Sinne werden wir auch die folgenden Verse von Tilenus (a. a. O. S. 641) zu verstehen haben:

„Dum roseasque genas illibatumque pudorem
Rosmundae variis miror amoque modis,
Ecce venit magnum magni moderamen amoris
Candidula dominae texta corona manu 2).“

Vom Brauche der Kranzspende lebt heut, scheint es, nichts mehr. Über einen früher im polnischen Oberschlesien geübten Brauch teilt Drechsler (a. a. O. II, S. 234 folgendes³⁾) mit: „Nach Erhaltung des Jaworts schickte der Bräutigam der Braut einen Gulden oder Reichstaler und empfing als Gegengabe ein Riechel und ein Tüchel. — Derjenige, der im Namen des Bräutigams der Braut das Geldstück überbrachte und von ihr als Gegengabe das Riechel oder Kränzchen, weshalb man diesen Brauch das Kränzchen-abholen hieß, für den Bräutigam empfing, hielt früher folgende Ansprache . . .“. Das erinnert zu genau an die alte deutsche Sitte, als dass man an eine nur zufällige Übereinstimmung glauben dürfte. Handelt es sich hier wirklich um einen bei Polen, nicht bei Deutschen im polnischen Sprachgebiete, üblichen Brauch, so liegt dabei wohl die Übernahme deutscher Sitte durch Polen vor (vgl. Grimm, kl. Schr., II, S. 195). Wir hätten damit ein Gegenstück zu dem Vorkommen des deutschen Geburtstagsbindens im polnischen Oberschlesien, auf das oben hingewiesen wurde (S. 47, Drechsler, a. a. O. I, S. 209).

1) „Jungfrau, du schickst einen reizenden Kranz mir aus blühenden Blumen,
Die du selber doch blühst holder als jegliche Blum.“

2) „Während Rosmundens reine Keuschheit und rosige Wangen
Ich in Staunen und Lieb' wieder und wieder betracht',
Kommt ein Kranz, ein herrliches Zeichen der herrlichsten Liebe,
Den mit der weissen Hand meine Geliebte mir wand.“

3) Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Studienrat Dr. F. Seifert in Breslau.

Bürgerliche Kultur im schlesischen Mittelalter.

Grünberg um 1440.

Von Joseph Klapper.

Es ist nicht leicht, Kulturbilder aus dem Mittelalter zu zeichnen. Die Chroniken überliefern nur das Neue, Auffallende, Unerhörte; sie streifen nur gelegentlich das Alltägliche, Durchschnittliche, Volkstümliche. Genau so, wie wir noch heute in unseren Tagebüchern nur das festhalten, was unser Leben bedeutsam trifft oder seinen Ablauf äusserlich bestimmt. Der mittelalterliche Mensch hatte wohl noch weniger als der moderne ein Auge für den Inhalt des Alltagslebens, den ungestörten, natürlichen Lebensgang der Umwelt; auch uns locken ja noch heute mehr die neuesten Nachrichten, Sensationen; auch wir sehen oft lieber die Abnormitäten im Baumwuchs als den Wald. Wer Kulturbilder ferner Zeiten entwirft, ist also meist darauf angewiesen, gelegentlich erwähnte Einzelzüge mosaikartig zusammenzusetzen, und läuft dabei noch Gefahr, das Einmalige, Zufällige für das Allgültige zu halten, zeitlich und örtlich Auseinanderliegendes zur willkürlichen Einheit zusammenzufügen, etwa wie unsere „Volks-trachten“ der Trachtenfeste oft die Haube der Urgrossmutter mit dem Staate der Grossmutter und der Dirndelschürze aus dem Modebazar Oberbayern stillos vereinen. Trotz dieser methodischen Gefahren muss es die Aufgabe der Volkskunde bleiben, immer wieder zu versuchen, die Alltagskultur vergangener Zeiten klarzulegen. Gerade diese unbemerkt dahinfließende Alltäglichkeit mit ihrem langsamen, aber im Verlaufe der Jahrhunderte so augenfälligen Wandel der Lebensformen gibt uns die Möglichkeit, das Keimen, Blühen und Sterben der Einzelercheinungen zu erfassen, deren Gesamtheit das Wesen unseres deutschen Volkstums ausmacht; hier haben wir allein das Gegenbild, an dem wir den Gegenwartsbestand unserer Volkskultur in lebendiger Anschauung in seiner Abhängigkeit von der Vorzeit und seinen Gegensätzen zu ihr begreifen lernen. Die ältere schlesische Überlieferung ist arm an Quellen dieser Art. Was sich findet, stammt fast durchweg aus der Predigtliteratur. Und diese ist in ihrer kritischen,

auf Besserung gerichteten Art der Übertreibung verdächtig; auch lässt sich oft nicht feststellen, wie weit die eigene Beobachtung des Predigers aus dem Leben der Umwelt schöpfte und wieviel von seinen Andeutungen Buchweisheit bleibt, die anderen Zeiten und Gegenden entstammt. In einem Falle aber hebt sich ein schlesisches Predigtwerk an Umfang und Zuverlässigkeit der Überlieferung hoch über die übrige Predigtliteratur und wird wohl nicht nur für Schlesien, sondern auch im Vergleich zu ähnlichen Quellen des späten Mittelalters im übrigen Deutschland einzig dastehen. Ein Grünberger Geistlicher hat 25 Jahre seine Gemeinde durch Freud und Leid begleitet in einer durch politische Wirren nicht allzu stark getrübbten Zeit (1437—1463) und aus seiner Lebensverbundenheit mit seinem Wirkungskreise in die Predigten Kulturbilder hineingearbeitet, die ihre Ergänzung durch Predigten eines Amtsfreundes erfahren. Aus diesen Quellen entstammen die folgenden Darstellungen der bürgerlichen Kultur in Grünberg; aus ihnen lässt sich auch über den Verfasser der Predigtsammlungen ein allerdings lückenhaftes Bild gewinnen. Die Handschriften sind heute sämtlich in der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau, wohin sie aus dem Saganer Augustiner-Chorherrenkloster gekommen sind.

Mit dem Verfasser hat sich bereits ein Aufsatz beschäftigt. In den Schlesischen Jahrbüchern (II, [1924] 10) hat Otto Günther unter Benutzung von zwei Sammelbänden, die auf dem Baseler Konzil angelegt worden sind, die geistigen Neigungen und Lebensschicksale des Grünberger Mönches geschildert. Die folgenden Angaben können daher auf Ergänzungen und Berichtigungen beschränkt bleiben, wie sie sich aus der Benutzung der gesamten handschriftlichen Überlieferung ergeben. Der Name des Verfassers begegnet uns zuerst in einer Handschrift vom Jahre 1425. Er nennt sich hier *Frater Bernhardus*¹⁾; erst später erfahren wir aus einer

¹⁾ I. Q. 144. Predigtsammlung, die den Titel *Merkelinus* führt; 251 Bl.; Bl. 248 *Explicit beati Bernardi melliflui et devoti de corpore domini nostri Jesu Christi. Amen. Finitus anno quo supra, feria 6. post Quasimodo geniti per fratrem Bernhardum*; Bl. 251 v. *In die sancti Georgij marthiris anno domini M^oCCCCXXV per fratrem Bernhardum tunc dyaconum. Qui postea anno domini M^oCCCCXXXIII post Quasimodo geniti hunc librum in hanc formam redagit in officio prioratus constitutus.*

Urkunde vom Jahre 1431 seinen Familiennamen Bernhardus Fabri (Schmidt); so nennt er sich auch in der 1432 geschriebenen Hs. I. Q. 428, Bl. 50: *per me fratrem Bernhardum Fabri*. 1425 ist er noch Diakon im Saganer Kloster. 1429 lebt er in Altenburg, wo er predigt. Auf diese Altenburger Zeit und die Handschriften, die er von dort nach Sagan heimbrachte, verweist er gern später in seinen eigenen Predigtentwürfen¹⁾. In einer Urkunde vom 11. Sept. 1430 wird er als Prediger des Saganer Klosters erwähnt²⁾. Am 7. Okt. 1431 ist er als Professus Begleiter des Priors Heinrich Stislaw auf dessen Reise nach Breslau³⁾. 1432 wird Stislaw Abt; Bernhard wird also wohl im gleichen Jahre die Stelle des Priors erhalten haben. 1433 wird er gelegentlich als Prior erwähnt⁴⁾. Sein Abt schickt ihn als Vertreter des Saganer Klosters zum Baseler Konzil. In der Sitzung vom 21. Mai 1434 wird er dort inkorporiert. Die in dieser Konzilszeit von Bernhard angelegte Sammlung von Predigten und Entscheidungen der Konzilsitzungen datiert sämtliche Stücke in der Zeit vom 14. April 1434 bis 15. Mai 1435. Zweimal predigt er selber auf dem Konzil; an Mariä Empfängnis (8. XII. 34) und am 2. Fastensonntage 1435. Er wohnt in dieser Zeit bei Zürich im Augustinerkloster St. Bernhard: *in monte Turicensi*. Dort legt er die Sammelbände I. Q. 76 und IV. Q. 145 an. Er leimt sich selbst seine Pappdeckel aus Handschriftenresten zusammen und bindet die Bände; in dem Einbände der Handschrift I. Q. 76 fanden sich sogar zwei an ihn gerichtete Privatbriefe⁵⁾. 1435 predigt er in Neuzelle bei Brixen.

¹⁾ I. Q. 441, Bl. 239 *Post vespervas iterum predicavi sermonem, quem scripsi in Aldenburg et est in libro, ubi sunt Gesta Romanorum; Bl. 241v super hoc vide primum sermonem, quem in Aldenburg predicavi; Bl. 267 vide plura in libro, ubi sunt Gesta Romanorum, in sermone, quem eciam collegi anno XXIX. — I. Q. 445, Bl. 36 in secundis collectis Aldenburg.*

²⁾ Gedr. in Cat. Abb. Sagan. (Script. Rer. Sil. I 1835, 292).

³⁾ Ebenda S. 301.

⁴⁾ I. F. 592 Bd. I, Bl. 217 *Explicit prima pars domini Jordani. . . scripta per fratrem Henricum de Gobin anno domini 1433 sub abbate domino Henrico Styslaw anno servitutis eius secundo et domino priore Bernhardo.* Der 2. Bd., der 1434 in vigilia corporis Christi vollendet ist, erwähnt (Bl. 259) nur den Abt, nicht den Prior.

⁵⁾ Cat. Abb. Sagan, S. 311 *Misit venerabilis pater dominus Henricus ad concilium prefatum fratrem Bernhardum pro tunc monasterii priorem.* — Vgl. Haller, Conc. Basil. III 101, 11.

Dann geht er nach Rom; zu Weihnachten 1436 ist er zurück in Neuzelle und bleibt dort bis Ostern 1437¹⁾. In diesem Jahre wird er nach der Heimkehr die Leitung der Grünberger Augustinerpropstei übernommen haben, die seit 1423 bestand²⁾. Als Propst wird er gelegentlich in zwei in seinem Auftrage geschriebenen Handschriften von Nicolaus Görer aus Glogau zum Jahre 1442 erwähnt³⁾. Ort und Zeit seiner Predigten gibt er oft selber an; er nennt Sagan, Forst, Beuthen an der Oder, vornehmlich aber Grünberg, hier auch die Kirche St. Michael, die Marienkapelle auf dem Berge und das Spital⁴⁾. Er predigt ferner zur Primiz seiner Saganer Mitbrüder Helbeling (12. S. n. Trin. 1442), Cristofforus (2. S. n. Ost. 1445) und Johann Blümel (20. S. n. Trin. 1445)⁵⁾. Wenn er eine Predigt unterliess, gibt er in der Handschrift die Gründe dafür; einmal ist er krank; einmal hindert ihn die Tagung des Generalkapitels in Grünberg; ein andermal ist Richtfest und der Abt ist zu Besuch da⁶⁾. Die Anwesenheit Bernhards in Grünberg seit dem Jahre 1437 bezeugt eine Eintragung in einer Predigt dieses Jahres, wonach die Propstei verpflichtet sei, den Armen am Donnerstage nach Pfingsten ein Seelenbad zu geben:

¹⁾ I. Q. 445, Bl. 15: 1435 in Novacella apud Brixiam; ebenso Bl. 56; Bl. 90; zum Jahre 1437, Bl. 96 v; Bl. 100; Bl. 108; dazu Bl. 1: In nativitate domini nostri Jesu Christi. Sermo anno etc. 36 in Novacella, quando hinc de Curia veni quasi circa festum Thome, et permansi ibidem usque post Pasca ad XVII abdomadas.

²⁾ Vgl. Anm. 5 der vorigen Seite.

³⁾ I. F. 695 u. I. Q. 153: in Grunenberg pro tunc existente subpreposito sexto, scilicet fratre Bernhardo, ad cuius eciam iussionem est scriptus.

⁴⁾ Sagan: I. Q. 313, Bl. 192; Forst: I. Q. 362, Bl. 66 r; Beuthen: I. Q. 353, Bl. 1; I. Q. 446, Bl. 124; Grünberg: I. Q. 445, Bl. 36 u. 152 z. J. 1441; I. Q. 440 Bd. II, Bl. 300 v: In assumptione 1446 et eciam in dedicacione ecclesie in monte; I. Q. 445, Bl. 27 v: in eccl. s. Michaelis an Septuagesima 1441; I. Q. 446, Bl. 124: in monte beate Marie Virginis; I. Q. 353, Bl. 1: hic in monte; I. Q. 353, Bl. 305 v; in hospitali am Georgstage 1448; I. Q. 441, Bl. 107: in hospitali, wo die Jahreszahl 1432 genannt ist; I. Q. 446, Bl. 2: in hospitali am 2. S. n. Trin. 1449.

⁵⁾ I. Q. 444, Bl. 291; I. Q. 440 Bd. III, Bl. 402 v; I. Q. 440 Bd. III, Bl. 348.

⁶⁾ I. Q. 441, Bl. 91: Predicavi evangelium simpliciter; valde indispositus fui; I. Q. 441, Bl. 258: Non predicavi propter capitulum generale in Grunenberg; 13. S. n. Trin. 1433 (!); somit muss er schon damals vertretungsweise in Grünberg amtiert haben.

in stuba Kaldebach¹⁾. Aus dieser Predigtthätigkeit gingen insgesamt 20 dickleibige Quarthandschriften hervor, die bis auf zwei wohl sämtlich in Schlesien entstanden und von denen etwa 16 in die Grünberger Zeit fallen. Sie umfassen gegen 7400 eng geschriebene Quartblätter, würden im Druck also heute gegen 30000 Seiten ergeben²⁾. Das ist die umfangreichste Schreibleistung, die ein schlesischer Mönch aufzuweisen hat. Hierzu kommen bestimmt wenigstens zwei verlorene Handschriften, die zu einem sechsbändigen Predigtwerke gehörten, das unter einem Gesamtinhaltsverzeichnis zusammengeschlossen war und von dem heute nur die Bände I. Q. 440 I—IV vorliegen. Auf Bernhards Geheiss sind überdies noch andere Bände in Grünberg geschrieben worden (I. F. 695 u. I. Q. 153); auch der Predigtband des Bruders Antonius (I. Q. 419) vom Jahre 1441 gehört in diese für die Erweiterung der Grünberger Propsteibücherei so fruchtbare Zeit.

Wir lassen jetzt dem Bruder Bernhard das Wort. Er wird uns in seiner frischen, heiteren Art in das Grünberger Leben einführen.

Tracht und Sitte der Frauen.

Wenn die Frauen so ein bischen gefärbte Kleider anhaben oder gar ein Stoffhäubchen oder durchsichtige Schleierchen und spitze Kappen mit den Zöpfen, die sie wie Seilstränge um die Kappe flechten, dann kommt der Hochmut über sie. [Anlage 1.]

Sechs Züge zeichnen das junge Mädchen aus: 1. dass sie mit festem Willen ihren Anstand wahrt; 2. dass sie einfältig und züchtig in Gang, Blick, Rede und Kleid ist, nicht frech, überheblich, leichtfertig und ausgelassen . . . Du aber, junges Mädchen, wie bist du? Du flichtest dir Zöpfe und schmierst dein Angesicht, schaust in den Spiegel und blickst die Männer an. Was hast du noch mit Jungfrauen gemein? Sicherlich nichts . . . Ich muss noch weiter von dir sprechen, zuchtloses Mädchen. Wie schaust

¹⁾ I. Q. 440 Bd. I, Bl. 351 v.

²⁾ I. Q. 144 (1425); I. Q. 76 (1434—1435); IV. Q. 145 (1435); II. Q. 16 (1431); I. Q. 313; I. Q. 327 (1434—1459); I. Q. 353 (1448—1458); I. Q. 362 (?); I. Q. 366 (1455); I. Q. 428 (1431—1439); I. Q. 440 Bd. I (1436—1441); I. Q. 440 Bd. II (1436—1447); I. Q. 440 Bd. III (1434—1444); I. Q. 440 Bd. IV (1437—1447); I. Q. 441 (1432); I. Q. 442 (1438—1446); I. Q. 443 (1442); I. Q. 444 (1441—1442); I. Q. 445 (1441); I. Q. 446 (1449—1463).

du im Verborgenen in deinen Spiegel und probierst, ob dir das Lachen auch gut stehe, damit du dann in Gegenwart der anderen lachst oder nur ein wenig lächelst, je nachdem. Vor deinem Spiegel machst du halb das Auge zu und siehst, ob du so gefälliger ausschaust, als wenn du deine Augen weit aufmachst und so nach den Leuten blickst. Du lässt absichtlich den Halsausschnitt frei, dass man dich so bewundern kann. Mit weiten Broschen schliessest du dein Kleid auf deiner Brust. Weh dir, du hast die Zucht verloren und reichst denen, die dich schauen, Gift und Schwert, wodurch sie untergehen. Da liest man in dem Leben der heiligen Hedwig von einem Mädchen, das in Gesinnung und in Kleidung vor den Menschen Ehrbarkeit erheuchelte und doch durch sündiges Leben längst ehrlos geworden war. Als diese einst zum Grabe der Heiligen wallfahrte und zum Zeichen ihrer Reinheit den Schleier, der ihr Haupt verhüllte, ablegen wollte, da löste sich auch ihr wallendes Haar mit dem Schleier vom Kopfe los und sie stand mit kahlem Kopfe beschämt vor der Menge. So wurde allen ihre Schande kund, die sie nicht eingestehen, sondern in eitler Prahlerei den Menschen verbergen wollte. Nun ging sie in sich und ward demütig, die einst mit den törichten Jungfrauen ausgelassen gelebt hatte. [Anl. 2.]

Das Kopftuch, das die Frauen zum Zeichen ihres Gehorsams oder weil durch sie die Sünde in die Welt kam, auf dem Haupte tragen sollen, wird jetzt von ihnen ersetzt durch buntgefärbte Hüte, auf die sie ganz stolz sind. Damit bedecken sie ihr Antlitz so sehr und verbergen es so, dass man sie kaum von den Männern unterscheiden kann. Und dabei nehmen sie die Ehrbarkeit zur Ausrede, um ihren bösen Sinn und ihre sündigen Absichten zu verbergen. Seht nur unsere Mädchen an in ihren Hüten, wie sie an der Hand oder am Arme der Männer und der Dienstleute einhergehen! Wer kann es sagen, ob das Knechte oder Mädchen sind? Und doch wollen sie als Jungfrau angesprochen werden. Mit Recht darf ich gegen sie sagen: Das unverheiratete Weib heisst Jungfrau, weil sie noch nicht in der Gewalt des Gatten steht. Nubere heisst sich verhüllen. Denn wie der Himmel mit der Sonne glänzt, aber ihr Glanz von den Wolken eingehüllt erscheint, so soll das Mädchen, das als Jungfrau angesehen werden will, unverhüllten Hauptes einhergehen, auf dass ein Unterschied er-

scheine zwischen Ledigen und Ehefrauen. Weisst du denn nicht, du hutgeschmücktes Mädchen, dass bei der Hochzeitsfeier zur Braut der Vers gesprochen wird:

Lybes medelyn,
libet dir daz knechtelyn,
zo leydet dir deyn cranzeleyen?

Das will doch sagen: Wenn du Hochzeit machst, verzichtest du darauf, mit unbedecktem Haupte einherzugehen, so wie du früher, ohne zu erröten, mit dem Kränzlein geziert gingst. Jetzt aber trägt schon das Mädchen den Hut und deckt ihr Haupt damit, so dass man sagen könnte!

Libet dir der vilczhud,
zo mûs ich irkennen,
daz du nicht bist erbar noch gud.

Denn der Grund dafür ist klar. Du trägst den Hut, weil dir der Schatz damit eine Freude gemacht hat. Ein jeds Kleid aber, das einem Weibe von ihrem Verehrer geschenkt wird, und mag es ihr noch so gut stehen, macht ihr Schande. Du, Jungfrau, bist Christi Braut . . . und trägst doch den Schmuck, das heisst, den Hut dessen, der dich in sündhafter Liebe liebt . . . Du gibst damit auch anderen zur Sünde Anlass, die auch einen solchen Schmuck besitzen möchten. Die sagen dann: „Seht mal das Mädchen; die ist arm wie du. Vater und Mutter können ihr solche bunte Hüte nicht kaufen, bald einen braunen, bald einen blauen. Ich muss doch sehen, ob ich auch so einen bekommen kann.“ Und wenn das auf ehrbare Weise nicht möglich ist, lassen sie sich in schlimme Verhältnisse ein. Weh dir! Du hast den Anlass dazu gegeben. Und der Apostel spricht im 1. Korintherbriefe von einem Schleier, nicht von Filzhüten oder Strohhüten. [Anl. 3.]

Wie ist das Weib doch voll Unstäte und wandelbaren Sinnes! Wie schwach ist sie am Geist und Leib! Schon ihre Stimme ist dünn und lind. Doch spricht sie schnell und kann viel Worte machen. Ihr Gang ist träg und lässig. Ihr Schritt ist kurz. Leicht lässt sie von ihrer Zucht. Ein Spruch besagt:

Wenne eyn phert leet seyn schewen vnd daz weyb er schemen,
zo ist (ez) vmb beyde geschen. [Anl. 4.]

Häusliches Leben.

Du, liebes Weib, klagst über deinen groben Mann. Was sollst du in dem Elende tun? fragst du. Hör meinen guten Rat. Wenn dein Mann jähzornig ist und zum Trunke neigt, wenn er dich schlägt und ungeduldig ist, sei du geduldig. Nimmst hin als Busse deiner Sünden; dann hast du schon hinieden dein Fegefeuer und tilgst die Sündenstrafen und brauchst im Jenseit nichts zu leiden. Denn Gott straft keinen doppelt für eine Schuld . . . Und wenn du deinem Manne in seinem Zorne Antwort gibst, dann tu es mild und sanft . . . Das lehrt dir schon dein Tuch, mit dem du dein Haupt einhüllst. Es ist ein leichtes Tuch; du schlingst es um den Hals zum Zeichen dafür, dass du dem Manne sanft antworten und seinen Zorn mit linder Rede beschwichtigen sollst. Doch fürcht ich sehr, dass viele unter euch das nicht tun wollen, sondern frech in ihrer Antwort sind. Und wenn der Mann nur ein Wort sagt, erhält er zehn zur Widerrede. Sagt er: „Das Ding ist schwarz, dann schreit das Weib: „Nein, wie die Kohle ist's!“ Heisst er sie hierhin gehen, geht sie gewiss dorthin. Dann sitzt sie da und „pratzelt wie ein Topf mit Hirsebrei am Feuer“. Da ist es nicht verwunderlich, wenn ihr der Mann was runterhaut und ihr ein „Maulband oder eine Maulpatsche“ versetzt und ihr ein Kopfstück gibt, von dem man sagt: „Er saust an ihr vorüber, dass sie der Wind zur Erde reisst.“ Dann heult sie und schimpft auf ihn ein: „Schlag! Dass dich der Teufel wieder schlag! Schlägst du den einen Teufel aus mir heraus, du schlägst dafür zwei neue in mich hinein!“ — Du, lieber Mann, vielleicht fragst du mich nun: „Was soll ich armer Mensch mit einem solchen bösen Weibe tun?“ Ich sage dir: Behandle sie, wie man den Stockfisch behandelt; der wird nicht gut und geniessbar, wenn man ihn nicht weicklopft. Mit schwachen Schlägen ist ihr nicht gedient. Folge dem Worte des Weisen: „Ein hartverstocktes Herz soll man mit dem Stocke weichschlagen.“ Wenn sie dann ihre Züchtigung weg hat, was wird sie tun? Gewiss stellt sie sich krank und will dir dein Essen nicht kochen und mag mit dir nicht reden und keinen Verkehr mit dir haben und dir nichts zu Gefallen tun. Dann hast du die Hölle auf Erden. Denn es ist eine schwere Plage, wenn man unter der Wut eines bösen Weibes leidet. So sagt die Schrift: „Es gibt keinen Arg, der die arge Gesinnung

des bösen Weibes übertrifft.“ Der Dichter spricht: „Ein böses Weib ist noch um drei Heller schlimmer als der Teufel.“ Wenn der arme Mann ihren verstockten Sinn erweichen will und spricht: „Lybes weyb, loz gut seyn, bewar es eyn andermol. Ich wil dich nymme schlagen“, dann läuft sie zu den andern Weibern und prahlt: „Ich habe dach meynen man obir kriget, daz her mers had müst abebethin.“ Ja, sie geht zu Wahrsagerinnen und Zauberinnen und will von ihnen Hilfe und Rat, wie sie in ihrer Bosheit die Herrschaft sichern kann: daz sy han bleybe. Davon erzählt ein Buch: „Einst lebte ein junges Weib, die von den anderen Frauen aufgehetzt worden war, dass sie von Anfang an ihrem Manne trotzen müsste. So war sie immer seinem Willen zuwider, und wenn er ihr einen Befehl gab, murrte sie dagegen, So kam es, dass sie ihr Mann deswegen hart schlug. Wie nun der Zank eine Zeit gedauert hatte, ging sie zu einem alten Weibe, einer Zauberin, und wollte Rat, wie sie des Mannes Gunst erwürbe, und wie es komme, dass er sie gar so schlimm behandle. Da sprach die Zauberin: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe?“ Die Frau erwidert: „Was du verlangst.“ Sie gab ihr ein neues Hemd, ein Paar Schuhe und einen Topf mit Butter. Da sprach das Weib: „Steh früh am Morgen auf und geh vor Sonnenaufgang in den Garten, ohne ein Wort zu sprechen, an die Stelle, die ich dir zeigen werde; knie dreimal nieder gegen Osten hin und sprich über das Kräutlein, das dort wächst: „Weybekrik, ich beswere dich, bey der sonnen vormane ich dich, daz du mir weldest sagen, wy ich meynem manne mochte behagen. Ich greife an dy obirthor, meyn krig ge alle wege vor.“ Diesen Zauber lernte die Frau, und am Morgen zeitig stand sie auf und ging in den Garten. Das alte Weib war aber schon lange vorher im Garten und hatte sich hinter Nesseln und Gestrüpp versteckt und lauerte dort. Die Frau trat an die angezeigte Stelle, kniete nieder und sprach die Zauberformel, die sie gelernt hatte. Da antwortete das alte Weib hinter dem Gebüsch hervor mit verstellter Stimme: „Hör und schweig, wenn du in Frieden leben willst. Und wenn dein Mann die Geduld verliert, sprich kein hartes Wort, dann lebst du in Frieden und in Ehren.“ Die junge Frau berichtete diese Antwort des Kräutleins dem alten Weibe, und diese sprach: „Wahrhaftig, liebe Tochter, das Kräutlein riet dir gut. Wenn du

schweigen und deinem Manne gehorchen lernst, dann hast du Frieden und des Gatten Liebe.“ [Anl. 5.]

So manche leben in der Ehe und lieben sich wie zwei Hähne auf einem Miste, wie zwei Katzen in einem Hause, wie Wolf und Lamm . . . So lebte einst ein Weib in grosser Bedrängnis mit ihrem Manne und hasste ihn von Herzen und sann auf eine Teufelei, wie sie ihn wohl am schnellsten los werden könnte. Und eines Tages gab sie ihm einen Trank von giftigen Kräutern. Als er den zu sich genommen hatte, war er nicht nur berauscht; er lag wie von Sinnen auf seinem Bette, wälzte sich hin und her, der Schaum trat ihm vor den Mund und Besinnung und Sprache waren weg. Was tat das arge Weib? Sie lief ins Kloster, jammerte und schrie: „O liebe Herren, kommt, mir stirbt mein Mann; er kann schon nicht mehr sprechen. Sein letzter Wunsch ist gewesen, dass er als Mönch sterben möchte. Ich will sein Seelenheil nicht mit meinen Wünschen gefährden. Ich will versprechen, ehelos zu leben, wenn ihm Gott das Leben schenken sollte. Kommt schnell, um Himmelswillen, und kleidet ihn ins Mönchsgewand, bevor er stirbt!“ Sie bat solange, bis besagte Mönche kamen, ihm das Haupthaar schoren und nur einen schmalen Haarkranz stehen liessen. Doch als es Morgen wurde und der Mann erwachte und sein Rausch verflogen war, da fühlte er nach seinem Kopfe und merkte, dass er geschoren sei, und sieht sein Mönchskleid, und weiss nicht, was er davon halten soll. Er fragt sein Weib, wie das gekommen sei. Die sagt ihm mit weinerlicher Stimme: „Ach lieber Mann, Erinnerst du dich nicht, wie du in dieser Nacht Mönch geworden bist? Wie du in deinen Schmerzen immer wieder riefst: Macht einen Mönch aus mir! Du lieber Mann, um deiner Seele willen hab auch ich ein eheloses Leben gelobt. Ich muss von nun an wie eine Witwe leben.“ Doch er will nichts vom Mönchsein wissen. Sie aber sagt: „Was ich gelobte, halte ich. Gott bewahre mich davor, dass ich mit einem Mönche zusammenlebe. Elender, schämst du dich nicht, dass du dein Mönchsgelübde brechen willst? Wenn du ins Weltleben zurückkehrst, sieht ein jeder einen Eidbrüchigen und einen entlaufenen Mönch in dir.“ So sprach sie und tat, als ob sie weinte. Da schämte sich der arme Mann. Auch dachte er wohl an alles Uble, was ihm im Leben mit ihr widerfahren war und was ihm

noch von ihrer Seite drohte, und so ward er ein Mönch und trat ins Kloster ein. Sie aber erhielt Haus und Hausrat, und als sie so durch ihre List von ihm losgekommen war, nahm sie sich einen andern und brachte alles schimpflich mit ihm durch. — Du lieber Freund, Gott gebe dir, dass dich des Weibes List nicht überliste. Erwinnere dich, dass der Dichter sagt: „Mit Tränen schmiedet das Weib seine bösen Pläne.“ [Anl. 6.]

Von Weiberlist erzählt eine Geschichte, die auch lehrt, wohin der Geiz in der Ehe führt. Ein reicher Geizhals wollte nur ein Weib heiraten, das fast gar nichts essen würde. Da wollte sich kein Mädchen finden, das ihm die Hand zur Ehe reichte. Schliesslich kam eine ganz Gerissene, die sprach, sie wolle ihn zum Manne nehmen, sie werde nur ganz wenig essen. So kam es zur Hochzeit, und richtig! Wenn der Mann dabei war, ass sie nichts. Doch liess sie sich Nachschlüssel machen und öffnete damit Schlösser und Truhen, wenn er es nicht merkte, nahm daraus, ohne dass er etwas ahnte, Geld, kaufte alles, was sie brauchte, und liess sich nichts abgehen an Speise und Trank. So ging ein Jahr vorüber. Verwundert über ihre Mässigkeit sprach endlich der Ehemann: „Hat man wohl je ein Weib gesehen, das so mässig lebt wie die Meine?“ Darob erwidert sie: „Du täuschst dich wohl. Wie könnte auch ein Mensch so ohne das Allernötigste bestehn? Komm und sieh!“ Sie führte ihn vor drei gewaltige Truhen. Der Geizhals glaubte, da sei Geld darin, und freute sich. Sie schliesst die erste Truhe auf und spricht: „Komm nur heran und sieh, wovon ich dieses Jahr gelebt habe.“ Da sieht er, dass die Truhe voll Knochen von Hasen, Ziegen, Hühnern, Wild und Geflügel ist. So ist es auch mit der zweiten und der dritten Truhe. Da lähmt der Schrecken seine Glieder und er vermag nur noch zu sagen: „Das hast du alles in dem einen Jahre aufgegessen?“ Worauf sie kurz entgegnet: „Alles, alles und noch vielmehr!“ Wie er das hört, ergreift ihn eine solche Wut, dass er den Verstand verliert und in eine schwere Krankheit fällt. Beständig murmelt er die Worte vor sich hin, die ihm das Weib als Antwort zugerufen hat, und wenn man ihn um etwas fragt, spricht er nur: „Alles, alles, und noch viel mehr.“ Wie das verschlagene Weib merkt, dass er schwachsinnig ist, ruft sie die Freunde und die Nachbarschaft zusammen und fragt den

Mann, wie es mit seinem Testament stehe, wem er sein Gut verschreiben wolle, ob er ihr Truhen, Häuser, Höfe, Kleider und seinen sonstigen Besitz zugedacht habe. Auf alles, was sie fragt, erwidert er: „Alles, alles, und noch viel mehr.“ Das lässt sie niederschreiben; und als das geschehen ist, lässt sie den Geizhals, der von allem Gute nichts genossen hatte, in seinem Elend vollends hinsiechen. Dann heiratete sie mit ihrem Reichtume einen andern. [Anl. 7.]

Die Männer.

Die Christenmenschen gehören dorthin, wohin sie der Herr berufen hat: in die Kirche. Nicht ins Wirtshaus. Merkt euch das, ihr Frunorter, Säufer, Trinker, die ihr kaum die Kirche anblickt und eiligst nach der Schenke lauft. [Anl. 8.]

Heute betrinken sich alle, klein und gross, und wenn sie trunken sind, dann reden sie deutsch und böhmisch, auch wenn sie es nie lernten. Die Weiber, die nicht öffentlich aus Bechern trinken wollen, trinken daheim aus Krügen. Wenn unsere Geistlichen nicht volle Becher sehen, dann rufen sie: „Wir haben genug an unserer Glatze, wir brauchen nicht noch einen Becher, dem man auf den Grund sehen kann“. Wenn man einen Mönch zum Trunk bittet, sagt er: „Die Ordensregel verbietet uns, etwas ausserhalb der Klostermauern zu trinken. Aber wenn es Euch recht ist, schickt es uns ins Kloster. Dort nehmen wir es gerne an.“ Draussen hätte der Mönch vielleicht nur einen Becher getrunken, ins Kloster aber schickt man einen ganzen Krug. So büssen viele vor der Zeit ihr Augenlicht ein und können Hand und Fuss nicht rühren, weil sie gelähmt werden. [Anl. 9.]

Ihr seht mitunter unsere Schenken ausgemalt; da sind oft Tierlein aus dem Walde, die wunderliche Dinge tun. Auch sieht man da mitunter einen Esel, der wie ein Arzt das Wasser in der Flasche beschaut; oder den Affen, der in der Schule sitzt und Lehrer spielt; den Fuchs, der die Zither schlägt, den Wolf, der predigt; den Affen mit einem Rasiermesser in der Hand und ähnliches. Das malt man alles, damit viel neugierige Gäste zur Schenke hingelockt werden und hier ihren Wein kaufen. [Anl. 10.]

Jahresbräuche.

Zum Weihnachtsfeste predigt Bernhard Fabri auch aus dem Leben des hl. Franziskus, wie dieser im Walde seine Krippe

für das Kindlein 'l'infant' gebaut und damit die stolzen Ritter zur Demut bekehrte. [I. Q. 440 Bd. III, Bl. 77.]

Am Neujahrstage hält er Predigten über die symbolischen Geschenke, die er unter die Bürgerschaft verteilt. Solche Predigten sind weit verbreitetes Gemeinschaftsgut der Zeit. So schenkt er den Priestern das Tier der Wachsamkeit, den Hahn; den Jungfrauen das Kränzlein; den Witwen einen Spiegel, das Symbol des göttlichen Trostes, den Eheleuten einen Ring, den Fürsten den stolzen Adler, den Ratsherren, Richtern und Schöffen den Schwan, den Beginen einen Phönix, den Trunkenbolden und Durchgehern eine Nachteule, den Schülern einen Zeisgen, den kleinen, schönen, zähmbaren, lieblich singenden und auch im Gebauer sanglustigen Vogel.

Oder er erzählt in der Neujaahrspredigt, wie das Jesuskind im Bilde dargestellt werde, mit einer Glocke in der Hand, mit einer Lilie, einer Rose, einem Apfel, einem Singvogel oder einem Kännchen. Und dann macht er den einzelnen Ständen diese Dinge zum Neujahrsgehenk. Die Glocke dient als Feuerglocke; sie soll den Eheleuten die Zwietracht löschen helfen. Als Morgenglocke ruft sie das Ehepaar zu Gebet und Arbeit; als Ruf zum Bedecken des Herdes schliesst sie das Tagewerk. Sie ladet die Stadt zur Beratung und die Eheleute zu friedlichem Gespräch. Doch wenn sie leben wie Kater und Maus, wie Hund und Wolf, dann klingt die Glocke wie zersprungen und gibt nur Misstöne von sich. Wie die Glocke zum Begräbnis ruft, so soll der Tod den Eheleuten immer vor Augen stehen. Sie läutet die Ankunft des Fürsten ein; so ruft sie den Eheleuten die Ankunft Christi und die Heiligenfeste in Erinnerung. Sie beschwört die Unwetter, und in der Ehe soll Friede sein. Ähnlich werden aus dem bürgerlichen Leben die anderen Gaben gedeutet; die Witwen erhalten die Lilie; die Jungfrauen den Apfel; die Mönche den Singvogel; die Sünder den Krug der Betrübniß und Reue. [Anl. 11.]

Der Dreikönigstag wird 'larga dies' genannt, was unserem Grossneujahr entspricht. [Anl. 12.]

Am Sommersonntage wird der Ruf geistlich gedeutet, den die Kinder auf ihrer Jagd hinter dem Todbilde her singen: Treuwe wyr den tod aws! [Anl. 13:]

Zur Kirmes: Es ist der Brauch der Welt, dass ein Freund

den andern am Kirchweihfeste zu sich zum Festessen einladet. Zuerst wird Brot [Kuchen!] als Speise vorgesetzt. Dann gibt es Fleisch . . . Doch wie der Dichter singt: „Gibst du mir zu essen; sollst du das Trinken nicht vergessen; Essen ohne Wein ist mir eine Pein“, gibt es gegen den Durst Wein und Met und Bier, auch Märzenbier und kühles Wasser . . . Der Met wird aus Bienenhonig bereitet und ist süß. Das Märzenbier wird aus Wasser, Gerste und Hopfen, der bitter ist, gebraut; das ist ein hoher Genuss. [Anl. 14.]

Weihnachtsbräuche: Noch heute werden viele abergläubische Bräuche geübt von törichten Menschen ohne Zahl, die sich Christenmenschen nennen. In den Städten laufen sie, wie ich es selber sah, mit Larven herum, das nennen sie 'schutewfel'. Auch ziehen sie Rindshäute oder Weiberkleider an und kaufen Bier und treiben viele Torheiten. Andere legen Gemüsekräuter in ihren Garten und treiben Zauber. Andere halten lange nächtliche Trinkgelage; sie setzen sich nach Sonnenuntergang zum Mahle. Sie veranstalten Glücksspiele, weil sie glauben, dass sie im ganzen nächsten Jahre viel Geld einnehmen, wenn sie an diesem Abende Glück haben. Andere wieder tanzen am Heiligen Abende, was alles den Christen verboten ist. Deswegen heissen diese Nächte im Volke 'wynachten' also gleichsam 'was für Nächte?' Quales noctes?, wegen all der Missbräuche, die da getrieben werden, oder wynachten wegen der Christnacht, die wehevoll in ihrem Glanze war. [Anl. 15.]

Bräuche im Lebenslaufe.

Andeutungen von bürgerlichen Bräuchen sind nicht selten in den Predigten des Bernhard Fabri. Mit einem gewissen Humor erzählt er aus seiner Baseler Zeit, wie er von einem Kölner um einen Groschen ein Rezept gekauft habe, das ihm daheim beim Weinbau von Nutzen sein sollte. In Wein, der die Farbe verloren hat, soll man in je ein Fuder acht bis neun rote oder grüne oder schwarze Steine legen, die man im Sommer unter den Kalksteinen findet; dazu die Scherben eines unglasierten Topfes. Dann beginnt der Wein zu gären, als ob die Fassreifen platzen sollten. Nun wird ein Tuch auf das Spundloch gelegt und darauf ein Rasenstück. Der Rasen wächst und der Wein gewinnt die schöne Farbe wieder. Im Winter legt man an Stelle des Rasens einen Teig aus Herdasche

auf, den man in Wein aufgeweicht hat, und Brotteig, den man in ein Tuch einschlägt. Wenn man Wacholder- und Haselspäne in den Wein tut, erhält er seinen Duft wieder. [IV. Q. 145 v. J. 1484.]

Einer Predigt werden die in der Stadt gebräuchlichen Hilferufe zu Grunde gelegt: Zeter! Feuer! Auwe! Helft! [Anl. 16.]

Wir hören von der Art, wie Kinder durch etwas Bitteres entwöhnt werden, aber auch von dem Verbrechen, durch schlimme Mittel dem Kindersegen zu entgehen. Die Taufe wird hinausgeschoben, bis man den rechten mit Reichtum gesegneten Taufpaten gefunden hat. [Anl. 17.]

Anschaulich wird die Sitte der Kindbettbesuche geschildert in einer Predigt, die Mariens Demut preist: Mag sie auch Himmelskönigin und Herrin der Welt sein, als sie ihr Kindlein, den Herrn der Erde gebär, hatte sie weder Federbett noch Seidenkissen wie heute unsere jungen Mütter. Heute richtet man breite, hohe Betten auf, schmückt sie mit grünen oder roten Kissen und anderem Zierat aus . . . Und die junge Mutter liegt in dem so gezierten Bett und dann kommen die anderen Frauen bei ihr zusammen . . . Da geschieht vieles, was Unrecht ist . . . Das erste Unrecht ist, dass es übermässig zu essen gibt. Nicht nur an Heiligenfesten kommt man da zusammen; auch am Sonntage, der der Tag des Heiligen der Heiligen ist. . . . Zweitens wird da mancher Becher übers Mass geleert. Da gibt es Frauen, die sich sogar betrinken, und das ist an Frauen besonders tadelnswert . . . Drittens gibt es dort viel Klatsch und Verleumdung. Da hechelt man alles durch, was in der Stadt geschieht; man nennt den einen Durchgeher und sagt von der andern, sie nehme es auch nicht so genau mit ihrer Pflicht, da ist der eine ein hochmütiger Gesell und die andere masst sich zu viel an. Und so geht es fort. Was viel besser verborgen bliebe, wird durch solchen Weiberklatsch stadtbekannt . . . Ja, auch offenkundige Lügen werden da verbreitet. Denn wo viel geschwätzt wird, geht es ohne Schwindeleien nicht ab . . . Dann singt man gar ausgelassene Lieder, die törichte Weiber kreischen und schreien. . . . Dann geht das Prahlen los. Die neugierigen und begehrlichen Weiber rühmen ihre Kleider und ihren Schmuck und manchmal, was noch schlimmer ist, das Gute, das sie taten . . . Sie selber sind oft nur gekommen, weil sie bei solchen Gelagen ihre Kleiderpracht zur Schau stellen und

damit prahlen wollten . . . Auch wird manches Ärgernis gegeben. Sie erzählen selbst ungehörige Witze, und so gibt eine der anderen Ärgernis, oder fremde Menschen nehmen daran Anstoss . . . Auch schickt sichs nicht, dass man den Gästen hierbei weichliche und gut mit Kissen bedeckte Polsterstühle hinstellt . . . All diese Übel, die von der prunkvollen Wochenstube für die Menschen kommen, sah Maria voraus. Daher wollte sie ihrem Jesusknaben in einer armseligen Hütte, in einer Höhle das Leben schenken. [Anl. 18.]

An Kinderspielen wird das Spiel mit dem Lämmlein, auch das Kreiselspiel der Knaben erwähnt.

Praktische Ratschläge für das tägliche Leben verraten kleine volkstümliche Züge. Wir erfahren, wie man Tauben in den eigenen Schlag locken kann. Man nimmt eine zahme, wohlgefütterte Taube und schmiert ihr den Schnabel mit Honig ein. So fliegt sie unter die Walddauben, die riechen den Honig und fliegen ihr nach zum Schlage, und so wird er voll. [Anl. 19.]

Der Prediger spricht davon, wie man ein vertretenes Bein kuriert: Hat eyner eyn beyn vortrettin addir vorrenckt, her mus den ersten schymph vorseen, daz man is ynczewt, daz is ym knakt; ys mag alz sere vertrettin syn, man mus yn schyn(en). [I. Q. 428, Bl. 157 v].

Auch mit Schulweisheit bedenkt der Prediger die Hörer. Er erklärt ihnen die deutschen Namen der Wochentage. Der 'Sonntag' ist der Tag des Glaubens, der klarer ist als die Sonne. Der 'Montag' ist ein Mahnetag, der an die Sünde mahnt. Der 'Dienstag' ist der Tag des Dienstes. Die 'Methwache' mahnt zum Mitwachen gegen die Sünde. Der 'Donnerstag' mahnt, dass wir gegen unsere Sünden donnern sollen, dass sie vergeben werden. Der 'Freytag' soll uns in der Beichte von Sünden frei machen. Der 'Sonneabend' mahnt zur Beharrlichkeit bis zum Sonnenuntergang des Lebens. [Anl. 20.]

Aberglauben.

In den Angaben über heimischen Aberglauben beruft sich der Prediger auf die bei Johannes Herolt aufgespeicherten Einzelzüge, von denen wir die meisten wohl durchaus in Schlesien voraussetzen können. Kurze Andeutungen in Stichworten genügen daher. Man findet sie alle in Herolts Predigt: de fide. 1. Glaube an die

Ägyptischen Tage. 2. Glaube an die Träume. 3. Gottesurteil; glühendes Eisen, kochendes Wasser; Zweikampf. 4. Glaube an das Fatum; dass schon bei der Geburt bestimmt sei, wer den Tod durch Erhängen oder Verbrennen erleiden solle. 5. Vogelschau; Krähen der Henne; Bellen der Hunde; Rabe auf dem Dache; Hase über den Weg laufend; Kuckucksruf als Unglückszeichen. 6. Totenbeschwörung; Aberglauben bei Sterbenden. Im Todeskampfe werde das Salböl der Taufe ausgeschwitzt. Die Seele finde erst durch das Sterbegeläute Ruhe, in dieser Zeit beichte die Seele. Die erste Nacht bleibe sie bei St. Gertrud, die zweite beim Erzengel Michael; die dritte entscheide über ihr Geschick. Die Seele bleibe vom Sonntag bis Montag früh frei von den Qualen des Purgatoriums; daher solle man Montags möglichst spät zu arbeiten beginnen. 7. Liebeszauber, damit einer dem anderen nachlaufen müsse. 8. Loswerfen; Psalterschau; Evangelienschau; Beobachtungen von Salzhäufchen; Zettel vergraben mit und ohne Aufschrift; Würfel auf das Losbuch werfen. 9. Mondanbeten mit gebeugtem Knie, entblösstem Haupt, geneigtem Kopf, mit Anrede; Neumondfasten; Sonnenverehrung. 10. Gelübde, keine Krebse zu essen, um die Augen gesund zu erhalten; keine Tier- oder Fischköpfe zu essen, damit der Kopf nicht erkrankt; am Donnerstage der Quatemberwoche fasten gegen die Pestilenz; am Dienstag nicht baden, um fieberfrei zu bleiben; am Donnerstagabend nicht spinnen; am Sonnabend Abend das Haar nicht kämmen; an Lichtmess den Rauch der erlöschten Kerze in den Mund ziehen lassen; sich am Blasiustage mit der geweihten Kerze oder der Stola messen lassen; am Palmsonntage die Palmkätzchen verschlucken oder Kreuze daraus machen, die kräftig sein sollen; am Sonnabende das Haar nicht schneiden, sich nicht kämmen, den Kopf nicht waschen, sich nicht baden, nicht spinnen, den Mist nicht aus dem Stalle schaffen. An Weihnachten, Ostern und Pfingsten solche Dinge vermeiden. 11. Zauber in der Geburtsstunde. Das Haupt der Frau zur Erleichterung in der Geburtsstunde mit dem Gürtel des Mannes gürten. Der Glaube, dass die in der Geburtsstunde sterbende Frau Gottes Antlitz nur durch einen Schleier schaue. Der Glaube, dass das ungetaufte Kind ohne Seele sterbe. Werg werde unter das Stroh gesteckt, um das Wochenbett zu erleichtern. Das Kind werde vor der Taufe unter den Schemel

gesteckt. 12. Briefe tragen gegen Ertrinken und Verbrennen; gegen Zahn- und Augenschmerzen; Länge Christi; Geburtsbriefe. 13. Beschwörung von Menschen, Tieren, Gänsen. Messen von Kranken mit dem Gürtel, den man dann vom Kranken treten lässt mit dem Worte: „Ich trete dich lieber (die Krankheit), als dass ich dich trag.“ Bestreichen und Segnen der Augen. Waschen der Augen mit dem Handwasser. Kranke auf dem Boden mit dem Faden messen; den Faden dann verbrennen und die Asche in Wasser, das schweigend gebracht ist, zu trinken geben. Den Kranken durchs fließende Wasser führen. Beten gegen Sonnenaufgang gewandt. Den Kranken durch Bäume ziehen; den Kranken schütteln. Pferde und Tiere vor dem Austrieb gegen Wölfe besegen. Schwertsegen. Schlangensegen. Wundsegen. Blutsegen. Segen zum Schutze gegen die Feinde. Segen mit den Wunden Christi gegen Hunde und Wölfe. 14. Zauber mit dem Taufwasser und den Sakramenten. Kelchanbeten vor der Wandlung als Grab Christi. 15. Glaube ans Alldrücken. Bedeutung des Ohrensausens: rechts Gutes, links Verleumdung. Blüte auf der Zunge bedeute Verleumdung. 16. Glaube an Frawe Vorhawlde mit ihrem Heere. 17. Den Tisch decken, mit unbedeckten gefüllten Gefäßen bestellen für die Glück bringenden 'manes'. Glaube, dass diese 'manes' die Pferde des Nachts reiten, dass sie die Kinder aufs Dach schleppen. 18. Handleserei; Kreuz in der Hand bedeute den Tod; Nägelschau, ob einem etwas Neues zustosse. 19. Wer von den Brautleuten am Hochzeitstage zuerst einschlafe, sterbe zuerst. 20. Unheilbedeutende Zeichen: Begegnung mit einem alten Weibe; Pferdekauf bei einem Geistlichen oder Mönche; mit dem linken Fusse zuerst aufstehen; den Rock verkehrt anziehen; den linken Schuh rechts anziehen. [I. Q. 444, Bl. 112.]

Auffallenderweise begegnet uns bei Bernhard Fabri auch die Kenntnis der für unsere schlesische Volksüberlieferung bedeutsamen Schrift des Bruders Rudolf aus dem 13. Jahrhunderte, die sich bisher in Schlesien nur in dem Zisterzienserkloster Rauden nachweisen liess¹⁾. [Anl. 21.] Auch von diesen abergläubischen Handlungen der ältesten deutschen Siedler in Schlesien mag noch

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz in den Mitt. Bd. XVII (1915) 19.

manches in Grünberg üblich gewesen sein; auffallend ist es, dass die Auszüge des Predigers gerade die wichtigsten mythologischen Stellen unterdrücken, wie sie auch an mehreren Stellen den alten Sinn bereits missdeuten.

Sprichwörtliche und volkstümliche Wendungen.

Die Predigten sind reich an eingestreuten deutschen Stücken, Sätzen, einzelnen Wendungen, auch an Sprichwörtern. Hier schöpft der Verfasser mit vollen Händen aus dem Sprachgebrauch und den Bildern der schlesischen Sprache seiner Umwelt; auch die lateinischen Wendungen sind oft nichts als schlecht übersetztes Schlesisch. 'Ach, wie liebt man doch diese gebrechliche, wandelbare Welt! . . . Da sprechen die Leute: Lieber Gott, gib mir nur genug von diesem Leben, dein Himmelreich will ich dir ewiglich lassen' [I. Q. 313, Bl. 146]. 'Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist'. [I. Q. 313, Bl. 109.] 'Das ist ein übler Vogel, der sein Nest beschmutzt'. [ebenda.] 'Besser ist ein guter Krieg als ein fauler Friede'. [I. Q. 366, Bl. 417 v.] 'Mitleid und Wahrheit sind aus der Welt geschwunden. So heisst es im Gedicht:

Worheyd ist geslagen tod;
 Gerechtikeyt leydet grosse not:
 Unthrewe dy ist geborn.
 Der glawbe hod den streyt verlorn.
 Alzo is iczczund in der werlde stad:
 Thu ich dir gud, du thust mir quad;
 Helpe ich dir uff, du hilftz mir nicht;
 Ere ich dich, du schendest mich.
 Lewg nicht vnd bis vorswegin;
 Waz nicht deyn ist, daz loz legen;
 Entworte nicht off alle frogen,
 Zo wirstu werlich nicht betrogen.
 Halt vorgud eyn ydirman:

Wer weys, waz der ander kan!' [I. Q. 446, Bl. 139.]

Wenne dy maw's sayt ist, zo is er daz māl bitter. [I. Q. 353, Bl. 107.]

Waz gud hocke werden zal, daz krummet sich in der czeyt. [I. Q. 442, Bl. 54.]

'Is leet sich alliz selber wol', sagt man von den Sünden im Alter: quia eas exercere non possunt: [ebenda, Bl. 54 v].

Wer da yst, sal auch erbeyten. [ebenda, Bl. 58.]

Eynir sawlde sich auch liber yn seyne czunge bissen. [I. Q. 441, Bl. 9.]

Is müß von feuer komen, waz bornen zal. [I. Q. 440, Bd. IV, Bl. 82.]

Der blynde gebe nicht seyn tasten

vme dez reychen manes gut,

daz her hod in deme kasten. [I. Q. 327, Schaltzettel nach Bl. 177.]

Waz ich lieb habe, daz mag mir nymant yrleyden. [I. Q. 366, Bl. 164 v.] [Anl. 22.]

Deutsches Kirchenlied.

Die Grünberger Handschriften enthalten die wertvollsten alten Denkmäler des deutschen Kirchenliedes in Schlesien. Bruder Bernhard versucht sich selbst in der Übersetzung der Heiligen-Geist-Sequenz Veni sancte Spiritus [I. Q. 443, Bl. 306]:

Kom heylicher geist vnnd offnbare vns von deme deynis lichtis scheyn.

Kom vater der armyn.

Kom gebir der gobin.

Kom licht der herczin.

O du allir bestir troster, du bist eyn suzer gast der zelen.
Dw bist eyne suze irqwickunge.

Yn der erbeit bistw eyne ruge.

Yn der hiczcze eyne küle.

Yn deme weynen bistdw eyne trost.

O dw allir seligistis licht, irvolle der herczin ynnigkeyt deyner getrawen.

Ane deyne götliche gnade zo ist nichtis nicht yn deme menschin, is ist nichtis nicht vnstrefflich an ym.

Wasche, was do unfletig ist.

Iwuchte, waz do dorre ist.

Heyle, was do vorwundet ist.

Bewge, was do vngelenke ist.

Irnerre, daz do kalt ist.

Richte, daz do yrre geeth.

Gyb deynen getrauwen, dy yn dich glewbin, dye heylige sebinvalt.

Gib der togunt vordyntes lon.

Gib des heylis awsgang.

Gib dye ebige frewde.

Die Handschrift I. Q. 419 enthält zwei andere Lieder. Sie ist im Jahre 1441 in Grünberg vom Bruder Antonius Crossen geschrieben ¹⁾, der teilweise ganz deutsche Predigten einlegt. Von ihm erfahren wir, dass zu Ostern von der Gemeinde gesungen wurde [Bl. 177]:

Alzo heilig ist der tag,
das en nymant mit lobe dirfullen mag,
wen der heylige gotes soen,
der dy helle obirwant
vnde den ledigen tawfil dor ynne bant ²⁾.

Und in der Weihnachtspredigt [Bl. 39 v] sagt er: Ideo oportet, ut nos hodie cantemus; novo puero nova cantica dicenda sunt:

Eyn kindeley n zo lobelich
ist vns geboren hewte
von eyner iuncfrawen wunlich:
got troste vnsser armen lewte!
were das kyndeley n nicht geborn,
zo were wir alczu mole verlorn.
das heyl ist vnsser alle;
eya du suser Jesum Crist,
zo du nu mensche worden bist,
behute vns vor der helle ³⁾.

Von der Marienantiphon Regina caeli findet sich [Bl. 164] die erste Strophe:

¹⁾ Vorn innen ein Stück einer Predigt vom heiligen Kreuze: Scriptum anno domini XLI in Grunenberg in vigilia exaltacionis sancte crucis. Finitum in torculari (beim Keltern) per fratrem Anthonium de C[rossen], quia illa die custodivi vineam. Vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum, Bd. 50 (1908), 201 f.

²⁾ Bei Wackernagel, Deutsches Kirchenlied II 742 Nr. 968—970 seit dem Jahre 1545.

³⁾ Ebenda II Nr. 695 aus d. J. 1422.

Konygynne der hymmel, frowe dich! Alleluia!
 Den du bist tragende gewest, Alleluia!
 Der ist uff dirstanden von deme tode,
 Alzo her gesayt hot. Alleluia!¹⁾

Malerei.

Bruder Bernhard gibt wiederholt Proben seiner Freude an den Gemälden seiner Zeit. Für die Geschichte des Tafelbildes ist die Ausdeutung von Marienbildern, die er in einer Marienpredigt gibt, insofern wertvoll, als wir daraus die landesüblichen Darstellungen des Marienlebens in der frühdeutschen Malerei zusammengestellt finden. 1. Mariä Verkündigung. Die Heilige-Geist-Taube über ihr, als ob sie auf ihrem Ohre weile. 2. Die Anbetung der heiligen drei Könige vor dem Kinde; über Maria schwebt der Stern. 3. Das Kind sitzt in Mariens Schoß und hält in der Hand einen runden, frischen Apfel oder eine Lilie mit grünen Blättern oder eine Rose oder ein Glöcklein oder einen Krug, den Maria dem Kinde reicht, oder endlich ein lieblich singendes Vögelchen. 4. Am Lichtmessfeste denkt man an das Bild Mariens vor dem Altare, wo sie zwei Tauben opfert. 5. Maria unter dem Kreuz mit zusammengepressten Händen und geneigtem Haupte. 6. Die Darstellung von Christi Himmelfahrt, bei der Maria kniend die Hände emporstreckt und zum Himmel schaut. 7. Mariä Himmelfahrt. Die Apostel tragen die Bahre, rings um sie herumgruppiert, die Engel schwingen Weihrauchfässer; Maria wird vom Herrn in den Armen emporgetragen. 8. Maria mit dem Schutzmantel, cum lato pallio, den Mantel mit den Armen weit öffnend, und unter der einen Hand Mönche und Nonnen, unter der anderen weltliche Hilfesuchende jeden Alters und Standes bergend. [Anl. 23.]

Erzählungsmotive.

In die Predigten sind eine unübersehbare Fülle von Erzählungsmotiven, bald andeutungsweise, bald ausführlich eingeflochten. Viele von ihnen gehen auf die bekannten Sammlungen der Gesta Romanorum oder der besonders für die Prediger ge-

¹⁾ Ebenda II 743 aus anderer Quelle.

schaffenen Exempelbücher zurück. Es ist im Rahmen eines Aufsatzes nur möglich, die selteneren oder gerade für die schlesische Heimat des Predigers wichtigen Erzählungen anzudeuten; die eigentlichen Legenden müssen hier ganz unberücksichtigt bleiben, obwohl auch sie an Zahl und Inhalt bemerkenswert sind.

1. Königssohn im Paradiese. [I. Q. 353, Bl. 105 v.]
2. Contradictory wife: pratum falcatum — tonsum. [ebenda Bl. 106 v.]
3. Weib macht aus ihrem Manne einen Mönch. [s. oben; ebenda, Bl. 156 v.]
4. Besessenes Weib in Naumburg a. Bober tötet und verzehrt 1443 ihre Kinder. [Anl. 24.]
5. Der selige Arnestus v. Prag im Fegefeuer. [Anl. 25.]
6. Spanischer Ritter im Maurenkampfe. [Anl. 26.]
5. Der arme Rubinus und der Reiche. [I. Q. 440 Bd. I, Bl. 437 v.]
6. Holzhauer und Christusbild. De misericordia. Legitur in libro de donis in Franconia in ordine s. Benedicti [ebenda, Bl. 463 v.]
7. Raubritter sieht in einer Jenseitsvision sein blutiges Gewand. [Anl. 27.]
8. Vogt hält sich im Wahnsinne für eine Katze. (Anl. 28.)
9. Totenerweckung; Flucht vor dem Toten. [Anl. 29.]
10. Eheweib und Zauberin [s. oben! I. Q. 440, Bd. IV, Schaltzettel nach Bl. 64].
12. Philosoph und Dieb. [Anl. 30.]
13. Robert der Teufel; Variante. [I. Q. 441, Bl. 69 v.]
14. Variante der Beatrix-Legende, erzählt aus Camerata (Kemberg bei Wittenberg); an die Stelle Marias ist St. Katharina getreten. [I. Q. 441, Bl. 322.]
- 15 Königssohn im Paradiese; Variante; an die Stelle Christi (Gottes) tritt St. Johannes Evangelista. [I. Q. 441, Bl. 326 v.]
16. Goldener Tisch von Fischern im Netz heraufgeholt. [Anl. 31.]
17. Weisheiten verkaufen: Verschwörung; Barbier. [I. Q. 441, Bl. 72 v.]
18. Leben des heil. Burghard. [ebenda Bl. 325 v.]
19. Die angelsächsische Sprache verboten. [Anl. 32.]
20. Tänzer von Cölbeke. [I. Q. 444, Bl. 81.]

21. Ritter küsst das verwundete Jesuskind. [Anl. 33.]
22. Gehängter und Begrabener in Erfurt gerettet. [Anl. 34.]
23. Im Bergwerk verschütteter Kaiser errettet. [Anl. 35.]
24. Barbara-Mirakel in Forst. [Anl. 37.]

Dazu treten die Erzählungsstoffe, die Bruder Antonius Crossen in seine Handschrift I. Q. 419 einflieht.

25. Andreas-Mirakel. [Bl. 9.]
26. Nikolausmirakel. [Bl. 7 v.]
27. Abgarlegende. [Bl. 10 v.]
28. Holzhauer und Christusbild. [wie Nr. 6, mit der Zeitangabe: 1097. Bl. 28.]
29. Strassburger Ritterreitet auf dem Teufel übers Meer. [Bl. 85.]
30. Maria im Ährenkleide. [Bl. 180. Vgl. Beiträge z. Deutschekunde. Festschrift, Theodor Siebs zum 60. Geburtstage dargebracht. 1922: Zwei italienische Legenden im deutschen Osten.]
31. Der tote Gast. [Bl. 248 v. In der Annulus-Fassung. Vgl. Mitteilungen Bd. XIII – XIV (1911) 202.]
32. Jakobspilgerlegenden. [Bl. 221.]
33. Julianalegende. [Bl. 241.]

Mythisches.

Dass zwei so durchaus bodenständige deutsche Männer, wie Bernhard Fabri und Anton Crossen sind, auch aus der deutschen Mythologie manche Erinnerung in sich herumgetragen haben, ist sicher. Doch nur an zwei Stellen finden sich Anspielungen darauf, und auch diese haben theologische Färbung erhalten, indem beidemal Teufel aus den Gestalten der Volksüberlieferung gemacht werden. Bernhard Fabri predigt gegen den Tanz am ersten Fastensonntage. Fünf Züge sind bei den Tanzgewohnheiten sündhaft. 1. Die Tänzer springen hoch wie die Ziegenböcke. 2. Sie strecken die Arme weit aus, um einen weiten Kreis zu bilden. 3. Sie heben das Haupt hoch und singen mit lautem Schall beim Spiel der Flöten. 4. Sie fassen sich fest bei den Händen und henkeln die Arme ein, damit der Kreis nicht reisst. 5. Sie schmücken das Haupt mit Kränzen, Hauben und Schleiern, den Leib mit bunten Gewändern. Alle Tänzer aber sind in der Hand und Macht des Teufels, denn sie stehen in seinem Dienste. Und dieser Teufel heisst auf Deutsch der Schickentanz. [Anl. 37.] Auch heute sprechen

wir davon, dass einer vom Tanzteufel besessen sei und kennen den Ausdruck 'Du bist ja ein rechter Schicketanz'.

Grünberg ist eine deutsche Stadtgründung, aber wohl an der Stelle oder neben einer slavischen Siedlung angelegt. Das Slaventum reckte sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts von beiden Seiten noch gefährlich in die Stadt. Die Handschriften der Augustiner-Propstei sind ausdrücklich als Vermächtnis für den Prediger der Deutschen: *pro predicatore Almanorum* oder: *pro predicatore Theutunicorum* bezeichnet. Es ist da nicht zu verwundern, dass Antonius Crossen zweimal (I. Q. 419, Bl. 48 v u. 73 v zum Jahre 1442) die slawische Bezeichnung für Grünberg: Selnagora anführt; das mag Spielerei sein, kennzeichnet aber die Sachlage. Um so erfreulicher klingt es, wenn er in dem Volksglauben seiner Mitbürger die Gestalt der Frau Holle als bekannt voraussetzt; freilich nicht als freundliche Märchenerscheinung, sondern als deutsches Gegenstück zur Luftfahrerin Diana, der Hexenkönigin der römischen Überlieferung. Die Stelle, an der er auf die deutsche Göttin hinweist, ist eine Randglosse zu den Worten in einer Predigt auf Johannes Evangelista (Bl. 44): *ad templum Diane*. Die Glosse lautet in ausdrucksvoller Kürze: *Vrawholde* und darüber setzt er erklärend: *das teufilsmuter*. So erhält die Göttin den Rang in der Hölle. Sie ist unterdessen 500 Jahre älter geworden, und so ist sie heute: des Teufels Grossmutter.

Anlagen.

1. [I. Q. 313, Bl. 416 v; 1455—1458].

Alciorem autem se talis superbus habet de parvo colore vel de parvis rebus aut de uno panniculo, sicut mulieres de suis teristris, proprie hewbchin durchsichtigin slewerchin vnde spitzen caphhin mit den selst-rengin der czhapphe, dy sy flechtin vm dy capphe.

2. [I. Q. 446, Bl. 248; 1449—1463].

Ista sex sunt, que virginem commendant et placibilem deo faciunt. Primum est [248 v] voluntas, ut videlicet sit voluntarie virgo . . . Secundum est verecundia, scilicet, ut sit virgo simplex et verecunda in incessu, in vultu, in affatu, in habitu, non arrogans et superba, lenis et remissa . . . Set tu, virgo, que crines et tricam, proprie den czoph, stringis et torques, proprie flechtin, faciem lines, sminckes vnde smerest, speculum inspicias, oculos in viros figis? Quid tibi commune cum virginibus? Certe nichil! . . . [250 v]. Et quid amplius dicere possum de te, tu virgo impudica! Quid secreto speculum inspicias, ut videas, si risus tibi convenient, ut postea rideas vel subrideas coram alijs.

Medietatem oculi claudis speculando, ut probes, si magis ita placeas, quam si totum oculum aperiās intuendo. Relinquis vestem apertam ex industria, ut caro appareat nuda. Latas habes fibulas, ut pectus placeat. Vē tibi, quę sic verecundiam perdidisti, quę venenum aut gladium videntibus porrigis, unde currunt et pereunt! . . . [Schaltzettel nach Bl. 249 v]. Legitur in vita sanctę Hedwigis, quod quedam adolescentula corde et habitu secularis virginalem pudiciam coram hominibus simulabat, quam tamen per fornicacionem perdidērat. Ad sepulchrum beate Hedwigis pepulata quasi peregrina perveniens peplum, quo capud suum contexerat, dum pro integritatis signo ibidem deponere vellet, capillos pariter defluentes cum peplo deponit et sic capite depilato coram omnibus confusa remansit. Et quia suum noluit defectum cognoscere, sed potius de statu virgineo, a quo infelici casu ceciderat, inaniter gloriari volebat, coram omnibus revelata est ignominia eius, ut ad cor rediens in oculis suis fieret postmodum humilis, quę prius superbire delectabatur cum virginibus fatuis non solum oleo caritatis, verum eciam pulchritudine carentibus castitatis. Unde factum fuit, quod quidam Clemens nomine coram examinātoribus in Romana curia se asserēbat predictos vidisse capillos, quamvis tunc non interfuerit, cum de capite fite virginis fuerint elapsi.

3. [I. Q. 440 Bd. IV, Schaltzettel nach Bl. 272 v; 1437—1447].

Sed cum tale signum (crucis) magis relucet in mulieribus nostri temporis quam in viris, quod patet in multis, quę vix stilo possunt exarari. Nam pepulis, quas super capitibus suis habere deberent in signum subieccionis, quia viro subiciuntur, vel quia prevaricacio ab eis incepit, ut dicitur glosa super I. Cor. XI. Ad hoc mulier velamen imponit capiti, ut se ream cognoscat et subditam, pro eis nunc pilleos diversi coloris imponunt, in quibus superbiunt et seipsas tegunt et abscondunt ita, ut vix cognosci possunt, an mulieres an viri sint; et sic, ut presumitur, sub pretextu honestatis maliciam abscondunt iniquitatis. Quod certe patere posset in puellis nostris pilleatis, quę se in manibus virorum et brachiis servorum ducere pilleate permittunt, de quibus certa sciencia haberi non potest, utrum servi sint, an puellę, cum tamen virgines esse velint, nec alias nominari volunt. Contra quas invehere possem verbis meis hoc modo. Mulier innupta, id est, non nupta dicitur virgo quolibet racione dominacionis. Nupcie dicuntur a verbo: nubo, nubis etc., quod idem est quod velare. Nam sicut firmamentum vel sol clarum est in se, sed ipsius claritas velatur et tegitur nubibus, cum ergo virgo nominari voveris, nudo capite et non velato procedere debes, ut differentia sit inter nuptam et innuptam, id est, matrimonio traditam et Christo dispensatam. Nescisne tu talis pilleata, quod, cum uni virgini vir dispensatur, eidem dicitur ricmatice et vulgari: Lybis medelyn, libet dir daz knechte-lyln, zo leydet dir deyn crancheleyn, quasi diceretur tunc tali: Per ipsius dispensacionem perdis capitis tui nuditatem, vbi sine rubore ferre poteris tuum crinale. Sed econtra ad tuum pilleum, quem nunc defers et capud tuum tegis, possumus dicere illud commune proverbium: Libet dir dēr vilczhūd, so mās ich irkennen, daz du nicht bist erbar noch gud. Tunc racione manifeste note, quia notaris hoc deferre propter amasium tuum te in tali pilleo honorantis (!). Quolibet vestis, quam defert quicumque mulier, quam dedit ei adulter, ipsam

vero commendat, sed magis dehonestat. Sic tu virgo es sponsa Christi . . . Et tamen differs clynodium, videlicet pilleum ipsius leccatoris te adulterino amore adamantis. Tunc ratione superbie ornatus . . . Sic ex quo tecto capite incedis et tali alieno velamine tecta nullo modo dici posses castam te esse virginem fore. Tunc ratione occasionis peccatorum, que per talem pilleorum tecturam alijs ministratur, que consimilia affectant habere cogitantes: 'Ecce ista ita pauper est ut tu, nec pater nec mater emunt sibi pilleos diversi coloris, nunc brunaticum, nunc blavium etc. Vide, utrum etiam et tu talia consequi posses.' Et quando tunc bono modo et honesto habere non possunt, ut et ipsa talia consequentur, meretrices et adultere efficiuntur. Ve ergo tibi, quecumque talis es, a qua scandalum huiusmodi venit . . . Ut igitur omnia ista cavere posses et vulgariter sy ansseyest etc. Nam dicit apostolus I. Cor. XI: Mulier velamen debet habere super capud suum propter angelos, quod intelligit de peplo, non de pilleo viltreo vel stramineo.

4. [I. Q. 353, Bl. 261 v. 1448—1458].

Prima [condicio]. Mulier habet in se inconstanciam et mobilitatem, proprie vnstetikeyt vnde wandelbarkeyt . . . Secunda condicio, quia mulier habet mentis et corporis infirmitatem; vulgariter: Sy ist schwach vnde krank des leybis vnd des gemutis . . . Tercia condicio est, quod mulier habet vocis teneritudinem et gracilitatem, proprie eynekleyne gelvende stymme . . . [Bl. 262]. Quarta condicio, quia mulier habet ligve volubilitatem et sermonis facilitatem. Sy ist snelle czu reden vnde kan vil worth machyn . . . Quinta condicio, quia mulier habet motus tarditatem et incessus brevitatem; vulgariter: Sy ist trege vnde laz vnde hot eynen korcezen schret . . . Sexta condicio, quia mulier habet verecundie infirmitatem. Sy hot kléyne schemde. Quod perhibetur in hoc, quia postquam verecundiam deponit, inverecunda existit. Super quod dicit Katho mulieribus: Verecundiam serva. Nam dicitur vulgariter: Wenne eyn phert leet seyn schewen vnd daz weyb er schemen, zo istz vm sy beyde geschen.

5. [I. Q. 440 Bd. IV, Schaltzettel nach Bl. 64. 1437—1447].

O bona domina! Quid igitur facies in hijs tuis miserijs? Audi consilium bonum. Si habes virum iracundum, bibulum, percussorem, impatientem, sis paciens, sustine pro peccatis tuis et erit tibi hic purgatorium tuum et purgaberis a peccatis tuis et postea nullum purgatorium sustinebis. Non punit deus bis in idipsum. Ymmo dicit Naum primo: Affixi te supplicio in presenti, non affligam te ultra, scilicet in futuro. Vel si respondes viro tuo in iracundia sua, tunc responde leniter, dulciter et benigne, quia Prov. 15 dicitur: Responsio mollis frangit iram, sermo durus suscitatur furorem. Et hoc docet te peplum tui capitis, quod est pannus lenis, et circumligas guttur tuum in signum, quod dulciter respondere debes viro tuo et dulcibus tuis sermonibus vincere iram viri tui. Sed timeo, quod multe ex vobis hoc non tenent sed frivole sunt in eorum responsis, proprie 'sent frech mit eren worthen'. Et si vir dicit eis unum, ipse respondent X. Dicit 'nigrum', respondet uxor: 'Sicud carbo'. Jubet eam transire huc, ipsa vadit illuc. Ymmo

sedet et loquitur contra seipsam, proprie 'sy sitczet pratzeln alze eyn hirsche toph'. Ideo non mirum, quod vir eam percutit dans ei alapam, proprie 'eyn mawlband addir mawlpaczhe', vel percutit eam ad capud, vulgariter 'her geet bey er hen, daz sy von deme wynde neder feld.' Et tunc ipsa plorat et viro maledicit dicens: 'Slach daz dich der tewfel slo. Slestu eyn thewfel aws mer; du slest er czwene wedireyn mich. Sed forte interrogares me et diceres: Care domine, quid ego pauper faciam huic perverse mulieri? Respondeo tibi: Oportet, quod facias ei sicut fit stimulo, proprie 'stokfysch'. Stimulus enim non fit bonus et esui aptus, nisi bene concuciatyr. Sic mulier tua non fit bona, nisi bene et peroptime eam percusseris. Nam parve plage ipsi non sufficiunt, et ergo sequere dictum Sapientis: Cor durum in baculo percute. Quid ergo ipsa tunc a te plagata facit? Certe simulat se infirmam, vult tibi cibum non coquere, non vult tibi loqui, non vult tibi condormire et nullum bonum vult tibi facere. Ergo duram et gravem vitam tunc habebis. Nam grave pondus est sustinere iram male mulieris. Nam Eccl. 25 dicitur: Non est malicia super malicia mulieris, et non est ira super iram mulieris. Ymmo, dicit metrista: Femina demonio tribus assibus est mala peyor. Si pauper ipse vult ipsius contumacem animum mitigare dicens: 'Lybes weyb, loz gut seyn; bewares eyn andermol. Ich wil dich nymme slagen', tunc ipsa accedit ad alias mulieres gloriando de sua malicia dicens: 'Ich habe doch meynen man obir kriget, daz hermershad must abebethin'. Ymmo ipsa querit sortilegas et incantatrices mulieres petens ab eis auxilium et consilium, quomodo in malicia sua possit prevalere, proprie 'daz sy han bleybe', faciens secundum exemplum istius mulieris, de qua in libro narratorum scribitur, quod fuit quedam iuvenula alijs mulieribus indocta, ut in principio obsisteret suo viro. Unde et semper contraria erat suo viro. Quidquid ille ei precepit, ipsa remurmuravit, unde vir eam desuper gravissime plagavit. Discordia autem sic inter eos durante ipsa accessit ad quandam vetulam sortilegam, id est 'czaubernne' petens consilium eius, quomodo gratiam viri sui haberet et unde hoc esset, quod eam tam pessime semper tractaret. Respondit sortilega: Quid dabis michi, quod hoc faciam? At illa: Quidquid pecieris, dabo tibi. Et dedit ei camisiam novam, par calciamentorum et ollam cum butiro. Tunc sortilega dixit ei, quod summo mane surgeret et ante ortum solis in ortum suum veniret silenter et in loco, quem ei demonstraret, ter genua flecteret versus orientem et diceret super herbam istam illa verba: 'Weybekrik, ich beswere dich, bey der sonnen vormane ich dich, daz du mer weldest sagen, wy ich meynen manne mochte behagen. Ich greyfe an dy obirthor, meyn krig ge alle wege vor'. Unde ipsa didicit illa verba. Illa, ut cicius potuit, mane surrexit. Vetula prius venit in ortum et abscondit se inter vepres et urticas et latitavit. Postquam illa venit in ortum et ad locum deputatum, flexit genua et dixit, sicut fuit instructa, vetula sub vepribus mutata voce respondit: Audi et tace, si vis vivere cum pace, et contra virum tuum impatientem non loquaris verba dura, et habebis pacem et honorem. Iuvenula responsum herbe retulit vetule. Ait illa: 'Vere filia, bene tibi dictum est. Si tacueris et viro tuo obediens fueris, pacem habebis et ipse amabit te'. Ergo Eccl. 12 dicitur: 'Audi tacens et accedet tibi gracia'.

6. [I. Q. 353, Bl. 156 v. 1448—1458].

Sed quidam [coniugati] diligunt se adinvicem sicut duo galli in uno fimo et duo murilegi in domo, lupus et agnus . . . Scribit Philippus de Pergamo, qui alias intytulatur Katho magnus, quod quedam mulier, cum esset in magna tribulacione cum marito et ipsum valde odio haberet, quandam contra eum cogitavit maliciam ad hoc, ut ab ipso separari posset. Tandem quadam vice dedit ei pocionem ex herbis venenosis confectam. Qua assumpta non tantum ebrius videbatur, sed velut insanus iacebat in lecto, huc et illuc volutabatur spumans, nec solum rationem amiserat, sed eciam loquelam. Quid facit ipsa? Cucurrit ad monachos clamans et eiulans dicens: 'Domini, veniat, maritus meus moritur; iam amisit loquelam. Nichil petebat prius nisi fieri monachus, dum adhuc loqueretur. Nolo, quod propter me salus anime impediatur, unde promittere volo castitatem, quamdiu vivet, eciam si deus ipsum velit restituere sanitati. Sed pro deo cito veniat et tunicella ipsum induatis, quia proximus est morte'. Tantum apud eos istitit, quod dicti monachi venerunt et eum totunderunt et ei magnam coronam fecerunt. Mane autem facto, cum evigilasset et ebrietas iam transisset et suum caput tetigisset et se depilatum invenisset et monachali habitu indutum se reperisset, de hys non modicum mirabatur. Et cum ab uxore quesivisset, quid hoc esset et unde sibi hoc accidisset, illa quasi flendo clamabat: 'Marite karissime, non recordaris tu, qualiter in ista nocte factus es monachus? Nichil aliud petebas, quando dolorem vehementissimum suscipiebas, nisi ut monachus fieres. Karissime, ego consulo anime tue; promisi et ego castitatem servare; oportet me solam quasi viduam manere'. Cumque ille se nolle fieri monachum diceret, sed velle manere cum ea sicut prius, ait illa: 'Nullomodo volo contra votum meum ire; pro certo tu es monachus. Avertat deus, quod monachus ad latus meum iaceat! Miser, non erubesceres, si votum tuum non adimpleres? Si ad seculum redires, totus mundus vocaret te apostatam et monachum fugientem'. Hec et similia dixit et cum lacrimis falsis ostendit. Quod miser audiens, cum propter pudorem, tum propter mala, que intulit sibi uxor sua, et mala, que sibi ordinare scivit, monachus est effectus et monasterium ingressus domum cum omni supellectuli (1) ei dimisit, et ipsa maliciosa a viro suo sic separata alium duxit, cum quo omnia turpiter consumpsit. O amice, det tibi deus omnipotens mulieris fallacia non falli. Nam dicit Moralis: 'Nam lacrimis struit insidias, dum femina plorat', id est de-ceptionem ordinat.

7. [I. Q. 440 Bd. IV, Schaltzettel nach Bl. 270. 1437—1447].

Exempla bona contra avaros . . . Sed caveant, ne contingat eis, sicut cuidam diviti accidit, qui nullam uxorem habere voluit quam illam, que modicis comederet. Postquam nulla ipsum ducere presumebat, tandem quedam trita et cauta sibi consensum prebuit pollicens, quod modicum comedere vellet. Matrimonio igitur ipsa copulata in presencia illius nichil se comedere simulabat, sed adulterinos claves fieri mandans et seras et archas furtu aperiens pecuniamque tollens inscio eo queque bona emebat et deliciose vivebat. Et dum sic annum transegisset, maritus mirans de uxoris temperancia dixit ei: 'Numquam inventa est mulier, que tam temperate viveret'. Ad quod illa: 'Multis deciperis. Quis

hominum sine victu necessario vivere potest? Veni et vide!' Et duxit eum ad tres archas maximas. Avarus ille pecuniam in archis estimans gaudebat. Illa autem primam archam aperiens dicit: 'Accede et vide, de quo hoc anno vixerim'. Et vidit plenam ossibus leporum, caprarum, pullorum, ferarum et volatilium. In secunda et tertia similiter. Tunc territus et stupens dixit: 'Hec omnia isto anno comedisti?' Et illa: 'Totam, totum et plura alia'. Audiens hoc in tantum furorem vertitur, quod perdita ratione in infirmitatem incidens nichil aliud quam id, quod uxor dixerat, ruminabat, et quidquid querebatur de illo, semper respondit: 'Totum totum'. Cernens mulier subdola virum amentem effectum convocavit amicos et vicinos, querit de testamento, cui divicias suas relinquere vellet, an sibi tales archas, domos, predia, pannos et alios thesauros significaret. Et ille ad singula nichil respondit aliud quam: 'Totum, totum'. At ista omnia conscribi mandavit. Hys omnibus sic factis miserrimus de omnibus bonis suis nichil gustans misere moritur. Et illa cum omnibus divicijs alteri sociatur.

8. [I. Q. 353, Bl. 63 v. 1448—1458].

Debet eciam quilibet Christianus ire ad locum, quem dominus elegit, id est, ad ecclesiam, non ad thabernam; contra potatores, vulgariter frunorter, seuffer, trenker, qui ecclesiam vix aspiiciunt, sed ad thabernam currere festinant.

9. [I. Q. 440, Bd. IV, Bl. 212 v. 1437—1447].

Sed hodie omnes, pueri et magni, student ebrietati et postquam inebriati sunt, locuntur theutonicum et Bohemicum, qui numquam didicerunt. Mulieresque nolunt bibere in publico cum ciatis, bibunt domo cum urceis. Sacerdotes nostri, si non vident ciatos plenos, clamant et dicunt: 'Satis est nobis, quod habemus unam clericam in capite, non faciatis aliam in ciato. Religiosi, si invitantur ad bibendum dicunt: 'Nos habemus ex regula, quod non possumus bibere extra domum. Sed si placuerit vobis, mittite nobis, quoniam sumus parati recipere. Et ille tunc mittit urceum, cum in domo non bibisset forte nisi ciatum. Et sic omnes perdunt sensum, oculos, manus et pedes ante tempus, quia efficiuntur paralitici.

10. [I. Q. 443, Bl. 132. 1442].

Consueverunt aliquando fieri in tabernis simulacra arte picture picta animalia silvestria cum extraneis actibus. Aliquando pingitur asinus medicus, qui inspicit urinam. Aliquando symea, que legit in scolis. Vulpes, que citharam pulsant. Lupus, qui predicat. Symea cum rasorio et similia. Hec enim depinguntur pro tanto, ut homines curiosi talia videntes declinant ad tabernam et vinum ibi emant.

11. [I. Q. 366, Bl. 417 v. 1455].

Nota, quod pro novo anno, karlissimi, cuilibet statui aliquid medicum muuusculum dare disposui. Et ubi reciperem melius quam a puero Jesu, qui est hodie VIII dierum. Unde videmus, quod inter cetera, que dantur puero ad manus in ymaginibus, sunt quinque, videlicet campanula, lilium vel rosa, pomum, avicula, ollicula. Ista ergo recipere debemus pro novo anno a puerulo Jesu, que eciam congrue nobis designantur in hys personis, que suscepunt puerum Jesum et tractaverunt. Primi sunt coniugati, quibus dat campanulam . . . Quid valent campane? Primo pulsantur propter ignem, sicut contingit, multociens,

quando ardet, ut extingwatur velocius . . . (418) Secundo pulsatur ad mane surgendum. Sic ipsi mane surgere debent ad laudandum dominum, quia primum regnum dei querere etc., et eciam ad laborandum, unde necessitatem tribuat patienti. Unde commune proverbium: Fru off stēhen vnd spete nedir lehen brengt vorlorn gut wedir . . . Tercio pulsatur ad ignem tegendum . . . Quarto propter communem vocationem faciendam pulsatur ad innuendum unitatem cordium, que inter ipsos specialiter debet esse . . . Sed quando vivunt sicut catus et mures, canis et lupus, lupus et vulpes, tunc ista campana est fracta apud eos, quia dat malum sonum. Quinto propter mortem recitandam. Sed eciam pulsatur campanulam eis Christus, ut mortem suam precogitent. Sexto pulsatur propter adventum novi principis honorandum. Sic tempore adventus Christi et aliorum sanctorum Christus pulsatur eis campanulam . . . Septimo propter tempestatem . . . Secundo vidue sancte recipiant a puero Jesu pro novo anno lilium. . . . Tercio pro novo anno virgines mundissime recipiant pomum . . . Quarto pro novo anno accipiant spirituales et religiosi avem . . . Quinto et ultimo accipiant peccatores pro novo anno a Jesu puero olliculam, et bene convenit nomini Marie virginis in uno. Nam ipsius nomen interpretatur amarum mare. Nam ipsi peccatores debent habere amarum mare contricionis.

12. [I. Q. 441, Bl. 35. 1432].

Epiphanie. Hodierna dies vulgariter dicitur 'Larga dies'. Et merito. Quia hodie homo deum, creatura creatorem, homo hominem et deus hominem, et creator creaturam remuneravit.

13. [I. Q. 440 Bd. III, Bl. 117. 1434—1444].

Thema super isto verbo volgari: Treywe wyr den tod aw̄s . . . [117 v] Ut ergo dyabolum fugamus et deum in nobis habitare faciamus, peccatum a nobis per penitenciam expellamus. Ad quod faciendum in simili vos monet consuetudo seculi et puerorum cantus, qui fit hodierna die et non alio tempore clamancium et dicencium verbum preassumptum: Treywe wyr den tot aw̄s. Ex quo in verbis premissis fit mencio de morte spirituali, quam debemus cum pueris, ymno vere cum sapientibus expellere . . . [Bl. 119: 2. Pred. über das Thema] In dominica quarta quadragesime, videlicet Leticie, assumpsi pro exhortacione penitencium verbum preassumptum anno domini 1439: Treywe wyr den tod aw̄s etc. Verbum istud hodie canitur a pueris in seculo etc. . . . [119 v] Ad talem eciam penitenciam inducendam assumo verbum thematis, quod est secundum cursum huius seculi, verbum puerorum clamanciam et dicencium hodie: Treywe wyr den tot aw̄s, quibus nos inducunt ad penitenciam, ut eternam mortem evadamus . . . quod probat eterne mortis seu dampnacionis prefiguracio cum dicitur: Treywe wyr den tod aw̄s . . . Quod causat spiritualem mortem et illic eternam dampnacionem: Treywe wyr den tot aw̄s . . .

14. [I. Q. 440 Bd. II, Bl. 309. 1436—1447.]

Notandum, quod, cum secundum cursum seculi consuetudo tenet, quod quilibet amicus amicum suum in suam domum in dedicacione materialis ecclesie invitat et facit sibi convivium, sic et beata virgo Maria hodie in suam domum, id est ecclesiam suo honore constructam vocat et allicit et facit nobis convivium

sollemne; apponens nobis pro primo ferculo panem. Quod [309 v] si quis digne manducaverit, vivet in eternum . . . Secundum ferculum, quod nobis in hac sua dedicacione offert, est caro, sed tamen non quaslibet carnes, sed tantum carnem filij sui . . . [310] Sed quia dicit metrista: Qui michi dat cenam sine potu, dat michi penam. Quare Virgo beata quasi dei cellaria dicens illud Canticorum: 'Introduxit me rex in cellaria sua', ne sitibundi in eius dedicacione maneamus, propinat nobis quintuplicem potum; scilicet vinum, medonem, potum cereseum, cervisiam marcialem et aquam frigidissimam . . . [310 v] Medo enim fit de melle, quod ab apibus procreatur . . . Tercio propinat nobis potum ceresum divini amoris. Potus enim talis fit de medone dulci, de aqua et cerusis. Medo dulcis est; aqua communis omnibus; et cerusa rubra . . . Quarto propinat nobis cervisiam marcialem contemplacionis divinitatis et humanitatis Christi. Nam cervisia de aqua, de granis et de humulo fit . . . [311] Humulus vero amarus est . . . De hys tribus fit cervisia marcialis valde delectabilis . . . Istum quintuplicem potum, qui sitit, petat et requirat eum a largissima et benignissima cellaria dei, que ipsa dat omnibus affluenter.

15. [I. Q. 440 Bd. I, Bl. 20 v. 1436—1441.]

Item de nativitate Christi . . . Adhuc hodie multe tales supersticiones servantur (!) ab aliquibus christianis insipientibus, quorum etiam non est numerus (Ecl. Primo). Nam in aliquibus civitatibus currunt in larvis, proprie 'schuttfel', quod vidi, vel induentes pelles pecudum, vel muliebres vestes, ementes cervisiam et sibi stultizantes varijs modis. Alij ponentes olera ad ortum, alij cantaciones facientes; alij longas sessiones serotinas celebrantes; alij post obitum [über der Zeile: occassum] solis cenantes; alij ludos exercentes; et estimant se per totum annum cicius lucrari, qui tunc lucrantur, alij insistent coreis. Illa omnia prohibita sunt christianis. Ob hoc ille noctes dicuntur in vulgari Wynnachten, id est: quales noctes? propter illas abusiones, vel Wynnachten propter noctem Christi, que fuit mirabilis, quia fuit lucida.

16. [I. Q. 353, Bl. 168. 1448—1458.]

Nam primum clamat: Fewir, fewir, fewir! Secundo Czeter, czeter, czeter! Tercio Awue, awue, awue! Quarto Helft, helft, helft! Primo dico, quod clamant homines propter vehemenciam ignis ardentis dicentes Fewir, fewir, fewir! et hoc ideo, ut homines aquam ferant, ut ignis extingwatur . . . [169] Dixi secundo, quod homines viventes consweverunt clamare propter gladium hostis ferientis, dicentes: Czeter, czeter, czeter! . . . [170] Dixi tercio, quod consweverunt homines viventes clamare propter seviciam bestie lacerantis. Quod probatur, si invaderet te leo, lupus et ursus etc. lacerans te et mordens, numquid clamares: Auwe, auwe, auwe? . . . [171] Dixi quarto, quod homines consweverunt clamare propter aquam seu impetum maris submergentis dicentes: Helft, helft, helft! . . .

17. [I. Q. 440 Bd. II, Bl. 193. 1436—1447.]

Exemplum etiam parvuli, cui nutrix aliquid amari in mamilla ponit, ut ipsum a lactis amore separet.

[Bl. 211] Sed quid dicam illis patribus et matribus, qui tam gloriosum

regnum et tantum gaudium suis pueris [eripiunt] nunc malicia sicut matres crudeles, que aborsum procurant, nunc sevicia, sicut viri miseri, qui uxores inpregnatas percuciant et in nullo eis parcunt, nunc ex superbia, sicut quidam propter magnos et divites compadres baptismum parvulorum differunt et parvuli morte preveniuntur et non baptizantur, unde et a regno excluduntur.

18. [I. Q. 440 Bd. III, Bl. 193. 1434—1444.]

Et licet (Maria) esset celi regina, mundi domina, non tamen habuit lectos plumeos nec cussinos sericeos sicut nostre nunc puerpere, que exornant lectos amplos et longos apponentes cussinos virides sive rubeos et plura alia superba ornamenta. Ideo tales lecti significati sunt aut figurati per lectum Og regis Basan, qui habuit in longitudine IX cubitos, sicut dicitur Deuteronomio 3. Morali ter Og interpretatur congregans. Et significat puerperam in lecto ornato cubantem, ad quam congregantur alie mulieres. Et verius ipse eas ad se solent congregare, ut bene de ipsis dici possit illud Ps. 40: Congregavit iniquitatem sibi. Quia, ut percipitur, circa tales lectos multe fiunt iniquitates, que significantur per IX cubitos, quos habuit lectus Og [193 v] regis Basan. Prima iniquitas, que ibi fit, est in escis excessivis. Quia epulantur non solum in diebus sanctorum, sed etiam in die dominica, que est sancti sanctorum . . . Secunda fit in poculis superfluis. Nam ibi solent bibere certe usque ad ebrietatem, que valde est in feminis detestanda. . . . Tercia fit in verbis detractorijs, quia omnia gesta civitatis ibidem pertractantur. Nunc ille ab eis dicitur adulter, illa adultera. Ille superbus, hec superba etceteris. Et revera, que alias occulta remanerent, ibi detractorie revelantur . . . Quarta in apertis mendacijs, quia ibi multa fiunt verba; ideo immiscentur mendacia . . . Quinta est in cantilenis dissolutis, quia, ut frequenter, incipiunt ibi cantare et clamare fatue mulieres . . . Sexta fit in vanis iactancijs, quia curiose et petulantes mulieres consueverunt se nunc de vestibus, interdum de alijs clinodijs iactare, et aliquando, quod peyus est, de bonis operibus, que fecerunt . . . Septima est in superbis spectaculis, quia ad talia convivia vadunt nunc frequenter, ut in vestitu suo spectentur aut glorientur . . . Octava fit in nocivis scandalis, quia una interdum verbis scurrilibus scandalizat aliam vel alij homines in ipsis scandalizantur . . . [194] Nona est in mollibus et bene stratis lectisternijs, que ut communiter ibidem preparantur . . . Ista igitur mala cognovit Maria ex pomposo puerperio pervenire. Ideo puerum suum Jesum in pauperi tugurio et spelunca voluit parturire.

19. [I. Q. 366, Bl. 1. 1455.]

Prudens pater familias, qui habet unum columbarium, vult et desiderat eum de columbis adimplere; ipse accipit unam columbam domesticam nutritam in columbario suo et ponit mel in ore eius et dimittit eam extra columbarium et sic illa vadens inter columbas silvestres, dum senciunt odorem mellis, quod ista habet in ore, et cogitantes eam habitare in bonis locis secuntur eam et ista ducit eas ad columbarium suum et sic multiplicantur et impletur columbarium.

20. [I. Q. 353, Bl. 90 v. 1448—1457.]

Prima dies est dominica Sontag, que est prima dierum. Hec designat fidem, que est prima virtutum . . . Et merito confessio fidei per dominicum

significatur, qui dicitur dies solis. i. Sonnentag, quia sicut nichil clarius sole sub celo, sic fides tam clara est, ut, si homo in ea finaliter perseverat sine errore, ad claritatem visionis divine perveniat... Secunda dies Montag, quasi manetag, per quam significatur cognicio peccati, ut homo in consciencia sua se ammoveat de omnibus excessis... [91] Tercia dies dicitur vulgariter Dinstag, quasi dies servicij... [91 v] Quarta dies dicitur vulgariter Methe-woche, quasi methe wache. Et designat voluntatem et propositum abstinendi a peccatis... [92] Quinta dies dicitur Donnerstag, quasi dies tonitruj, per quam significatur dimissio vel ignoscibilitas. Tonare enim debet in cordibus nostris illud Luce 6: Dimittite et dimittetur vobis... Sexta dies dicitur vulgariter Freytag, per quem significatur confessio, in qua debemus nos exonerare, proprie freyen addir entslon a bonis male acquisitis et a peccatis et a sollicitudine... [93 v] Septima dies dicitur Sonneabend et significat perseveranciam, scilicet ut usque sero. i. ad finem vite in bonis perseveremus.

21. [I. Q. 440 Bd. III, Bl. 397 v. 1434—1444.]

Sermo de matrimonio. Nupcie facte sunt... Quoniam sicut prenunciavit apostolus... Die Zahlen der Absätze entsprechen den Nummern des Originaltraktats des Bruders Rudolphus; [vgl. Mitt. XVII (1915) S. 28 ff.].

Ewa enim prima mater virus ydolatrie, quod a dyabolo per serpentem contraxit, plus scilicet sapere quam oportet, filiabus suis stultis mulieribus precipue hereditavit. Ait namque sibi dyabolus: Eritis sicut dij scientes bonum et malum. Quam imitantes precipue mulieres, que multa scire cupiunt et se ipsas nescientes in multis vanitatibus, quas colunt, deos sibi faciunt alienos. Quos (1) si investigare volueris, dilecte mi fily, fode parietem confabulando cum eis et invenies abhominaciones maximas Quere primum, quid faciunt in partu puerorum et invenies, quod

1. pueros adhuc tenerimos trudunt in saccum, ut dormiant.

2. Circueunt ignem cum puero sequente altera et querente: Quid portas? et respondet: Lincem et wulpem et leporem dormientem.

3. Stramen quoque fornacis, quo purgatur, furantur et cum eo puerum balneant.

4. Aures leporum, pedes talparum in cunis ponunt et alia multa faciunt, ut pueri requiescant.

5. Preterea cum partus per lacum ducuntur ad lectos, locuntur quasdam fantasticas benedicciones.

6. Faciunt cum securi (Rest fehlt ohne Lücke).

7. Vas, in quo balneant puerum, circumligant crudo filo.

8. Ponunt cumulos farine et salis, de quibus lambunt, ut lacte habundent.

9. Pedicam maiorem, non faciem, primitus patri ostendunt.

10. Item de pelle, in qua puer nascitur, tres morsellos dentibus abscidunt, quos in pulverem redigentes dant patri in cibum, ut puerum diligat, et quedam alia cum illa pelle faciunt detestabilia.

11. Item ovum in primo balneo pueri ponunt, quod patri dant in cibum.

12. Aquam eiusdam balnei manibus patris infundunt.

13. Item puerum cum calamo nodato benedicunt.

14. Ignem de domo sua nulli tribuunt et alia multa in partu faciunt blasphemantes.

15. Item post baptismum pueri nudum pedibus altare tangunt, funem campae ori eius imponunt, ut eloquens fiat, manum libro imponunt, ut docilis fiat, panno altaris faciem eius liniunt, ut pulcher fiat.

16. Portantes domum puerum in ostio ovum sub scopa conculcant.

17. In balneo post baptismum novem genera ponunt (Rest fehlt).

17 a. Tortam faciunt (fehlt im Original).

18. Cum camisia pueri trufant, ut omne, quod amittitur, reinveniatur.

19. Balneum pueri ad sepem alterius puerpere fundunt, ut ille puer ploret, suos taceat.

20. [Gegen das Original völlig geändert:] Modo crucifixo super puerum incumbunt.

21. [Fehlt].

Puelle preterea per iniquas cogitationes a deo longius separate [Rest fehlt ohne Lücke].

22. Ad hoc enim super aquas balnei quedam verba proferunt, quedam cum sua ornamenta induunt.

23. Super herbas quasdam, quas enumerare longum est, non benedicciones, sed benedicciones per oppositum, videlicet maledicciones proferunt.

24. Lunam et stellas quibusdam verbis interpellant volentes sicut deus habere sciencias futurorum.

De viris, quos accepture sunt, multa et varia sortilegia faciunt.

25. Modo cingulos suos super sepes suspendunt, modo in noctibus sub se ponunt et non se benedicunt, nec locuntur aliquid in hac nocte.

26. Quinque lapidibus de viris futura interrogant, quibus singulis singula nomina imponentes igni eos incendunt et postmodum in frigidam aquam iniiciunt et qui tunc aliqualem stridorem facit, illum se credit modis omnibus acceptura (!)

27. [Fehlt].

Quando viros ducunt, quedam faciunt, ut amentur a viris, quedam, ut bene sit eis et voluntas eorum dimittatur.

28. Ut amentur, in commixtione libidinis utriusque crucem viris in scapula faciunt.

29. Sanguinem suum menstruum illis in cibum et potum fundunt.

30. Tortulas dant eis, ad quas de omnibus crinibus sui corporis et de sanguine suo apponunt.

31. Tres pisciculos, unum in os, alterum sub uberibus, tertium in loco inferiori ponunt, donec moriuntur, et in pulverem eos redigentes in escam virorum ponunt et potum.

32 u. 33. [Fehlen].

34. Preterea urticam in urina propria baptizatam, ossa mortuorum, ligna sepulcrorum et quedam alia igni imponunt, ut sicut uruntur illa, sic vir ardeat in amore eius.

35. Herbas eciam alias, quas enarrare longum est, quibusdam verbulis execrant, postquam prius benedice fuerunt (!).

36. Ceterum, quod cum ranis, crismate, unda baptismatis, corpore Christi faciunt, horribile est dici.

37. Alie in hac arte dyabolica magis sapienciores ymages ad formam virorum nunc de cera, nunc de pasta, nunc rebus alijs faciunt et eas quandoque in ignem, quandoque in tumulos ponunt fornicarum, ut earum amasij crucientur [Rest fehlt].

38. Conceptum et partum impedire volentes plurimas faciunt fantasias. Cum sedent vel iacent, quandoque pomum (!) sub se alij (!) digitos ponunt credentes se tot annos liberas a conceptu, quot digitos sub se ponunt.

39. [Mit voller Sinnänderung:] Quandoque crinalia in arborem sambuci mittunt dicentes: Porta tu pro me, ego floream [Bl. 401] pro te. Nichilominus arbor floret et ipsa parit pueros cum dolore.

40. [Mit voller Sinnänderung:] De ipso aliquando florem accipiunt et in terram prociunt, ne concipiant.

41. Vel eciam dant cani vel porcello vel mittunt in aquam, ne concipiant.

42—52 [Fehlen].

22. [I. Q. 441: Beispiele für die sprachliche Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks.]

Am 9. Sonntage nach Trinitatis wird gepredigt über das Thema: Gib Rechenschaft; Bl. 236: Audi tu hovisator dyn geschree, deyn hūczhen, deyn vnczucht etc. . . Et est verbum: Eynis scharfin besims strich, der besem, alz daz hervor her sucht, quod minime tegitur, dum nix perit etc. Is wart ny alz cleyne gespunnen wort adder vnnucze tedinge, gelechter. Hic taceo de murmuracionibus . . . Tercium verbum amarus doloris, eyn wort eynis bitterlichen abeseczczins. Nam non poteris villicare. Ich seczcze dich hūte abe von alle deyn hiezern, dich reychen. Ich neme dir alle deyne gewalt, hōfe, wesin, hecker (Äcker), alle creatūr; ich secze dich hūte abe von alle deyne hus gerethe, bethe, keller, kammir, von deyne gevese, von wyp, von kynder, quos tam amasti; breviter: quidquid totus mundus exterius habet Seytenspiel, vogelgesang et omnia delectamenta odoris, saporis uno verbo auferam; iam non poteris villicare.

Predigt auf Mariä Himmelfahrt: Bl. 337 v Ergo bene in hodierno ewangelio per Martham signatur, de qua dicitur: Sathagebat circa frequens, prudelte, sodelte, cōchte vmb daz vewir hin vnd schurte, wassir trug, kessil obirhing. Alia sedebat circa pedes domini; dixit: Dic illi, ut me adiuvet. Respondit: Martha, Martha, sollicita es. O quam sollicita! ym wigelin, eynwindeln, hōpeln, suberlich handiln den schenyn, mit ym daz enelende bawin seben ior, mit der nawlden vnd mit racken ader spiln irneren; . . . impetu, mit snelle ader risch ruschende . . . Bl. 238 von den Nonnen, die nur dem Kleide nach geistlich sind und die sich von der Weltlust leiten lassen; Quia dictum: drey klepphel hengit den lewtin an vnd macht sy do mete bendig, alz man deme hunde tut, ut ducat eas ad libitum.

Bl. 145. Et sicut cattulus a catto discit cito capere muros, sic corvulus et corvus sunt duo fures.

Alze der heyd hat gelart:

Art copirt in art.

Alz vett keczel von katter nûcze,

Alz ber von ber begynnet czu brussen.

Rebel von rabe hat dybes weyse,

Phaelin von phawen trit gar leyze.

23. [I. Q. 443, Bl 90 v. J. 1441.]

Primo enim quasi in aure resideat columba super eam, et hoc in signum, quod de sancto spiritu concepit . . . Item secundo depingitur cum stella super capud et hoc in adoracione magorum, in signum, quod sicut stella radium suum sine corrupcione sui in terram transmittit, sic ipsa sine lesione filium dei peperit . . . Tercio depingitur cum filio in gremio, cui pomum vel lilium vel rosam vel campanam vel ollam ad manus dare consuevit vel aviculam. Ollam dat puero ad manus, ut considerent peccatores, quod, si effundant malum de cordis sui olla, quod puer Jesus cum matre voluit infundere gratiam. Ipsa enim est gracia plena, de plenitudine autem filij eius omnes recipimus gratiam. Penitentibus dat florem lilij, ut virescant et specialiter cum VI folijs. i. 6 operibus misericordie. Grana aurea intus designant fervidam caritatem. Perfectis pomum rotundum et recentem, ut semper maneant sine corrupcione. Angelis et sanctis aviculam dulciter canentem, quia sancti in celo et angeli sunt avicule ille non habentes requiem die ac nocte continue cantantes etc. . . Item quarto depingitur cum duabus columbis ad altare et sic depingitur in hodierna festivitate [Purificationis]. Columbe designant ipsius duplicem puritatem, mentis scilicet et corporis . . . [Bl. 90 v] Item quinto depingitur sub cruce stans manibus dimissis et compressis et inclinato capite, in signum, quod pre omnibus in morte Christi plus doluit, et hoc ostendit per gestus suos . . . Item sexto in ascensione, ubi flexis genibus et elevatis manibus et erectis oculis depingitur conspicientibus in celum, in signum, quod tota vita eius corporalis in labore et per animi desiderium semper in celis fuit, unde et semper in intimis versabatur . . . Item septimo in assumptione depingitur in feretro cum angelis habentibus thuribula et apostolis circumstantibus et feretrum portantibus, et assumpta in domini ulnis, et hoc in signum, quod nullius unquam anima post Christum assumpta est ita tenerrime et suscepta et ita delicate collocata et gloriosa assumpta sicut anima eius seu cum corpore et anima etc; in signum etiam, quod de hoc mundo transeuntes indigent adiutorio eius sicut et filij eius. Et ob hoc maxime est intendendum devocioni virginis etc. . . Item octavo depingitur beata Virgo cum mantello extenso et brachijs it sub utraque manu depingitur tam status spiritualium quam secularium, tam de superno statu, medio, quam infimo, ad designandum, quod ipsa omnes necessitates sublevat et in omnibus et pre omnibus consolationem obtinet spirituales et corporales et diversis succurrit tam viris quam feminis, senes consolatur cum minoribus.

24. [I. Q. 356, Vorsatzbl.]

Hinc est, quod ex legitimis documentis nobis innotuit, qualiter Barbara uxor legitima Mathei Rüdiger de Nuemborgh — reater dixit presencium exhibitrix — deo permittente tribus malignis spiritibus per multa iam tempora

obsessa et ab eisdem mirabiliter vexata extitit sic, quod propter insaniam, qua sepius alios fideles turbare et molestare solebat, carceribus inclusa fuit. In quibus cum esset pregnantis duos peperit pueros ipsosque mox ut nati fuissent instigantibus eam ad hoc dictis immundis spiritibus lamentabiliter occidit et eorum intestina comedit . . . Anno domini Millesimo XLIII.

25. [I. Q. 362, Bl. 345.]

Unde legitur exemplum de Arnesto episcopo Pragensi, quod post mortem ipsius cuidam revelatum est, quod ipsius anima deberet puniri in purgatorio usque ad diem iudicij. Qui cum requireret, ob quam culpam, responsum est ei, quod non ob aliam culpam, nisi ob hoc, quod Cesarem non correxit, quod bene facere potuisset.

26. [I. Q. 366, Bl. 334 v. 1455.]

Historie enim antike narrant, quod in confinibus Hispanie fuit unus magnus Baro, qui conflictum habuit cum Sarracenis et faciebat eis gwerram durissimam et numquam voluit cum eis habere pacem nec treugam. Tandem videntes Sarraceni, quod non poterant ab isto Barone se defendere nec ei resistere, quia erat vivus, potens et valens homo, cogitaverunt in abscondito tractare mortem suam, et hoc fecerunt cum moneta, quod fuit eis proditus ab uno suo noto et domestico et in manibus eorum positus. Illi autem eum crudeliter vulneraverunt et laceraverunt et tandem occiderunt crudelissime et sic vulneratus et occisus fuit portatus et positus in brachijs domine sue, scilicet uxoris. Que videns virum suum taliter vulneratum, laceratum, cruentatum et occisum et videns se solam remansisse cum multis filijs parvulis, habuit dolorem magnum et post multas lacrimas expoliavit eum et locavit vestes [335] in uno suo scrinio et posuit in angulo camere et sepelivit dominum suum honorifice. Transacto tempore, quod filij sui parvuli creverunt, ipsa cepit eos monere et rogare, quod numquam facerent cum Sarracenis pacem nec treugam nec cum eis amicitiam aliquam facerent, ymmo cogitarent facere vindictam de morte patris sui. Et ut corda eorum magis inflammarentur, ipsa ducebat eos in cameram et apperiebat scrinium et ostendebat eis camisiā et alias vestes laceratas et sanguinolentas, in quibus fuerat pater eorum interfectus, ut hoc videntes filij magis ad vindictam faciendam de morte patris provocarentur.

27. [I. Q. 440 Bd. I, Bl. 445 v. 1436—1441.]

Erat quidam miles, qui erat magnus oppressor pauperum, sed cum de hoc argueretur a sacerdotibus et religiosis, quare in tantum pauperes suos spoliaret, respondit: Oves mee sunt, ideo debemus eos tondere et eis uti, sicut nobis placet. Tandem deus volens eum de hoc errore removere misit ad eum angelum, qui rapto eo ostendit ei pulchrum pallacium, in quo erant homines aureis vestibus amicti et cantabant dulcissime et omnia organorum genera audiebantur in pallacio illo. Qui audiens tantum gaudium volebat intrare et repulsus est a custode porte dicente: Quomodo vultis vos intrare istud dulcissimum pallacium et mundissimum, cum habeatis vestem sanguinolentā? Qui cum respexisset se, vidit se respersum sanguine. Cui angelus: Iste sunt exactiones et gravamina pauperum et sangwineus sudor eorum, quem tu violenter et sine iure faciens

accepisti. Qui ad se rediens quantum potuit omnia pauperibus restituit et penitencia condigna se affligens bono fine vitam finivit.

28. [I. Q. 440 Bd. II, Bl. 230 v. 1436—1447.]

Legitur, quod quidam dives advocatus, qui de paupertate devenit ad magnas divicias, et tante superbie fuit, quod propter suam sublimitatem et superbiam loqui dedignabatur pauperibus. Qui divino iudicio ad tantam cecidit miseriam, quod infirmatus se visitantibus responsum dedit se esse cattum. Unde etiam seipsum sub lecto et sub scampno abscondebat sicut cattus. Et quando interrogatus fuit, cur hoc faceret, respondit: 'Ego sum cattus', et sic sine omni contricione et confessione obiit.

29. [I. Q. 440 Bd. II, Bl. 393 v. 1436—1447.]

Legimus etiam mortuum mortuum suscitasse, ut Helyzeus mortuus alium mortuum suscitavit, ut habetur 4 Reg. 13, 20—21, ubi dicitur, quod latrunculi venerunt in terram, et cum homines quendam mortuum commendarent sepulture, mortuum ad sibi deputatum sepulcrum non potuerunt deferre videntes latrunculos in vicino. Ergo proiecerunt in sepulcro Helizei, quod prope erat, ut sic quamtocius possent discederent. Et defunctus tangens ossa eius revixit currens post hos et clamavit: 'Ich ouch mete, lybe gesellin, ich ouch methel.' Viderunt illi retrorsus mortuum currentem post se magis timuerunt et velocius currerunt. Do hette eyner daz beste lawfin geseen. Sy flogin no den toten sirrer wenne dy rewber.

30. [I. Q. 440 Bd. IV, Bl. 356. 1437—1447.]

Sicut contigit cuidam philosopho, qui habuit pecuniam, quam in nocte in lecto suo solebat abscondere timens eam perdere. Hoc considerans fur quidam nitebatur eam auferre et furari. Et veniens una nocte per quamdam fenestram introiecit uncum et cepit pecuniam ad se trahere. Hoc senciens philosophus clamabat: 'Trahe fortiter, et ego habebo requiem et tu similiter. Quia quamdiu habeo hanc pecuniam, nec ego potero habere requiem nec tu'.

31. [I. Q. 441, Bl. 48 v. 1432.]

Piscatores quidam vendiderunt unam traham (Fischzug) in mari cuidam mercatori. Modo contigit, cum rethe expandissent, extraxerunt, sed non pisces sed mirabile quoddam et inopinatum, scilicet quamdam auream mensam. Quam mercator habere voluit. Sed piscatores dare noluerunt dicentes se non nisi traham piscium vendidisse. 'Unde tu vel aliquis vidisti aliquando prendere aurum, sed pisces? Unde certum est, si hos prendidissemus, quod tibi debuisset traha illa.' At ille mercator ait: 'Emi traham illam, sive piscium sive auri, et quia fortuna aurum dedit, pro piscibus volo habere aurum et gracias ago dijs'. Torquus (?) magnus factus est et altercacio magna parcium. Tandem templum Appolinis non longe erat, ad quod, ut ambabus partibus placuit, vadunt querere responsum. Respondit deus Apollo: 'Nec piscatoribus, nec mercatori debet'. Sed in civitate, videlicet Athenis, que regebat totam Greciam, ubi maximi erant philosophi, et qui sapientissimus esset, huic deberet mensa illa. Erant tamen septem sapientiores aliji, ad quorum nutum tota regio gubernabatur. Toletus autem

erat prudentissimus eorum, et huic ideo deferebatur mensa illa. Sed quia ob superbiam eliminandam nolens sibi arroganciam ascribere — vere hic non fieret! — misit alij et sic omnes septem nullus noluit se pre alio preferri. Tandem communi consilio deo Soli hanc obtulerunt, ut, quidquid offerretur, prius super hanc mensam poneretur. Ita modo spiritualiter . . .

32. [I. Q. 443, Bl. 43. 1442.]

Narrant hystorie, quod, cum quidam dux Normannie regnum Anglie acquisivisset, deliberavit, quomodo ligwam Saxoniam voluit destruere et Angliam et Normanniam in ydiomate concordare. Et ideo in curia regis ordinavit, ut nullus placitaret nisi in Gallico. Et iterum, quod puer ponendus ad litteras addisceret Gallicum et per Gallicum Latinum, que duo usque hodie servantur. Isto modo moraliter: Princeps huius mundi dyabolus est . . . Dieselbe Stelle I. Q. 446, Bl. 26.

33. [I. Q. 446, Bl. 121. 1449—1463.]

Legitur in libro, qui intytulatur Annulus, quod fuit quidam nobilis, qui extitit publicus raptor et predo, spolians omnes quoscumque poterat et tamen semper in egestate degebat nec prosperabatur in aliquo. Uxor igitur sua beate Marie valde devota de hoc multum dolens rogavit eum, ut saltem unum Ave Maria singulis diebus ob reverenciam diceret, quod et fecit. Unde accidit post breve tempus, quod in sompno sibi videbatur, quod armatus transiret per quandam ecclesiam, quam intrans beatam Mariam more solito salutaret. Et surgens ab oratione vidit filium eius plenum vulneribus, vnde et exclamans dixit: 'O beata virgo Maria, quis filium tuum sic sauciavit? Dic michi, ut ulciscar te in ipso.' At illa: 'Tu es ille et alij eciam peccatores. Vos estis rei omnium horum vulnerum.' Cui ille: 'Si ego hoc feci, despero consequi veniam.' Que eciam cum peccatore ad pedes filij procidit et sibi gratiam obtinuit. Quo facto ille gaudens et ut sibi videbatur recedere voluit. Cui illa: 'Noli abire, sed veni, sana osculo confessionis, quem vulnerasti multis temporibus peccatis tuis.' At ille osculans singula vulnera singulis oculis singula sanavit. Quo completo expergefactus hoc mente recolens vitam suam immutavit confitendo et penitendo peccata et meritis beate dei genitricis finem suum bono et felici fine terminavit.

34. [I. Q. 446, Bl. 126. 1449—1463.]

In Almania civitate Erphordie factum. Fuit quidam suspensus et per indultum de patibulo receptus et sepultus ante nonam. Circa horam vesperarum quidam peregrini sepulchrum pertransierunt. Quibus videbatur, quod in sepulchro aliquid audirent. Sepulchrum apperuerunt et eum per funem, quem in collo habuit, extraxerunt et potu eum refocillaverunt, ita quod statim vivus surrexit. Et illo die fuit vigilia beate virginis Marie assumptionis, ubi in clauastro, quod in honorem beate Virginis fuerat constructum, magna habebatur sollempnitas et magnus [126 v] fuerat concursus. Sed fur ille statim ad illud monasterium cucurrit et invenit ibi predicatorem actu in sede predicantem, et sedem cum fune ascendit, quem adhuc in collo habuit et populo ostendit et cunctis audientibus proclamavit, quod ipso illo die fuisset suspensus. Sed beata Virgo ob suam salutationem, quam sibi cottidie quinquaginta vicibus fecerat, in patibulo sustentavit,

et cum in sepulchro iaceret, ventum sibi afflavit et, ne suffocaretur, preservavit. Frater autem predicator ab eo quesivit, si dicere phas esset, quomodo hoc meruisset, sibi enarraret. Respondit, quod omni die sabbato in pane et aqua in honorem virginis Marie ieiunasset et nudis pedibus illis diebus illud claustrum in eius honorem consecratum cum quinquaginta salutacionibus, scilicet Ave Maria, visitasset. Omnes hoc audientes in amorem Virginis vehementer exarserunt, ipsam Virginem cum ieiunijs et salutacionibus honorantes. Ipse autem sic liberatus discessit et deo fideliter serviens in domino obdormivit.

35. [I. Q. 446, Bl. 128. 1449—1463.]

Legitur, quod tercius imperator Constantinopolitanus nomine Allexius habuit uxorem nomine Jordanam beate Marie virgini multum devotam, quam et sepcies in die ante ipsius ymaginem devote sua salutacione exorabat. Contigit, ut ipse imperator vir suus foveam intraret, de qua faciebat metalla extrahi. Subito fovea cadens super eos cecidit. Omnibus alijs oppressis imperator fugiens in unum angulum illius fovee, ubi obrutus permansit. Jordana autem uxor eius singulis diebus missam de beata virgine Maria pro eo celebrare faciebat cum sua oblacione, quam obtulit, et terram cottidie extrahi faciebat. Finito autem anno beata virgo cuidam episcopo illius regni sibi eciam devoto apparuit dicens, quod faceret effodi terram in illo loco et imperatorem incolumem inveniret, quem ipsa conservasset et pavisset per annum integrum merito uxoris sue et angelos sibi comites ibi habuisset, qui hora misse ex parte uxoris sue cibum ei ministrassent. Cum et hoc sic factum esset, imperator cum super terram reductus fuisset, hec vera fuisse et esse cunctis audientibus et stupentibus enarravit.

36. [I. Q. 466, Schaltzettel nach Bl. 249. 1449—1463.]

Exemplum de sancta Barbara. Audivi enim a personis fidei dignis, quod erat quedam mulier in civitate Forst, districtus Nusacie (!), habens filium scolarem, quem misit ad hauriendam aquam de Nisa circa molendinum. Puer autem incautus existens intra aquam cecidit et impetu aque ductus venit infra rotam molendine (!) et in membris confractus expiravit. Cumque vero iam per tres horas sic in molendinis iacuisset, mater super hoc anxia et trista (!) vovit vigiliam beate Barbare omni anno velle ieiunare et diem eius devote celebrare. Et tunc puer quasi de sompno sanus in omnibus membris surrexit. Et ab illo die omnis populus in maiori devocione et amore beatam Barbaram habere cepit.

37. [I. Q. 444, Bl. 78 v. 1441—1442.]

Sermo de chorea. Tradetur enim gentibus . . . Nota ergo diligenter, quod quinque fiunt in chorea, que requiruntur ad artem chorizandi. Primo: Si vultis bene chorizare et dyabolo in hoc multum placere et periculum anime merere, tunc debetis primo alte saltare . . . Et est magna stulticia sic saltare sicut hircus . . . Secundum, quod requiritur ad choream et quod eciam communiter fit in chorea, est, quod brachia late expandunt, ut choream magnam faciant . . . Tercium, quod requiritur ad choream et quod communiter fit in chorea, est caput erigere et alta voce cantare . . . [79 v] Et tali clamore Christi fit magna irreverencia per talem cantum et eciam per sonitum fistularum, qui fit in choreis . . .

Quantum, quod requiritur ad choream et communiter fit in chorea, est, quod manibus firmiter se tenent et cum manibus et brachijs se invicem complectunt, ne chorea de facili rumpatur. Et hoc significat, quod hoc ideo fieri debet, ut dyabolus eos firmiter teneat in manu et potestate sua. Nam omnes in corea existentes sunt in manu et potestate dyaboli, quia sunt in servicio eius. Et ille dyabolus vocatur vulgariter Schickentanz. Et ideo dyabolus ille, qui vocatur Schickentanz, te recepit in potestatem, cum accedis ad coream . . . Quintum, quod requiritur ad coream et quod communiter fit, est, quod pulcre se ornant capud cum coronis et cum capucijs et cum peplis et corpus cum indumentis varijs.

Wortgeschichtliche Studien IV ¹⁾.

Von Georg Schoppe.

Mittel. XXI, 125 war hingewiesen worden auf die Übersetzung des Georgius Franciscus Friebel von Jacob Bidermanns „Epistolae Heroum et Heroidum“, Schweidnitz 1704 in 8°. Die dort ausgesprochene Behauptung, in diesem Werke habe sich manches alte bewahrt im Gegensatz zu dem sonst herrschenden Lutherdeutsch soll hier genauer an Beispielen erörtert werden (aber was sonst sprachliches Interesse bietet, ist nicht ausgeschaltet). Zur Erläuterung ziehe ich vornehmlich Drechslers bekanntes Buch über Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier an.

Ableinen. Und sparten keine Müß, was ihn gedrohet abzuleinen 313. Vgl. Drechsler 169 u. DWB. I, 72. — **Achat.** Die Schiffe lauffen Jahr und Jahr, in Indien hinaus, / Und bringen Millionen Stück von Achten mit nach Haus. (Et reduces auri lecta metalla vehunt) 385. Vgl. Lexer I, 18 c. — **Adieu.** Vaterland adjeu! (In antiqua). 19. Vgl. Kluge, Et. WB. 6 u. Schulz, Fremdw. I, 5. — **Alkermes.** Wär' auch Alkermesz da, sie wolt er gern entbehren, / Wenn sie die Kinder nur mit solchem könt ernähren. 187. ambrosium, si qua posset babere daret. Vgl. Zedler I, 1231 fg: „Alkermes, Kermes, Chuermes, Chermes, Coccum oder Coccus infectorium . . . Teutsch: Chermes-Beer Kermes-Körner, Scharlach-Beer, Karmosin-Beer“. Man bereitete aus diesen Körnern eine Tinktur, welche stärkend und kräftigend wirkte. Vgl. DWB. V, 592 unter Kermes; G. Niemann u. H. L. Honigmann, 1919, Zoologisches Wörterbuch 104 a. — **Altertum.** Erstaunen, ob des Wassers Flucht, die nie zu keiner Frist / Vor unser, keinem Alterthum für Augen kommen ist. 351. Das Wort bedeutet hier frühere Zeit, Vorzeit, Vergangenheit. — **Ahmer.** Den Teig als ungefähr ertappt der Kleinre, wie er war / Voll Asch und Omern. 139. Vgl. DWB. I, 192 und I, 279; Schmeller I, 75; Weinhold 67 a, Drechsler 190. Vechner (1608), Ergießung der Katzbach: ein glühendes amerlein. — **Anbeginnen.** Das zu verlassen, was schon anbegunnen war, Fiel Belo allzuschwer. 337. Vgl. DWB. I, 292. — **Angehör.** Mit seinem Angehör war jedes

¹⁾ Vgl. Mitt. XX, 121 ff. (1918).

Element / Erfüllt. 269. DWB. I, 343 ohne Belegstelle. — **Anlaufen**. Wer sich nun in dergleichen Unflätereſey einläſſet, kan selber leicht erachten, wie stark er anlauffe. Vorrede. DWB. I, 393 f. — **Ansprachen**. Ja wird vom Richter angesprochen mit ſondrem Ehrbezeigen. 27. Fehlt im DWB. — **Armuth**. dasz doch mein Armuth. Von wenig ſchwartzen Brodts darreichung, Troſt empfinde. 157. Schmeller I, 144; DWB. I, 562, Fiſcher I, 324 u. a. — **Artlich**. Wegen artlicher Einfälle und galanter Ausführung (Vorrede). Drechsler 75; DWB. I, 573; Schmeller I, 149. — **Aufbergen**. Kehrt er (Moses) ſein Angesicht mit Ernst zum aufgebergten Meer. 353. DWB. I, 620. — **Aufhalt**. Sieh an! ein andres Unthier kommt, vom Rhodun weggebannt / Das flüchtig, bey dem Genffer See, bald ſeinen Aufhalt fand. 469. DWB. I, 660 aus Luster u. Opitz. — **Aufkrausen**. Verflucht ſei jedes Haar des Haupt, und jede Locken / Die ich oft aufgekraust, wie weiche Weiber Tocken. Drechsler 158; DWB. I, 679; über die Endung -en in Locken, Drechsler 58. Vgl. auch 252: Stosz ihr, den Brand behertzt ins Haar und Angesicht. Das Weib ſich höchſt erzürnt, ob ſolchem aufbutzkrausen. — **Bach**. f. den müden Wolcken wil / Ein jede Bach verhiflich ſein, zu ſeines Schöpfers Ziel. 315. DWB. I, 1058 ſehr häufig als f. aus ſchleſiſchen Schriftſtellern belegt; Weinhold, Mitt. (1900) 25. — **Band**. Die Arme zierten vor aus Gold geprägte Bände. 37. Bände als pl. aus dem md. belegt bei Lexer I, 123 u. DWB. I, 1098. — **Bar**. jetzt gib es baar an Tag / Was deine Macht vermag. 1 Vgl. DWB. I, 1056, 5; aber 167: 'paares Lösegels'. — **Beckelhaube**. Da dann die Beckelhauben ... / Nicht werden deiner Sieges Ehr gedeyen mehr zu Nutz'. DWB. II, 1215; Kluge, Et.WB. 345 b. — **Beerden**. Ihr hättet mich beerden / Eh ſollen, als, ich euch. 189. Das DWB. bucht nur beerdigen; doch vgl. Sanders I, 373 a, der aus der Überſetzung des Raſenden Roland von Streckfuſz das Wort belegt. — **Behaften**. ... dasz deſſen Nam am Firmament behafft. (Widmung.) DWB. I, 1317. — **Behöckern**. Die von Natur behöckerten Kamele da erſcheinen. 311. Fehlt im DWB. und auch ſonſt. — **Bemeltigen**. Nun hat, was Gott gewiedmet war, als jener Höllen Hund. / Bemäuligeth, entheiliget, getreten bis in Grund. DWB. II, 1459; Schmeller I, 1585, Lexer I, 177; Fiſcher I, 843 u. a. — **Bereichen**. Wer Armuth liebt, wird dort bereicht 27. Von dero Früchten ſich die Wohnende bereichen. 203. DWB. I, 1496. — **Beranden**. ... iſt zu ſehn ein weit- und breiter Kreisz. Dicht um und um berannt von zahmen Baum Geſträusz. Lexer I, 189. — **Berufen**. Wohin ſie wird berufft. 27. Über den Wechſel von st u. ſchw. DWB. I, 1, 1335; VIII, 1397 f., auch Lexer I, 199 u. Drechsler 51. — **Bevor**. Bevor kam denen grausam vor, des Meergeräuſches Wutt, / Die ſolch Gewäſſer nie geſehn, als nur des Nili Flut. 349. Das Zügelſreye Roſz bevor ſich munter ſtellt. 267. DWB. II, 1757. **Bezeichnen**. Und Selbes Pfand des Heils, die Stirn der Könige bezeichet. 463. DWB. II, 1796, wo auch Belege aus Luther; Sanders III, 1714 b. — **Bleiche**. einmal geſehne Leiche / Hält mich des Zitterns voll in ſteter Schreckens Bleiche. 13 Lexer I, 302; DWB. II, 97. — **Blüh**. O! nimm dein Glück in acht, das itzt iſt in der erſten Blüh. 83. cf. Lexer, nachtrag 94; Schmeller I, 321; DWB. II, 154; Fiſcher I, 1218: „ein oſt-ſüddeutſches Wort“. — **Jugend Blüh**.

369. -- **Bossieren.** Und unser bestes Theil (die Seel) wurd auch formiret / Aus Nichts, darzu der Leib aus weichem Laim pusieret. 403. DWB. II, 266; Fischer I, 1316. — **Braun.** Und weicht die braune Nacht. 351. 347. DWB. II, 325; Karl Borinski 1918 Braun als Trauerfarbe 6. Drechsler 183. — **Braut.** Meine Braut, mit der ich Ehlich lebe / Gieng unlängst, dasz sie Gott ihr Leffen-Opfer gebe. 67. Kluge, Et. WB. 676 b; DWB. II, 332, 2: Braut, junge Frau, die noch keine Kinder hat. — **Brecke.** hilf Himmell von der brecke. 249. (ein Frauenzimmer wird so genannt.) die Breckin aus der Hölle / Erhitzt, schnaubt und tobt. 251. Schmeller I, 346; DWB. II, 289, 90. — **Bursch f.** Und musz dein Fürwitz, wie bisher zu rauher Purs gesellt / Begaffen alls, was üppigs wird auf Bühnen fürgestellt? 19. Drechsler 89; DWB. II, 546 ff. als m. in der Vorrede, in der heutigen Bedeutung; 'in dem sich manche rohe Pursch dort ungestüm hinein gedrungen'. — **Busch:** in Forst- und Püschchen 331; Weinhold 13 b. — **Pusch-Eule.** 285. — **Blüffvieh.** . . . und wird mit Piffelvieh gestritten. Fehlt im DWB.; über den Anlaut p vgl. v. Unwerth, Germ. Abh. 46, 217. — **Dauer.** Wo er (der Grund) in etwas schwach, zur Tauer, wird vermerckt. 331. Steinbach I, 257; DWB. II, 839; Drechsler 31. — **Dreiländig.** Neapol samt dreyländigem Sicilien. 161. (Siculique Triquetra profundi.) Fehlt im DWB. — **Duft.** Bringt Hälff im Traum, die auch im Traum verschwindet, wie ein Tufft. 175; aber 179 Dufft. — **Dutzend.** ein einziges Dutzet Miszbratüche. (Vorrede). DWB. II, 1773. — **Ecke.** Damit die Gold Begierd erlangt, ihrn abgefassten Zweck / Warf sie eins hin, das ander her; und kehrt bund über Eck. 307. Drechsler 101; DWB. II, 529, wo auch Belege aus Opitz und Gryphius; vgl. Provinzialblätter 1786, 2, 137: „es geht bunt über Ecke“ heisst: es geht wild und ohne alle Ordnung und Anstand her. Es geht drunter und drüber, man weiss nicht, wer Koch oder Keller ist. — **Eidam.** Zum Eyden wünschten ihn die ädelsten Matronen. 11. Diese Form bei Erasmus Alberus, Kluge, Et. WB. 106 b. — **Eimer.** Im Tropfen dünckt mich, werd ich einen Emper haben. 45. Emper bei Ulrich von Lichtenstein u. a. Lexer I, 522. Schmeller I, 75, 261; Weigand I, 414; Fischer II, 578. — **Einschnurfen.** Mein eingeschnurffter Körper wird vom Hunger fast entseelet. 133. Schmeller II, 583; DWB. IX, 1408; ein obd. Wort. — **Einverwickeln.** Man bringt ihm keine Frag, so einverwickelt bey, / Die er nicht ausgerüst, bald aufzulösen sey. 399. DWB. II, 337 aus Butschky belegt! — **Entbilden.** Doch wann sich das Gemüt des Gartens wird entsinnen, / Und zu entbilden ihm, sein Ursprungs Heyl beginnen, / Wird mir verdrüsslich sein all Erden Freud und Lust. 303. (Primaevaeque memor conditionis erit). DWB. III, 495, wo ein Beleg aus Czepko. — **Ersticken:** vor Hunger fast ersteckt. 43. DWB. III, 1005. — **Fahn, m.** Ein' jede Rott erschien, auf ihrem Muster Plan, / Nach Wunk der Officier, beym ausgesteckten Fahn. 487. Drechsler 60; vgl. 423: „Ergreifen bald des Hasen Fahn“. — **Feldgewende.** Darneben gnug Papier, als breite Feld Gewende. 183. DWB. III, 1483 aus Gryphius. — **Fensterlid.** Als ich voll Trauer gestern schaut durch offne Fensterlieder. 137. DWB. III, 1524 ein Beleg aus Opitz. — **Flagge.** . . . die Winde gern beystehen, / Die hurtig in der Flacken Schos, mit vollen Backen wehen. 473.

Kluge, Et.WB. 136; Weigand I, 543; DWB. III, 1709. — **Flähen**. Dasz wir uns vor dem Nacht Gebeth, in kühlem Wasser flähen. 415. DWB III, 1710, Schmeller I, 783. — **Form**. Das Dach samt allen Wänden ist mit lauter Gold bedeckt: / Vor seiner Forme schier der Zeug erblassend sich versteckt. 57. Forme auch bei Luther wie mhd. — **Fratt**. Mit solcher frätten Lust wurd ich vom Traum geaffet. 299. Drechler 111; Mitteil. XX, 1 8. — **Frost**. f. Und drang mir eine Frost in all' erkälte Glieder. 367. Drechsler 60; als f. auch einmal bei Luther, Jer. 30, 60. — **Fruchten**. Wem, wird itzt, fraget man, mit allem dem gefrucht? 5. DWB. IV, 1, 1. 470 f. **Gaden**. Nimm mich von diesem Elend auf „in längst gewünschte Gaden“. 65. Drechsler 115, Steinbach I, 536; Pol. Jahrb. IV, 54, 109. Zs. d. v. f. Gesch. Schles. XV, 454. Ob- und Unter-Gaden 223; der obern Gaden Rand. 109. — **Gänge**. Daher des Wassers Abflusz nicht, wie anderwärts, so gänge. 343. Drechsler 116. — **Garde**. Dann kommt das hungrige Gewürm, als auf der Post / Und nimmt in dieser Gard' und Kuchel ihre Kost. 17. (Dat quibus appositas illa popina dapes.) DWB. IV, 1, I, 1382. — **Gesang**. n. Beliebte mir ein süesz- und liebliches Gesang? 277. Drechsler 60; DWB. IV, 1, II, 3796: „früher herrschte n. vor“. Kluge, Von Luther bis Lessing 100. — **Gesund** subst. Darbey Geld und Gesund, und Unschuld ist versehrt. 201. Schmeller II, 307; DWB. IV, 1, II, 4313. — **Gedicht**. ... wann Arions Singe-Kunst schon wäre kein Gedicht. 63. Gedicht-Erzählung, Märchen, Geschichte über eine Person, Lexer I, 444; Provinzialbl. 1873, 75; DWB. IV, 1, I, 2015, 5 b. — **Gierde**. In der Natur fast selbst war eine Gierd' zu spüren, / Es möchte sie ein Haupt, das sichtbar wär, regieren. 269. Lexer I, 1019; Sanders I, 582 b. — **Ginster**. Und Ginst wird weggeführt nach allem beug- und bücken. 227. Weigand I, 729; Diefenbach 255 c vom Jahre 1485; Sanders I, 586 c. — **Gleis**. Sie (die Sonne) fürchte sich, und könne nicht in ihrer Gleisse gehn. 25. Weigand I, 737, wo Belege für f., Lexer I, 809. — **Glitzen**. Wir sahen Ihn im Thron, gantz Majestätisch sitzen, / Und seiner Hofstadt Pracht, als grosser Fürsten glitzen. 395. Lexer I, 1035; Schmeller I, 978; Fischer III, 698. — **Grauserlich**. Musz er dich grauserlich mit eigner Faust entleiben. 373. Sanders I, 622 b aus Goethe. — **Greifen**. Ich meyn, er würde ihm weidlich auf den Kamm greiffen. (Vorrede.) cf. DWB. V, 104 c. — **Hafner**. den (Klumpen) des Hafners Faust, auf seiner scheid' umkehrt. 269. DWB. IV, II, 127, süd-deutsches Wort; Kluge, von Luther bis Lessing 103. Schmeller I, 1055; Drechsler 125. — **Haft**. Von trefflich hohem werth ein Stein war Haftt und Schlinge. 71. DWB. IV, II, 130, 3; Drechsler 125. — **Hecken**. Die Reichskron nemlich hecket aus, nach der ein' andre Tücke. 261. Drechsler 132. — **Herr**. des unvergänglichen Herrns von Hoffmannswaldau. (Vorrede) Diese Form belegt DWB IV, II, 1125 aus Schuppius und Hoffmannswaldau. — **Herrthel**. Herrtheyen, mit viel tausent Unterthanen, / Das grosse Herren macht. 193. Fehlt im DWB. und auch in andren WB. — **Hift**. Dann rührt man mit der Hifft, der ganze Wald erschallt. 91. DWB. IV, II, 1309 u. 1321; Kluge 204. — **Huf** f. Der (Gaul) einen Wunder Brunn mit seiner Huff gegraben. 93. Bei Steinbach I, 790 die Hufe. — **Hundmager**. Scheint häszlich

bleich am Angesicht, Hundmager an der Haut. 469. Im DWB. aus Stieler belegt; weitere Belege sind Gomolcke, Heller und Robinson, Sprichwörter 4; Sanders aus Frommann III, 360. — **Inner** Bey neben strotzten noch, zehn Hörner, auf dem Haupt, / Des Ungeheuers, die, stark inner sich verschraubt. 451. Drechsler 142. — **Irrlicht**. gleich einem Irrlicht achten. 65. Weigand I, 973 zuerst bei Opitz 1629 als „Irrlicht“. — **Jochbar**. ... als der ganz Africam ihm Jochbar hat gemacht. 141. Fehlt im DWB. — **Kauderwerk**. mit Hartz und Kauderwerk verpicht. 455 Fehlt im DWB., ein oberdeutsches Wort. — **Keuche**. Trost sucht ihr blödes Volck, in eurer Elends Keuche? 303. cf. DWB. V, 434. Schmeller I, 1219; Fischer IV, 307. adj.: Und sendet zu entlassen uns aus dieser Keuchen Enge. 167. — **Kirren**. Weint heisse Zäher, kürrt, und macht ein jämmerlichs Gethöne. 23. DWB. V. 613; Schmeller I, 1283 usw. — **Kisten**. Sag eine Reisz auch an; bevor ein Schiff zu rüsten, / Um, was in Indien von werth, darein zu kisten. 179. Fehlt im DWB. — **Krähe**. Von den Krohen zwo, 311. Drechsler 159, S. 201: Kräue. **Kräutelwerk**. Welch heilsams Kräutelwerk, in Thalgebürgen wächst. 401. Fischer IV, 710; Schmeller I, 1386; DWB. V, 2118 unter Kräuterwerk ausdrücklich als bairisch bezeichnet. — **Krönen**. Da ich, wiewohl schon, satt, gekrönte Gläser Wein / Bis mich der Schlaf begrub, eins gosz ums ander' ein. DWB. V, 2384 c, β : den wein krönen — voll einschenken. — **Lefze**. ... dasz sie Gott ihr Leffzen-Opffer gebe. 67. Ein oberdeutsches Wort. DWB. VI, 515 fg.; Schmeller I, 1452; Fischer IV, 1695; Kluge, Von Luther bis Lessing 101, 115. — **Lust**. Spartaner Töchter giengen nie mit mehrern Lust zum Tantz. 79. DWB. VI, 1314; Schmeller I, 1525; Fischer IV, 1349, Kluge, a. a. O. 101 als m. namentlich obd. — **Mährle**. Der Geyer Tityi, Ixions Rad und Pein / Vor Zeiten musten mir nur lauter Mährle sein. 39. DWB. VI, 1658; bereits mhd. maerelîn. — **Mecken**. ... wird in Ewigkeit im Höllen Feuer meeken. 25. DWB. VI, 1857. Schwz. Id. 4, 120; bei Schottel „mecken“. — **Morgenleuchte**. Weit strahlte tunkler auch die schöne Morgenleuchte. 71. Fehlt im DWB. — **Mundsch**. Die geiffert ein unflätiges Giff, aus ihrer Mundschen Schlund. 467. (Evo muitque nocens impuro e gutture virus). Mundsch ist wohl Druckfehler für munksch? Schmeller I, 1627 f; Schlund als f. cf. DWB. IX, 831 f. — **Nächst**. Die Zunge selbst, so itzt erstummt, nechst sunge noch. 9. DWB. VII, 1333 ganz vor kurzem. — **Obsicht**. Dem Edlen Haus geh ab forthin ein Obsicht Haupt. 3. DWB. VII, 1118, wo Belege aus Schlesiern. — **Pechgeleucht**. Vom Pechgeleuchte kam mit Rauch vermischtes Licht. Fehlt im DWB. — **Pfeilen**. Der Vögel Baum Gezelten itzt, die Fische sich bedienen, / Und pfeilen wo vorhin das Wild, in Wäldern die Delfinen. 321. Schmach-Reden, gleich als pfeilten sie, auf ihn mit ihren Zungen, / Wirft jeder die zu speien ihm, der Satan eingedrungen. 219. DWB. VII, 1659. — **Platschen**. Auch waren viele Hände schon zum platschen aufgericht. 109. Weinhold 71 a; DWB. VII, 1901. — **Quackern**. Wo man jetzt quackert, hörte man noch heute lieblich singen. 471. DWB. VII, 2292. — **Rand**. Kein Eiland sahe man, kein Ufer oder Rände. 323. DWB. VIII, 85, 23. — **Rang**. Weg, mit dem Blumenwerk, das entsprosst auf dieser Erden-Rangen.

85. Es drückte mich, ich ging in bund-verblühten Rangen. 299. Dort sind die Rangen weisz, da blont, dort roth gemahlet. 273. DWB. VIII, 95 (abhäng, halde, reich); Schmeller II, 119. — **Raten**. Gehn trutzig in der Flut herum, und trauen ihn mit waten / Wo weder Port noch Ufer ist, doch irgendwo zu rathen. 319. Weinhold 76 a; Drechsler 205; DWB VIII, 173. ihn ist dat. plur. Schönborn, das Pronomen in der Schles. Mundart 135. — **Rauzen**. mit denen rautzenden Hochzeit Gedichten. (Vorrede.) Weinhold 77 a; Drechsler 207; DWB. VIII, 318; Mitteil. XVII, 107; Zs. d. D. f. Gesch. Schles. XV, 145. — **Reute**. Welch Unheil mich gezwungen, in diese wilden Reuten. 133. In dem ich rede, schau, springt auf der andern Seite / Ein Löw herfür, unt sieht das Kind dort auf der Rãute. 103. Schmeller II, 180; DWB. VIII, 848. — **Ring**. Das Haar, so gleich dem Gold, von beyden Schultern hieng / War aufgekraust, und hieng ein ring am andern ringe. 73. DWB. VIII, 990 c (Locke). — **Röhren**. Die thönende Posaunen noch erbärmlich etwas röhret. 23. Schmeller II, 133; DWB. VIII, 1129. — **Satt**. Da ich, wiewohl schon satt, gekrönte Gläser Wein / Bis mich der Schlaf begrub, eins gosz ums ander' ein. 41. DWB. VIII, 1813 c. (betrunken). — **Schamerieren**. Der Über Rock aus Purpur Tuch, (ist) mit Borten schameriret. 387. DWB. VIII, 2114, bei Butschky, Euthymia 193. — **Scheinbar**; speist mit scheinbarem Gepränge. 15. Drechsler 222; DWB. VIII, 1415; Der sonst auch scheinbarlich, fast täglich Taffel hielt. 145. — **Schellig**. Und allzeit minder, als die Schuld, ist schelligs Himmels Rächen. 85. Weinhold 81 b; DWB. VIII, 2501; Weigand II, 694; Lexer II, 692; Fischer IV, 764 u. a. — **Schirmgenosse**. Von Schirmgenossen stets umringt. 11. (Multus anhelabat cliens.) DWB. IX, 219 aus Campe ohne Beleg. — **Schlipfern**. Dort schlipffert im Morast, die Heidex ein und aus. 269. DWB. IX, 747; Weinhold 84 b. — **Schloszweisz**. Trug am Schlos-weissen Hals vom besten Gold ein Band. 45. Vgl. bes. Zacher, Zs. f. d. Ph. XXIII, 399; schlärliche weisz bei Robinson, spr. 2. — **Schutz**. Damit er diesem unfähigsten Authori Schutz halte. (Vorrede.) DWB. IX, 2121, wo auch ein Beleg aus Butschky. — **Schweif**. Zieh einen langen Schweiff am Rock, nach mir, mit sondrem Prangen. 411. Lexer II, 1351; DWB. IX, 2413, 2. — **Schwibben**. Die Zimmerdecken vest geschwiebet Bogenweisz. 331. DWB. IX, 2609, ein Beleg aus Jordans Nibelungen. — **Seichte**. Da ware keine Brücken nicht, noch Seichte, durchzuwaten. 349. DWB. X, 1, 173, dort eine Stelle aus A. Gryphius. — **Selbe**. An Fingern funckelten vor Stein aus Orient, / Jetzt selbe jämmerlich das Feuer sengt und brennt. 37. selbte (Vorrede) ebenso selbige. Drechsler 67. — **Spdr.** So oft zu athmen sich mein sperer Mund aufthut. 41. Lexer II, 1106; Schmeller II, 683; DWB. X, 1, 2676; Kluge Et. WB. 429 a unter Spor (trocken, ausgedörrt, rauh). — **Stallen**. Also wann . . . das Lamm neben dem Wollffe, in einer Höle stallen (Vorrede.) DWB. X, 2, 6012. — **Strut**. Da unterdessen unser Schiff im wenigsten verletzt, / Durch Strut- und Fluten seinen Weg, samt was es führt, fortsetzet. Weinhold 95 b; Schmeller II, 890; Lexer II, 1254. — **Stumpf**. Er wird die stumpfen Glieder bald, hingehen ohne beschwert. 441. Drechsler 257. — **Tal**. Ersehen durch das gantze Meer, wol einen breiten

Thal. 351. DWB. XI, 296, bei md. und schlesischen Schriftstellern m; J. Grimm, kl. Schriften II, 193; in der Mehrzahl „die Thäl“ S. 317; im DWB. aus Gryphius nachgewiesen; vgl. Drechsler 59. — **Tändelwerk**. Er habe ihm das Tandel Werk der Welt, wem es gelüst' 245. DWB. XI, 106. — **Träne**. Statt solcher (Tinte) ist wol dicht gesetzt ein Thrân an andern Thrân. 53. Drechsler 60; DWB. XI, 407 mit Beispielen als m. — **Trune**. Wie dann die Thrunen schon bereit, für unser Leibes Leich. 169. Weinhold 100 b; in Katscher bedeutet das Wort noch heut Sarg. (Weinhold, hss. Nachlass.) — **Tschenschlerlein**. Da wir, bald mit dem Tschenschlerle, vorhatten unser Spiel. 241. (Mitto pilam, aut celerem turbine verso trochum.) DWB. VIII, 2166 (schanzeln.) — **Turm**. auf Thûrn und Schlösser klimmen“. 317; aber sonst Thurm S. 329; Thurm Gebäu 329 u. a. Vgl. Kluge, Et. WB. 463 a. — **Türmisch**. Er sahe türmisch aus. 413. DWB. II, 1734 (obliquis trusibusque sentis spectare). — **tuschen**. Als er zu tuschen seine Schand Uriam liesse tödten. 121. Schmeller I, 629. — **Überbläueln**. Die Wunden hat man überbläult. 441. Fehlt im DWB. (Vulnera vulneribus irevere.) — **Überfuhr**. Zur Überfuhr war da kein Nachen nicht zu finden. 59. DWB. XI, II, 234. — **Umzeilen**. Des Felds Unendlichkeit, die Mauern weit umzeilen / Die nicht zu messen seynt, durch vieler tausent Meilen. 479. — **Unerbittig**. Zu dem er völlig itzt bereit, ist itzt gantz unerbittig. 119. Fehlt im DWB. — **Ungemut**. Wie wann im Schattenwald / Der ungemuthe West in des Gehölzte fällt! DWB. XI, III, 776. — **Unverstorben**. Von dessen Trefflichkeit, noch bleiben unverstorben, So viel gefährte Werck. (Rückseite des Titelblattes.) Lex. II, 1967. — **Ûrte**. Doch war die Irten noch, hiermit nicht abgeführt. 201. (Debita poena fuit, sed non fuit ultima.) Drechsler 267. — **Verbalsamieren**. Von Hyssop, Veigelein und Saffrans holdem Dufft / Wird, wo man hier nur geht verbalsamiert die Luft. 273. Fehlt im DWB. belegt von Gombert, Programm des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums Breslau 1897 S. 15 aus Wedel. — **Verfitzen**. Und trachtet' etlich Klüglinge, mit Schalckheit zu verfitzen. 465. Mitteil. 17, 114; 20, 169. — **Vergrözen**. Wo von dem Anien der Tiber Flusz vergröst / Dem edlen Rom zu Dienst, all sein Gewässer flöszt. 221. DWB. XII, 492, wo nur Belege aus schlesischen Schriftstellern angegeben sind. — **Verhüfflich**. Die Nach wird euch verhüfflich sein. 163. DWB. XI, 586. — **Verkleiben**. Vom selben Tag an ist mein Wolstand gantz verkleiben. 155. DWB. V, 1050 u. 1066. — **Verleiden**. itzt nicht, wie jängst verlitten, / Zu geben mächtig mehr, als dörrftig was zu bitten. 45. DWB. XII, 768 (dahin gehen, vergehen); heut ausgestorben, dagegen im ndl. ganz gebräuchlich. In einer Grosz Peterwitzer Urkunde vom 11. Juni 1757: den 4. Oktobris verlittenen 1756. Jahres. — **Verrecken**. Viel müssen ihre Drohungen in Eitelkeit verrecken! 421. DWB. XI, 998, wo Belege aus Opitz u. Tscherning, Drechsler 210. — **Verstechen**. ... dasz man der Poesie die Hertz-Wurtzel versteche. (Vorrede.) Hier spielt Chrysolith, auf Smaragd, auf Demant, taspis licht / Und dort der Amethysten Gunst, den Hyacinth versticht. 385. DWB. XII, I, 1635 c. — **Verwächst**. Kein singen lässt nun mehr verwächstes Ohr eindringen. 75. Nicht belegt. — **Verwesenheit**. Dann die Verwesenheit nichts bey den Engeln

schaft. 73. Fehlt auch bei Sanders. — **Vor.** Vor unser haben wir das Meer, von hinten her den Feind. 349. Erstaunen, ob des Wassers Flucht, die nie zu keiner Frist / Vor unser, keinem Alterthum für Augen kommen ist. 351. über vor c. gen. vgl. Fischer II, 1639; Schmeller I, 846. — **Vorschopf.** Der Vorschopff aussenwärts stieg schneckenkrump empor. 331. Kluge, Von Luther bis Lessing 100. Lexer vürschopf III, 607. Fischer II, 1671. ein obd. Wort. schneckenkrumm. DWB. IX, 1219 gewunden wie ein Schneckenhaus aus Nylus. 1754. — **Warne.** Du leschetest den Brand, vermittels treuer Warne. 223. Lexer III, 693; DWB. XIII, 2086. — **Wasser.** Die eben doch vergebens sich entziehn der Wässer Grimmen. 317. Über den Umlaut im pl. vgl. DWB. XII, 2295, 3. — **Wink.** Nach ihrer Eltern Wunck 375; vgl. oben bei Fahne. — **Zeisel.** Darinn (in der Arche Noah) das Zeisel minder nicht, sein Fach hatt, als der Strausz. Schmeller II, 1156; Lexer III, 1155; Drechsler 277. — **Zottel-Bär.** 311. DWB. XVI, 132; Weigand II, 1338 aus Steinbach. — **Zwiespalt.** Man weisz von Ordnung nichts in höllischer Zwiespalt. 39. Weigand II, 1355 belegt das Wort als f. bereits aus Maler, bei Sanders III, 1123 a auch bei Tieck so nachgewiesen, vgl. auch Er. änzungsarb. 448 b.

Aus dieser Zusammenstellung wird klar, wie sehr der Übersetzer oberdeutsche Wörter bevorzugt. Auch seine Schreibung ai in Laim 269, faige 225 u. ö. wird auf oberdeutsche Eingüsse zurückgehen; dagegen kann die Weglassung des sogenannten protestantischen e auf Reimnot oder Versart beruhen, z. B. Straff 297; die Schneck 325; keine Hülf 405; das Ingewald 471; die Weisz und Art zu leben 390.

Bei dieser Gelegenheit sei ein wertvolles Zeugnis angeschlossen, wie noch zu Ende des 18. Jahrhunderts in der Sprache sich der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten äusserte. Wir lesen nämlich bei Johann Gottfried Bergemann 1824 Historisch-topographische Beschreibung der Kreisstadt Löwenberg I, 380: „Auch in der Sprache unterscheiden sich die Römisch-Katholischen von den Evangelischen, wenn sie auch in dem nehmlichen Dorfe, oder derselben Stadt wohnen. Jene sagen z. B. Goot, Täge Aebre, Jehsus, Franziskus, wo die Evangelischen Gott, Ehre, Jesus, Franziskus sprechen. Hier folgen jene den Geistlichen, die in Predigten und im gesellschaftlichen Umgange die süddeutsche Mundart und den österreichischen Accent mit Vorliebe beibehalten!“

Spuk- und Gespensterglaube bei schlesischen Mystikern. *)

Von Will Erich Peuckert.

Die Schriften Jakob Böhmes sind weder in volkskundlicher noch in rein germanistischer Hinsicht jemals gebührend beachtet worden. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet unter den Quellen im ersten Band: morgenröte im aufgang (abgefasst 1612) Amsterd. 1682; mysterium magnum, Amsterd. und Frankf. 1678; vierzig fragen von der seelen verstand, Amsterd. 1682; von der menschwerdung Jesu Christi, das. 1682; von sechs punkten (Es gibt zwei Schriften dieses Namens: Von sechs theosophischen Punkten; von sechs mystischen Punkten!) das. 1682; von der gnadenwahl, das.; von Christi testamenten, das. — Band 5 nennt: beschreibung der drey principien göttliches wesens, Amsterd. 1682; hohe und tiefe gründe von dem dreyfachen leben des menschen, ebenso; aurora, oder morgenröte im aufgang, ebenso, auch nach der ausg. Stuttg. 1835. Es fehlen, wie jeder Katalog von Böhmes Schriften ausweist, noch eine ganze Reihe; zudem sind die genannten, wie ich an anderem Ort aufzeigen will, durchaus nicht ausgeschöpft, obwohl besonders für die „Wortgeschichte“ hier manches zu holen ist.

Aber ganz unbeachtet blieb das volkskundliche Gut, das Böhme in reichem Masse bietet. Ich möchte nicht wiederholen, was ich in meinem „Leben Jakob Böhmes“ 1924 S. 156 ff. davon mitteilte. Ich möchte auch nicht mehr wiederholen, was ich hier 1920 (Mitteilungen Bd. 22, 45 ff.) an naturdeutenden Sagen und Volksmeinungen aushob. (Verbessern will ich dagegen den letzten Versuch, indem ich darauf aufmerksam mache, dass das, was dort St. 45 letzter Absatz und St. 46 oben von der Vermischung Evas mit der Schlange gesagt ward, nicht richtig ist; Böhme sprach nicht von sexuellen Dingen, wenn er schrieb, dass Eva nach der tierischen Vermischung lüsterte, sondern meinte, dass in den Menschen, die himmlisch formiert gewesen, der Drang zum Körperlich-Sein erwachte.) Von

*) Obschon man Schwenckfeld kaum zu den schlesischen Mystikern zählen darf, sei dieser in weiteren Kreisen gebräuchliche Ausdruck hier angewendet.

dieser Arbeit abgesehen, ist m. W. der volkscundliche Gehalt der Böhme-Schriften ganz unbeachtet geblieben.

Es würde zu weit führen, den ganzen Aberglauben Böhmcs hier auszuheben. Einige besonders deutliche Stellen habe ich in der Biographie genannt. Ich will hier nur ein kurzes Bild seines Spuk- und Gespensterglaubens geben, wobei ich ihn reden lassen werde. Die Stellen sind freilich nicht voll und ganz verständlich, wie gleich die erste zeigen wird, aber ich müsste das umfangreiche System der Böhmcschen Theologie darstellen, wenn das erreicht werden sollte, und dazu gebricht der Platz. Doch wird das volkscundlich Wichtige stets deutlich werden.

Irrwische. Mit den gottlosen Eltern hats eine andere Gestalt; die Seele fält, so das Kind im Mutter-Leibe stirbt, der Turbae anheim, und erreicht in Ewigkeit nicht Gott; es weiss auch nichts von ihm, sondern es ist ein Leben nach der Eltern Essentz und Eigenschaft: Da es doch nicht die Anzündung also erreicht, dann die Seele hat noch nicht selber Sünde gewircket; sondern ist ein Quall-Geist, ohne eigene Begierde und Wunder, gleich einem brennenden Schwefel, als die Irrwische solche dergleichen sind, welche Gott nicht können erreichen, bleiben also zwischen Himmel und Hölle bis ins Gerichte Gottes, der wird hernach einernten, und iedem Dinge seinen Stall geben. Vierzig Fragen 14, 8.

Spuk in Tiergestalt. Ein Gewaltiger, der den Elenden hat bedrenget, und ihme seinen Schweiss in Hoffart verzehret, der reitet im Fluche des Elenden im vollen Feuer, dann des Elenden Not steckt alle in ihm. Er hat keine Ruhe, seine Hoffart steigt immer auf, er tut in seinen Gebehrden, als er hie getan hat, er suchet immer, und darbet doch alles: dessen zu viel war, hat er zu wenig, er frisset sich immer ums Wesen, und hat keines, dann er ist Magisch. Er hat seine rechte Bildniss verloren, er hat etwa eines stoltzen Rosses Bildniss, oder womit er alhie ist umgegangen: was er in seinem Willen mitnimt, das ist seine Bildniss; wo sein Hertz ist, da ist auch sein Schatz, und das in seine Ewigkeit. Vierzig Fragen 18, 22.

(Vgl. Kühnau, schles. Sagen 155, u. Peuckert, schles. Sagen 120 ff.)

Polterspuk. Die Seele : . . kann eine Zeitlang Gauckel-

spiel im syderischen Geiste treiben. Wie dann manche im Stern-Geiste wieder erscheint, und suchet Abstinenz, auch machet manche in Häusern Schrecken und Poltern: das tut sie alles durch den Stern-Geist, bis sich der auch verzehret. Vierzig Fragen 21, 14.

. . . da sich dann die arme Seele ängstet, und also in Kraft der Sternen-Region in Gestalt ihres hiegehabten Leibes erscheint, und oft dis oder jenes begehret, welches ihr letzter Wille ist gewesen, in Hoffnung Abstinenz und Ruhe damit zu erlangen, auch ofte in gantz unruhiger Weise bey Nachte nach dem siderischen Geiste sich erzeiget, mit Poltern und des Leibes Umgehen, welches unsere Gelehrten von der Schulen dieser Welt dem Teufel zuschreiben, haben aber darinnen keine Erkenntniss. Drei Principien 19, 9.

Feurige Reiter. Darum begibt sichs oft, dass man der verstorbenen Menschen Geist siehet umgehen, auch reiten, oft in gantzer Feuers-Gestalt, auch in anderer Unruhe. Drei Principien 19, 23.

Vgl. auch oben „Spuk in Tiergestalt“ und mein Leben, J. Böhmes 156.

Vom Sterben. Der Mensch . . . vermeinet immer, die Seele fahre im Absterben des Leibes bloß zum Munde aus . . . So er siehet einen blauen Strahl von des Menschen Munde in seinem Sterben ausgehen, davon ein starcker Ruch im gantzen Gemach wird, so vermeinet er, es sey die Seele. ebd. 19, 17.

Endlich möchte ich einen Brief vom 1. Januar 1622 mittheilen:

(Nota: Diese Epistel erkläret die Magiam, welche von der Verstorbenen Frauen des Hrn. Hans von Schellendorf, eines vornehmen von Adel im Lignitzischen, durch den Leichen-Stein in die Augen an dem Bilde gedrungen, dass man sie gemeiniglich nasse, als wenn sie geweinet, gefunden. Hans Dietrich von Tschesch.)

1. Die Frage anlangende, ist dieselbe dunkel im Verstande, und dürfte einen Joseph, der es erklärete, dann es ist ein Magisch Ding, und fast wunderlich, darauf gar übel zu antworten ist, denn es gehet aus der Magia.

2. Jedoch E. Gestr. mein Bedencken darüber zu eröffnen, nicht dass ich darüber wolte schliessen und ein gewisses Urtheil fällen, will ich mein Bedencken kurtzsummarisch anzeigen, und E. Gestr. und andern von Gott erleuchteten Männern ihr Bedencken auch

lassen: Hätte mir es aber Gott gegeben zu prüfen, das stelle ich zu E.G. Judicio, welche die Gelegenheit der bewusten Person mehr weiss als ich, dann alle Ding gehen nach der Zeit, Mass und Ziel desselben Dinges.

3. Ein harter, grober Mauerstein hat kein Leben, das beweglich wäre, dann das Elementische, vegetabilische Leben stehet darinnen stille, und ist mit der ersten Impression eingeschlossen, aber nicht derogestalt, dass es ein Nichts sey. Es ist kein Ding in dieser Welt, da nicht das Elementische, sowol das syderische Regiment innen läge, aber in einem mehr beweglich und wirkende als im andern, und können doch auch nicht sagen, dass die 4 Elementen samt dem Gestirne, nicht ihre Wirkung täglich in allen Dingen hätten.

4. Weiln aber dieses ein harter Stein ist, so ist das Mirackel fast über den gewöhnlichen Lauff der Natur, so kann man gar nicht sagen, dass es eine natürliche Ursache im Steine habe, dass die Wirkung des Steines solches erräge; sondern es ist eine Magische Bewegniss, von dem Geiste, dessen Bildniss in dem Steine ausgehauen und abgemodelt worden.

5. Dann ein Stein stehet in dreyen Dingen, wie dann auch alle Wesen in diesen dreyen Dingen stehen; aber in zweyerley eingeschlossen, als in einem Geistlichen und einem Leiblichen, und die drey Dinge, darinnen alles stehet, was in dieser Welt ist, das ist $\triangle$, $\square$, γ , Sulphur, Sal, Mercurius; in zweyen Eigenschaften, als in einer Himmlischen und einer Irdischen, gleichwie Gott in der Zeit wohnet, und die Zeit in Gott, und ist doch die Zeit nicht Gott, sondern aus Gott, als ein Bild der Ewigkeit, mit welchem sich die Ewigkeit abmahlet.

6. Also ist auch der Mensch aus der Zeit und auch aus der Ewigkeit, und stehet auch in dreyen Dingen, als in Sulphure, Mercurio und Sale; in zweyen Theilen, als eines aus der Zeit, als der äussere Leib, und das andere in der Ewigkeit, als die Seele.

7. Weiln dann der Mensch und die Zeit sowol die Ewigkeit, in Einem Regiment stehet im Menschen, so ist uns die Frage ietzt nachzusinnen: Dann der Mensch ist eine kleine Welt aus der grossen, und hat der gantzen grossen Welt Eigenschaft in sich: Also hat er auch der Erden und Steine Eigenschaft in sich, dann Gott sprach zu ihm nach dem Falle: Du bist Erde, und solst zu

Erde werden, das ist, Sulphur, Mercurius und Sal; darinnen stehet alles in dieser Welt, es sey geistlich oder leiblich, bis auf die Seele, welche in solcher Eigenschaft nach der ewigen Natur Recht stehet, wie ich in meinen Schriften genug dargethan habe.

8. Wann nun der Mensch stirbet, so verlischet das äussere Licht im äusseren Sulphure mit seinem äusserlichen Feuer, darinnen das Elementische Leben hat gebrennet; so zerstäubet der äussere Leib, und gehet wieder in das, daraus er ist kommen, die Seele aber welche aus der ewigen Natur ist erboren, und dem Adam vom Geiste Gottes eingeführet worden, die kann nicht sterben, dann sie ist nicht aus der Zeit, sondern aus der ewigen Gebärung.

9. Und so es nun ist, dass die Seele hat ihre Begierde etwann in zeitliche Dinge eingeführet, und sich damit gepresset, so hat sie desselben Dinges Eigenschaft in ihre Begierde geimpresset, und hält es magisch, als hätte sie es leiblich; den Leib kann sie zwar nicht halten, verstehet den Elementischen, aber den syderischen Leib hält sie, bis ihn das Gestirne auch verzehret.

10. Und geschiehet ofte, dass sich Leute lassen nach ihrem Tode sehen in Häusern mit ihrem eigenen Leibe; aber der Leib ist kalt, todt und erstarrt, und der Seelen-Geist ziehet den nur durch den Sternen-Geist an sich, also lange bis der Leib faulet: es wird auch mancher Leib vom Sternen-Geist also sehr eingenommen durch der Seelen-Begierde, dass er langsam verweset.

11. Dann der Seelen Begierde führet den syderischen Geist darein, dass die Elementen gleich wie mit einem Sternen-Leben geimpresset werden: Sonderlich so die Seele noch nicht zur Ruhe kommen ist, und dass sie ihr bey Leben des Leibes hat etwas zu hart eingebildet, und ist ihr der Leib indessen (ehe sie hat ihre Begierde aus dem Dinge wieder ausgeführet) abgestorben, so lauffet ihr Wille noch immerdar in derselben Impression, und wolte gerne ihre Sach in Recht verwandeln; kann aber nicht: so suchet sie Ursache ihres Haltens, und wolte gern in der Ewigkeit in Ruhe seyn, aber das geimpreste Ding mit dem Sternen-Geist, hat sein Treiben, bis es das Gestirne verzehret. Vorzeiten im Pabsttume ist etwas davon gehandelt worden, aber nicht mit genugsamen Verstande.

12. So kann E. Gestr. diesem nun leichte nachsinnen, wie es

zugegangen sey, dass die Leichen-Steine haben Wasser geweinet: Es ist nicht geschehen aus des Steines Gewalt, sondern aus Gewalt des Geistes, dessen der Stein ist, dessen Bildniss er ist; so ist es auch nicht aus der Seelen eignen Essentz geschehen, sondern magisch, durch den Sternen-Geist; das Gestirne am Seelen-Geiste hat sich in den syderischen Geist im Steine geimpresset, alles nach der Begierde der Seelen; sie hat hiemit angedeutet, dass ihr ist etwas schweres bei Lebe-Zeiten im Gemüthe gelegen, und derselbe Schwermuth ist noch im syderischen Geiste in ihr gewesen: Dann Christus sprach: Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Hertz. Matth. 6: 21. Item, in der Offenbarung Jesu Christi stehet: Es sollen uns unsere Wercke nachfolgen. Apoc. 14: 13.

13. Mein geliebter Herr, alhie weiter zu richten gebühret mir nicht, bedencket euch, ob nicht gemeldete Person vor ihrem Ende etwas schweres anliegende hat in sich gehabt, ob ihr iemand gross Unrecht gethan, oder ob sie jemand Unrecht gethan hat; oder ob die Kümmermiss um ihren Ehe-Gemahl oder Kinder sey gewesen; wofern sie eine heilige Person gewesen, und aber gesehen, dass die Ihrigen etwann einen bösen Weg gegangen, dass sie möchte also durch Gewalt des syderischen Geistes, durch den Stein solche Andeutung zur Besserung haben gegeben; bedencket euch nur recht mein Edler Herr, ich lasse mich bedüncken, ich werde es ziemlich unter diesen obgenannten Dingen einem getroffen haben.

14. Weil ich aber die Person nie gekant, auch nichts von ihr weiss, so stelle ich E. Gestr. das Judicium selber anheim, sie werden besser wissen als ich, was ihr angelegen sey gewesen. Ich schreibe allein von der Möglichkeit, wie es geschehen kann, und fälle weiter kein Urtheil.

15. Dass aber solches möchte verlachtet werden, lasse ich mich nichts irren, ich verstehe (Gott Lob) diesen Grund gar wol, dann ein solches Wissen habe ich nicht von oder durch Menschen gelernt, sondern es ist mir gegeben worden: und wolte es mit weiterer Erklärung genug gründen, so ich solte von menschlicher Eigenschaft schreiben, wie ein Mensch im Leben und im Tode sey.

16. Übersende E. Gestr. das Büchlein von vierzig Fragen, da werdet ihr weitem Grund sehen, welches doch im Buche vom dreyfachen Leben, besser ins Centrum aller Wesen gegründet ist,

und vielmehr in dem Buche de Signatura Rerum. Benebenst bitte ich mit diesem Gutdüncken, und Erklärung der Frage, bey leichten Leuten nicht viel zu melden, dann einer Kuhe gehöret Futter, und den Verständigen Verstand; der Gottlose richtet gottlos, der Verständige prüfet alles: Melde ich wohlmeinend. J. B.

Nota: Die Erage wegen des weinenden Leichsteins, woher und wieses zugehe? ist unserm sel. Manne Jakob Böhmen ohne alle Condition und Gelegenheit, die es zuvor mit der verstorbenen Adel-Frauen gehabt, proponiret worden. Hernacher aber hat der Proponens selber berichtet, dass gedachte Adel-Frau, die eben unter diesem Leichen-Steine begraben gelegen, bey Lebens-Zeiten grossen Kummer getragen um ihrer 2 Söhne willen, welche wieder ihren Willen in den Krieg geritten, und gleich zu diesem mal, als solche Trähnen aus des Steinern Bildes Augen hervor gequollen, in Ungern vor dem Türcken geblieben. Es ist auch diese Frage auf etliche Universitäten geschicket, aber für Phantasey und Teufels-Werck gehalten worden. Die Leichsteine des Vatern und der Mutter seynd neben einander bey den Gräbern an die Wand aufgerichtet eingemauert, mit dem Gesichte gegen dem Morgen-Lichte gewendet gewesen.

Ein Magnet zeucht den andern; ein Licht erkläret das andere; eine Liebe rühret, wecket und rüget die andere; ein Geist wircket in den andern, der Stärkere in dem Schwachen etc. Dantzig (16.) 6. October 1642. Abraham von Franckenberg. —

Ich begnüge mich mit diesen Stellen, die sich beliebig vermehren liessen. Ebenso wie noch viel über das Verhältniß Böhmes zu anderem alten Glauben, zu Sitten und Bräuchen, Volksliedern und Redensarten — (von Alchymie und ähnlichen Wissenschaften zu schweigen) — sich sagen liesse.

II.

Es liegt natürlich nahe, bei einem so urwüchsigen Schriftsteller wie Böhme dergleichen Äusserungen als Zeichen einer dauernden Nähe zum Heimatlichen, zum Bäuerischen anzusprechen. Man sagt da einfach: das ist ihm in seiner Kindheit angefliegen. Das hat er irgendwo aufgenommen. Doch damit ist noch nicht viel gewonnen. Denn dass zu seiner Zeit dergleichen Meinungen über die Irrlichter im Schwange waren, ist ja bekannt. Das kann man aus

jedem beliebigen Buche der Zeit entnehmen. Und dass der Görlitzer keine Ausnahme machte, dass er noch fest in diesen Glauben befangen war, ist auch nichts weiter Auffälliges. Das Wunderliche ist die Art, wie er die Sagen und abergläubischen Meinungen aufnimmt. Sie zu erklären versucht. Denn das ist ihm im Elternhause so wenig wie von den Kameraden gegeben worden. Seine Erklärungen haben nichts Erdhaftes und Bodenständiges an sich. Sie machen einen gelehrten Eindruck. Die kann er kaum aus sich selber gefunden haben.

Der Unterschied wird deutlich, wenn man die Sage von der Seele, welche als blauer Strahl beim Sterben aus dem Munde fährt, neben die Böhmesche Erklärung hält. Dass sich der einfache Mensch die Seele als blauer Strahl ausfahrend vorstellt, ist leicht begreiflich. In Dyhernfurth, Kr. Wohlau, hatte man vergessen, nach einem Todesfalle gleich die Fenster zu öffnen, wie es sonst allgemein üblich ist; da hat man am anderen Morgen eine Rauchwolke im Zimmer gefunden (Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube I, § 312). Doch Böhme schreibt: O nein, liebe Vernunft, sie (sc. die Seele) ist's nicht; sie wird nicht in den äussern Elementen ersehen oder ergriffen, sondern es ist der Schwefelgeist, der Geist des dritten Prinzipio. Gleich als wenn du eine Kertzen auslöschest, davon ein Rauch und Stanck ausgehet, der vorhin nicht war, als die Kertze brante, also ist's hier auch; wann des Leibes Licht zerbricht, so erstickt der Schwefelgeist, davon gehet sein Dunst und tödlicher Gestanck aus, mit seiner quellenden Gift. Verstehe es recht, es ist der Qual-Geist aus der Galle, welcher das Hertz anzündet, davon das Leben rüge ist, der ersticket, wann die Tinctur im Hertzengeblüte erlischet. — Man wird wohl sagen dürfen, dass Böhme das Bild von der Kerze gab; wo aber stammt der Schwefelgeist, das dritte Prinzipium, der Quallgeist, die Tinktur denn her? Dass es nicht eigen Gedachtes ist, dass mindesten die Namen und Begriffe nicht von ihm sind, wird man zugeben.

Wir haben bei dieser Sage demnach wohl eine dreifache Schichtung festzustellen: die Sage aus dem Volksmunde, das dichterische Bild von der Kerze, das er selbst schuf, und endlich die gelehrte Erklärung. Wo kommt die her?

Man hat, wenn man der Herkunft der Böhmeschen Gedanken nachging, immer drei Namen genannt: Schwenckfeld, Paracelsus,

Weigel. Da Weigel von Paracelsus kommt und dessen Naturphilosophie aufnahm, vereinfacht sich die Untersuchung; man hat nur Schwenckfeld und Paracelsus auf ihre Zusammenhänge mit Böhme hin zu prüfen. Leider ist Caspar Schwenckfeld so wenig wie Böhme in Hinsicht auf volkscundliche Fragen bearbeitet worden, und wenn ich jetzt einen Überblick über das sagenge-schichtliche Gut bei ihm zu geben versuche, so ist das keine abschliessende Arbeit, sondern nichts als ein erster Anlauf, der einmal zu ergänzen sein wird. Ich glaube aber, dass zur Entscheidung der gestellten Frage, ob Schwenckfelds Ausführungen auf Böhme von Einfluss waren, — soweit es sich um Volkskunde handelt, — das vorliegende Material genügen wird. Ich gebe, um ein Bild von der geistigen Richtung Schwenckfelds möglich zu machen, mehr, als für einen Quellennachweis sonst üblich ist, und folge dabei, — (die neue, kritische Ausgabe der Schriften Schwenckfelds ist noch nicht abgeschlossen) — der Folioausgabe von 1570.

Von dem historischen Glauben, dem blossen Fürwahrhalten eines Wissens, von dessen Unwert auch Böhme sehr häufig sprach, sagt Schwenckfeld im Sendbrieff vom grund vnd vrsach des jrrthumbs beim Sacrament des Herrn Nachtmals (Epistolar des Edlen von Gott hochbegnadetē Herren Caspar Schwenckfelds . . . Der Ander Theil. 1570. 4 Briefe und erstes Buch.) V. f. 34 D: Es gleuben auch dermassen die Hexen vnd sonst viel Gottloser Menschen, die des Büchstabens der Schrift oder der heiligen Wort, wie sie es nennen, bey jren bösen vnchristlichen hendeln missbrauchen, starck vnd fest halten dass es jnen widerfahre dermassen wie sie gleuben, wa aber jre coniuration nit fortgang gewinnet, sagen sie, es sey dess schuld, das mans nicht gegleubt habe. —

Wesentlich interessanter als diese gelegentlichen Bemerkungen ist aber der 51. Sendbrief an den Erentuesten hochgeleerten Herrn Johan Bachaleb, der Rechten Doctor, Rö. Keiserlicher Maiestet Rhat.

Von des Teuffels gespenst, vnd zäuberey der Hexen.

Die gnad unsers HERRN Jesu Christi, vnd was ich in derselben liebs vnd guts vermag zñuor, freundtlicher lieber Herr, ewer schreiben hab ich empfangen vñ mit sonderen freuden vñ danck-sagung zu Gott dem HERRN verlesen, dass Er euch seine Göttliche freimachende warheit gnediglich zñerkennen verliehen, vnd

derselbigen mit Christlichem eifer jimmer je mehr nachzûtrachten hat gegeben, Er wölle vmb seines heiligen Namens willen euch standthafftig darbey fürzûfaren erhalten, vnd was Er in euch zu seinem lobe vnd zû ewer seelen seligkeit hat angefangen, mehrnen, stercken vnd bestetigen, drumb ich nach meinem vermögen will bitten.

Was das anzeigen vnd die handlung des Abentheurers belanget, dauon jhr mir geschrieben, vnd mein Judicium begeret, ist mir sonderlich angenehm gewest, zum anfang vnserer Christlichen kundschaft zûlesen, denn solcher Casus hat mich mancherley list, betrûg vnd anfechtung des Sathans erinnert, vnd wie er oft in erster new, so vns Gott zû seinem Reiche berüffet, vns vielfaltiger weise nachschlechet, daran zûuerstören, wiewol diss ein grober mercklicher handel ist seines betrûgs, durch welchen er sich etwan vnderstehet den geitzigen leuten, in diesem vnd in anderm, das nicht so mercklich ist, zû insinuirn vnd dardurch die menschen vom glauben in Gott, vnd dass man jhm gleuben soll, abzûfûren: Haec omnia dabo tibi, spricht er zum HERRN Christo, da er jhm alle reich der welt vnd der welt herrlichkeit zeigt, Si prostratus adoraueris me, durch welche practica er auch noch heut subtiler weise mit den Christen handtiert, vnd wie Petrus sagt, wie ein brüllender Löw vmbher gehet vnd sûchet, welchen er verschlinde, welche er mit gelt, geitz vnd eergeitz von Christo möge bringen, dem sollen wir widerstehen fest im glauben, vnd in solchen vnd andern anfechtungen mit gebäte zum HERRN Christo lauffen, der den schalck hat überwunden, auff dass er vns seines siegs theilhaftig machen vnd auch wölle helfen überwinden.

Wiewol jhr nu geliebter Herr in obgemelter handlung des Abentheurers meines vrtheils oder berichtß gar nichts bedürfft, Gott lob, wie ich denn auss ewerm schreiben vermerckt, dass jhr auch den gûthertzigen, so den handel obenhin ansehen, vnd euch auss liebe die schätze wol gönneten, genûgsam wisset zûantworten, vnd jhre bonam intentionem zûwiderlegen, so will ich doch auff ewer beger auch gern nach meinem bedencken mit euch gesprech dauon halten, ob ich wol nichts dauon schreiben kan, das jhr nicht reichlich zûuor wisset, wie ichs in ansehung ewers schreibens dafür halte vnd erkenne.

Am ersten wisset jhr die gûthertzigen, ewere gûte freunde,

nicht allein mit den Legibus, sonder auch mit der heiligen Schrift von jhrer Persuasion zñwenden: Non enim sunt facienda mala vt eueniant bona, spricht Paulus, dass aber Gott der HERR in heiliger Schrift solch Teuffelswerck manichfaltig hatt verboten, 1
quod vulgò Nicromantiam appellamus, da man per execrationes den Sathan in einen Circkel oder Cristall oder Saphir oder in etwas anders verbannet oder einschleust, vnd sichtbarlich weiset, auch jhn vmp schätze fraget, ist in büchern Mose vielmals zñfindē, als Leuitici 19. Ihr solt euch nit wendē zñ den Warsagern etc. Non declinetis ad Magos, neque ab Hariolis aliquid sciscitamine. Ego Dominus Deus vester. Was ist aber solchs anders, damit der Abentheurer vmbgehet, denn warsagerey, schwarzkünstlerey? wäher weist er die schetze, denn vom Teuffel? so es anders war ist, weil er cum coniurationibus, Exorcismis vnd mit gesichten vmbgehet, Omnes autem, quibus maligni spiritus, adiurati coniurationibus Necromanticorum, obediunt, in eorum consortium post pactum expletum sine dubio transierunt.

Dass etliche leeren vnd halten, Saul hab durch ein Hexin oder Warsagerin den Samuel lassen berüffen, 1. Sam. 18. kan ich mich nicht gnügsam verwundern, wa sie nur hinkommen mit den seelen. Der Teuffel kam wieder herfür in Samuels figur oder 2
gestalt. Drumb spricht er zñ letst: Morn werden du vnd deine kinder bey mir sein.

Dass aber die schrift vom Samuel sagt, ist auff des Weibes vnd Sauls meinung geredt, die jhn dafür hielten, was gewalts hett sonst die zeuberin vnd der Teuffel in die verstorbenen Propheten oder kinder Gottes, die in der schos Abrahe rñweten, gehabt? so er sie doch auch lebendig nicht kan bewaltigen, sñcht Esaie 8. vnd Deuter. 18. dass man von den todten nichts soll erforschen, wie sollt denn Samuel erst wider Gottes verbot dem Teuffel oder der Hexen sein zñwillen worden.

Deuteronomij 18. verbeut auch Gott alle Abgöttere, alle Warsagerey, vn dass kein zauberer oder Teuffelsbeschwerer oder Warsager oder zeichendeuter, oder der die todten frage, vnder seinem volck sein soll, Et faciens et consentiens eadem poena puniuntur, wie jhr wisset.

Vnd Esaie 44. haben wir auch einen feinen spruch wider solche Phantasey, Ich bin der HERR, der alles thñt, der die zeichē

der warsager zû nicht vn die weissager toll macht, der die weisen zûruck keret, vn jhr kunst zûr thorheit macht, wiewol sich dieser spruch auch weiter den auff die diuinatores et hariolos erstreckt.

Item Esaie 8. Wenn sie aber zû euch sagen: Ihr müsset die Warsager vnd Zeichendeuter fragen, etc. solt jhr sprechen: Solt nicht ein volck seinen Gott fragen? Ad legem magis et ad Testimonium. Nach dem gesetz vn zeugnus Gottes in Christo, soll man alle ding richten, wa das nicht geschicht, so folget verführung, betrüg vn blindtheit. Allein Gott von himmel kan verborgene ding recht offenbaren, wie der Prophet Daniel sagt, Der Sathan ist mendax et pater mendacij, nihil praestat credētibus aliud quam dolos, fraudes, et subtilissimas deceptiones, man darff jhn nicht zû hauss laden per coniurationes, oder exorcismos. Er kompt wol oft vn- geladen frû genug, wa man Gott nicht für augen hat.

Zum andern, dass der Künstler nichts denn gebäte vnd gute wort der heiligen Schrift gebrauchet, Er auch allein von Gott sein glück gewartet, viel Christlichs von sich reden vnd bekennen thût, vnd solchs dem Teuffel auss seiner gewer durch die Göttliche krafft vnd anruffung derselben genommen, welches folgend als ein edle Creatur Gottes zû der Göttlichen eere vnd des nechsten armen dürfftigen angewendet möge werden: hat alles ein gûtē schein für menschlicher vernunft, wens aber nach dem vrsprünglichen grunde bedacht wirt in Christo, so findet man bald, dass nicht Gott son- 3 der der Teuffel der sachen anfang ist, wie er sie auch treibet. Denn waher weist der Abentheurer vom verborgenen schatz, wenn Daemonis ministerio? hett es jhm auch Gott offenbaret, so würde er nicht den Teuffel darüber beschweren, noch die Mägdlin in Spiegel oder Saphir sehen lassen, welches alles von Gott hefftig ist verboten.

Vnd dass er zu sollichem gespenst vnnd jrrthumb gute wort der heiligen Schrift braucht, ist eben das recht, damit die gantze Christenheit heut wird verführt vnd betrogen, da man den eusserlichen Worten oder der Schrift Bûchstaben göttliche Krafft vnd wirckung zûeignet, welches doch allein dem innerlichen ewigen Worte Gottes JESU Christo wil gebüren, dem der Sathan sein eere abraubet in mancherley weise, dauon allhie nicht zeit noch statt ist zûschreiben.

Der Schwartzkünstler wird freilich Charakteres darzû gebrauchen, oder Ceremonien, Putant enim Characteribus magnam et

occultam inesse uirtutem, etiam Sacrificuli quidam, et ideo uarios contra fidem Christi committunt errores, Es sind gute wort, sagt man, Ergo, so ist's dest erger, dass man der guten wort vnd der H. Schrift zur Abgötterey, zauberey vnd gelt vnd schätze zûsuchen, missbraucht, ihre orationes sind execrationes, dauon geschrieben steht: Et oratio eius uertetur in peccatum, Ipsi benedicent, et ego maledicam, spricht der HERR, Qui peccatores non exaudit, Et uae filij desertores, dicit Dominus, ut faceretis consilium et non ex me, et ordiremini telam et non per Spiritum meum, Esa. 30.

Solchs wär denen zûantworten, die da meinen, man solte den Abenteurer weil er gebet vnd gute wort der Schrift gebraucht, mit der handlung lassen fort faren, vnd dass nit gut ist, wass nitt auss Gott seinen grund vnd zeugnis der heiligen Schrift hat.

Zum dritten, wenn der Abenteurer vō Gott allein seins glaubens erwartet, was darff er den des Teuffels darbey? Quae conuentio Christi et Belial? Wa ist's je erfahren? dass Gott solcher gestalt die verborgene schätze gibt oder offenbaret? Wer ist je reich dauon worden? Ja wol durch Gottes krafft dem Teuffel auss seiner gewehr reissen die schätze der erden? Gott übet sein göttliche krafft in deme, so Er jhm durch Christum die armen, von jhm gefangenen verdampften seelen der menschen, auss seinem hellischen Rachen vnd Reiche reisset, Nicht beim Mammon iniquitatis, noch bey den Thesauris impietatis, quos auaritia mortalium in terram abscondit, Et ne rursus in usus perueniant hominum, a Sathana de loco in locum transponuntur, Wen man gleich mit graben auff den schatz kompt, so reist jn der Teuffel hin an einen andern ort, dauon ich hernach Historien wil anzeigen, Darumb so ist's vergebens, da des glücks von Gott zuerwarten, da mans wider sein Wort und willen wil gewarten, Gott der HERR gibt sonst reichlich allen denē, die Im vertrauen, auch den guten vnd bösen, seine zeitliche gaben, wie mans aber (ich meine die gemeinen welt) zû seiner göttlichen eere, vnd den armen dürfftigen zû nutz anwendet, ist leider wol am tag, Eben also würd es mit den vergrabnen schätzen, wenn sie funden würden, auch gehn, Crescit amor nummi sagt jener, quantum ipsa pecunia crescit.

Zum vierdten, da sich der mensch rhümet, Er habe viel frommen menschen schätze funden, sonderlich dem Hertzog in

Preussen, ist gewisslich nit war, sonst wär er auch selbs reich dauon worden, *Hij homines sunt pleni mendatio et superstitionibus, quibus incautos et curiosos decipiunt, et in foueam Demonum secum trahunt*, Der Hertzog in Preussen ist ein fromer Christlicher vnd verstendiger, auch in h. Schrift erfarnen Fürst (welcher mundlich vnd schriftlich mit mir von den hendeln des Reichs Gottes viel conferiret hat) dass ich nit gleuben kan, dass er sich auff solche superstition vnd Teuffels gaucklerey solte berede lassen, so hab ich auch nie erfahren, dass solcher gestalt je ein schatz sey funden, ob wol oft vil ferlichkeit, vncost mit dem graben vnd sonst drauff gangen, vn̄ darnach ein gespenst in demselben hause blieben, des man langsam hat mögen abkommen.

Zum fünften, wäre auch auff deren gute meinung, die es rhaten zūantworten, dass nit alweg ein guter effect guten gesprochen worten folget, wie auss dem exempel der Exorcisten
 5 Act. 19 zūbeweisen, die die bösen geist bey JESV beschwüren, den Paulus prediget, Aber der böse Geist antwort vnd sprach: JESVM kenn ich wol, und Paulum weiss ich wol. Wer seit aber jhr? leset daselbs weiter, wie es jhn ist ergangen, ohnangesehen, dass sie auch bonam intentionem hetten, dem armen besessenen menschen zūhelffen, drum̄ so lassen sich solche handel (wie auch die geistlichen) nit one Gottes rhat, Geist vnd willen thūn.

Zum sechsten schick ich euch hiebey ein Exempell eines gleichen handells, der ongefehrlich vor sieben jaren zū Vlm, darvon ich nicht ferr zur selbigen zeit war, geschehen ist, den man mir diesen tag auff mein begeren auffgeschrieben vn̄ zūgeschickt hat, auff das jhr solchs denen, so fortzūfaren noch rhaten möchten, köndtet fürheben, denn noch viel leut drumb wissen, wie der be-
 trug im zedell ist auffgeschrieben.

Zum siebenden ist auch ein mercklich exempel Acto. 19. zūfinden, dass solche kunstlerey von Gott ist verboten, da es S. Lucas Curiosas artes nennet, vnd schreibt: Viel aber die da fürwitzige künst getrieben hatten, (den̄ es war die zeuberey vnd Warsagerey, execrationes, exorcismi et demonum coniurationes bey den Heiden gantz gemein) brachten die Bücher zūsamē, und verbranten sie offentlich, vnd berechneten jhre kost (oder was sie wert wären) vn̄ funden des gelts fünfzig tausent pfenning, also mächtiglich wuchs das Wort des HERRN, vn̄ nam überhand. Dar-

auss hat sich ein jeder leicht züberichten, was von gemelter künstlerey sey zûhalten oder zûhoffen.

So wisset jhr auch wie Paulus Spiritum Pythonis, von der Magt ausgetrieben hat, onangesehen, dass solcher Warsager geist ihm vnd seinem Bruder güt zeugnus gab, vnd was ihn drüber ist begegnet, Act. 16.

Zum achten wil ich euch über das alles in gleichem falle mein thorheit, zum lobe Christi der göttlichen weissheit, auch nit verhalten, dass ich vor jaren, da ich bei Hertzog Jörgen löblicher gedechtnus zum Brig zû hoff war, zu einem guten Freunde in vertrauen ward beruffen, dem ein Abenteurer durch ein wünschelruten in seiner vn meiner allein gegenwertigkeit einen schatz neunhundert Hungerischer guldin, wie er saget, in einem alten Gemeur glaubhaftig anzeiget, aber doch darbey sagte, Er hette nit die gab den schatz zûheben, sonder dem er vō Gott beschert wär etc. Nu es blieb vil jar anstehn, ich hett auch, so wenig als der Edelman, kein anfechtung desshalben, Hernach als ich herauss müst wandern, kam mir vom Sathan ein, Ey der schatz ist dir zur zerung beschert vn fürbehalten etc. In sumā ich nam zween vertraute gesellen zû mir (denn er war mir halb zûgesagt) die an dem angezeigten ort der maur, dahin sich die wünschelrüt vor etlichen jaren hett gebogen, einhackten, vnd ein eben gross loch desselbigen tags machten, woltē des andern tags fortfaren, vmb mitternacht kom̄t der Sathan, reist den schatz dahin, vnd würfft das gemeur biss an vnser kammer als über ein hauffen mit grosser ungestimigkeit, dass vns Gott wunderbarlich behüte. Dem Hausswirt wurden drey guter pferd im stall, der drunter war, erschlagen, man schlug an die Glocken, alle Paurschafft kam in der nacht zûgelauffen, müsten vns an die kammern Leitern anleinen, dass wir hinab kämen, die Stieg war gar verfallen, Also ists mir mit dem schatzgraben ergangen, wellichs mir der HERR Christus, Ihm sey lob, nu gnediglich vergeben, vnd mich one gemelten schatz, jetzt biss ins acht vnd zwentzigste jar reichlich herraussen, aber nicht ohne verfolgung, hat erhalten, ich bin auch durch solliches vnd anders den himmelischen ewigen schätzen des Reichs Gottes mehr nachzûtrachten erinnert vnd bewegt worden, dieselbigen mit seufftzen, gebet, fleissigem lesen in H. Schrift vnd Meditieren, das ist, in der gnaden CHRISTI bedencken, was ich lese, zûsuchen vnd er-

grüben, welches ich alles der vberreichen gnaden meines HERREN vnd des einigen Leermeisters göttlicher geheimnus JESU Christi zu lob vnd eeren wil geschrieben haben, der im namen der göttlichen weissheit, die Er selbst ist, spricht: Ich liebe, die mich lieben, vnd die mich frü suchen, finden mich, reichthumb vnd eer ist bey mir, warhafftig güt vnd gerechtigkeit, meine frucht ist
 6 besser denn gold vnd fein gold, vñ mein einkömen besser den auserlesen silber. ich wandle auff dem weg der warheit, auff der strasse des gericht, dass ich wol berat die, so mich lieben, vnd jre Schätze vol mache, Prouerb. 8. vnd dafür ca. 2. spricht der Weissmañ: So du mit fleiss nach der weissheit rüffest (welchs nichts anders ist denn Christus, 1. Cor. 1) vnd darumb bittest, so du sie sūchest wie silber vnd ergrüblest sie wie die schätze, als denn wirstu die forcht des HERRN vernemen vnd Gottes erkantnus finden.

Das ist nu der einige im̄erwerende schatz im acker verborgen, wer den findet, der verkeufft alles was er hat, und keufft den acker, Es ist Gott im menschē vnd der mensch in Gott erhöhet vñ verkläret JESUS Christus der eingeborne Son Gottes, in welchem, wie Paulus sagt, alle verborgne schätz göttlicher weissheit vnd wissens sind, den sollen wir sūchen vnd seinem erkantnus, darin dz ewige leben steht, fleissig nachforschen, so werdē wir nit allein dort ewig, sonder auch alhie wonn vnd freude haben in vnserm hertz, seel vñ gewissen, solchē schatz kan uns der böse geist nit verrucken, Es können jn die diebe nit stelen, noch weder rost noch motten fressen, wie die leiblichen schätz auff erdē, Disen him̄lischen schatz Jesum Christum, mit seinem
 7 Reiche, wil ich geliebter Herr euch vnd allen gottseligen gern helfen sūchen, euch darzu nach meinem armen vermögen, so viel ich vermag, dienen, vñ bitt wöllet diss mein schreiben wiederum zum anfang vnser Christlichen kundtschafft gütwillig von mir annehmen, vnd die göttliche reine, vnuerfelschte leere vnd warheit JESU Christi zu seinem lob vnd euch zur Seligkeit trewlich helfē fūrdern, so wird euch der him̄elkönig seine schatzkammer j̄mer weiter auffthūn, vnd mit seinen gnadenreichē ewigwerenden schetzen ewer seel erfüllen, Amen.

Damit seit sampt all den ewern dem allmechtigen Gott in JESU Christo befohlen. Geben den 3. Septembris nach dem mir ewer Brieff den 26. des monats ist worden.

Von dem segn vnd gütten Worten ist nicht schwer zürichten, dass es lauter Aposteutzlerey, missbrauch vnd vnglauben ist, Der Nam der heiligen göttliche Dreiheit ist nit vns drumb offenbaret, dass wir mit dem Bûchstabē die Wunden des Leibs sollen heilen, in der Mess sind auch viel gûter Wort etc. Vnd es ist solchs thûn im grunde Abgötterey, da man den eusserlichen, von menschen gesprochenen Worten, göttliche krafft gibt, Gott macht nit als den 8
gesund, Den es es ist wider In, wie auch wieder die h. Schrifft, sonder der Sathan thûts, richtet also mancherley aberglauben auff, bei den menschen, wie auch durch die Hexen geschicht, dauon ich mancherley Historiē wüste zûsagen, auch von denen, die sich zun Bildern vnd Heiligen gelobet vnnd entheissen haben, wie jhn ist geholffen worden.

Die zeuberer halten, dass das eusserliche Wort Gottes krafft habe, so wol als die Bâpstler vnd Lutherer, aber die krafft ist Christi allein, ja er ist Gottes krafft. 1. Cor. 1.

Vns aber ist hiebey nützlich zûbedenken, ja zûbeweinē, wie arme menschen wir sind, Jene gleuben dem Sathan, vnd es geschicht was sie gleuben, Vnd vnser HERR Christus ermanet vns so oft zûgleuben, Er spricht, dem gleubigen sind alle ding möglich, Item, was jhr bitten werdet, gleubts nur, so wirds euch widerfahren, noch kan vns der fröme Herr kaum überreden, dass wir vergebung der sünden, vnd dass er vns lieb hat, können gläuben, ich geschweig viel andere ding, die er von vns wil ge-
gleubt haben, nemlich auch, dass Er vnser HERR vn Gott, dass Er in allem vnser schutz vnd schirm sey, vnnd dass wir miterben des Reichs der himell sein, O HERR mehre vns den glaubē in dich, solten wir oft bitten vnd betten, Wöllet die sprûch des HERRN Christi selbs vom glauben in den Euangelien sûchen, vnd die selben in der gnaden Christi betrachten.

Auff ewer frag ob einem Christ wöll gebûren zûgleuben, dass ein mensch Spiritum familiarem per coniurationes, oder in ander weg mög bekommen, verwundert mich, dass jhr an solchem noch zweiffelt, weil doch nicht allein die Heiden dauon geschrieben, sonder auch die h. Schrifft vilfaltig solchs bezeuget, von den curiosis artibus, schwartzkünstlern, coniurationibus, exorcismis vn dergleichē viel Sathanischem betrug vnd gespenste, damit das gantze Heidenthumb beladen gewest ist, wie sichs denn auch noch 9

heutigs tags bey den Hexen, Zeuberern vnd bey etlichen naturalibus Mathematicis oder künstlern im effect aussweiset, dauon ich euch vil exempel wüste anzûzeigē, Vn wiewol solch schwartzkünstler vnd Abgötterey in den Büchern Mosi von Gott so hefftig ist verboten, so sind doch viel Jüdischer Könige, one andere mehr, derselben angehangen, Von diesem allem leset Augustinū de ciuitate Dei. Was ist auch der Warsager Geist anders gewest? dauon Act. 16. was ist Simon magus für ein Kund gewest vnd Elimas vnd andere mehr? sagt aber nicht Paulus de efficacissimis Sathanae illusionibus vnd von dem Geist, der sein werck hat in den kindern des vnglaubens? was waren die Magi in Egypten mit denen Moses zûschaffen hett? Waher ist alle abgötterey, weder von solchen gespensten, coniurationibus, warsagerin vnd etlichen Mathematicis vnd künstlern, ich hoff jhr sollets selbs finden.

Dieweil aber der Sathan auff nichts mehr trachtet, den wie er die eer vnd glori Christi müge dempffen, drüber er auch den seinen, so Christum verfolgen, eer vnd zeitlich gut verheist, auch oft gibt, wie wir bey den Aposteln sehen, was wäre es den wüder? Ob gleich einer, der die gottheit Christi verleugnet, vn andere auch darzu verursacht, vn mit grossen heimlichē künstē, es sey Alchemey oder anders vmbgeht, einen Spiritum familiarem hett, Er ist doch sonst vn wircket in seinem hertzē wider Christū den HERRN, Ime sein eer abzurauben, des abgesagter feind auch der Sathan ist vnd aller Gotteskinder, dass auch die Apostel mit solchen vil zuschaffen gehabt in resistendo illis, iren auch vil bekert haben, ist in Actis wol zufinden, auch an denen, die jhre Bücher verbrent haben, Act. 19.

Drumb so gezimmet einem Christen wol zugleuben, sonderlich einem, der des Teuffels gespenst (qui est mille artifex) auch selbs etwas hat erfahren, Hette aber nicht Saul auch familiarem Spiritum, den Daid mit der Harpffen muste stillen? etc. Das beste ist aber, dass ein solcher Spiritus den wargleubigen in Christo nichts kan schaden, Amen.

Ich hab vor jaren ein wenig von den Engeln vnd jrem dienste geschrieben, Es möcht aber nit unnütz sein, so wir auch ein mal die Schrifft erforschten von den Teuffeln vnd bösen geistern, vnd lerntens vnderscheiden, den es sind mancherley Teuffel, wie wir auss den Euangelien gemerckt haben, als Nachtteuffel, Mittag-

teuffel etc. Wasser, Fewr, Wellt, Haussteuffel, Lufftteuffel, O HERRE Gott, wie mancherley Gespenst der bösen geister, die des menschen abgesagte feind sind, Lieber suchet im Euangelio dauon. Die Lufftteuffel, dauon Eph. 6. sind die aller behendesten, die aller subteilsten, klügsten geistlin, die kein vernunft kan aussinnen etc. Aber kein besser waffen ist wider sie alle, weder ein andechtig hitzig gebet vnd demut von hertzen, denn dem Teuffel liebet kein sünd mehr, weder die hoffart, da wil er jmer Gotte gleich mit vereeret werden, wa demut ist, da kan er nicht lang bleiben noch herrschen, das ist gewiss, Bitten wir den HERRN, wie ER spricht: Lernet von mir, ich bin senfft vnd von hertzen demütig, dass ers auch vns vnd alle die vnsern leeren wölle, Es ist das erste schulrecht in der Schule Christi etc. Gedult vnderm Creutz vnd demüt von hertzen, sie zieren einen Christen etc. Aber eins dem HERREN Christo befohlen. (Epistolar ander Theil erstes Buch p. 467—472.)

(Ich füge die Marginalien bei: 1. Sie nennens Speculum Salomonis. 2. Teuffels gespenst nicht seelen. 3. Omniū effectū Necromanticorum operator Diabolus est. 4. Incubones Thesaurorum wie der schwartze geist dē küpfferin Thopff zwischen den beinē gehabt, trutz der jhn jhme nemme. 5. Acto. 19. Exorcistae inuocant nomen Domini, sed parum perficiunt. 6. Christus. 7. Eccl. 24. Qui elucidant me, uitam aeternam habebunt. 7. Ein balbirer ist güt darzū, nit ein exorcist. 8. Güte wort sol man zū dem brauchen, dazū sie vō Gott seind verordnet. 9. Pithon Apollo hat solch ding erfundē, sich mit dem Sathan confederiret per coniurationes et deuotiones.)

Im 8. Sendbrief, an den Ersamen N. Grub geschrieben, vom 15. Jenner 1550 äussert sich Schwenckfeld über eine Gespenstererscheinung: . . . Was das Gespenst betrifft, lass dich nicht fast anfechten, vnsern lieben Pater Johans Seel ist in der ewigen rûw, als ich gantzlich hoffe beim HERRN Christo, den er geliebt, vnd des warheit er bekant, auch biss ans ende bey jhm verharret hat, vn umb Christi willen gleichwol viel spot vn schmach hat oft erduldet: Der Geist gehet hin, sagt die Schrift, vnd kompt nicht wider biss an den Jüngsten tag, da wir mit Leib vnd Seel werden auferstehen, vnd gantz beim HERREN Christo allweg sein vnd ewig bleiben. Es ist der leidige Sathan, der dir gerne mehr bekömmernus vnd trübsall wolte zūfügen, rüffe den HERREN JESUM

ahn, der jhn am Creutze hat überwunden, vnd sprich: HERR JESU Christe, du König der gnadē, du einiger trost vnd helffer aller betrübtē Herten, Ich armer verlassener bitte dich am ersten vmb verzeihung aller meiner sünde, wöllest dich mein erbarmen, vñ diss Gespenst abwenden, vnd weil du den leidigen Sathan am Creutz vns allen zū güt hast überwunden, wöllest jhm mit seinem poltern wehren, vnd heissen stillschweigen, mich auch für all seinen tücken, schrecken vnd anfechtungen bewaren, vñ mir in allem gedult, auch deinen sieg verleihen, wider alles arge kecklich züstreiten, vnd in deines Geists kraft alles böse züberwinden, Das thū HERR JESU Christe, vmb deines heiligē bitteren Leidens vnd vmb deiner Göttlichē kraft, macht vnd herrlichkeit willen, vnd wöllest das ergernus abwenden, vmb deines Namens willen, vnd mehre mir den glauben, Amen.

Also möchtestu bitten, auch sonderlich wann du das gepölter hörest, vnd nim dir gantz für dein gantzes leben zūbessern, Wirff deine sorge auff den HERREN vnd Er wird dich nit verlassen. Ich hab schon gehört, dass das Gespenst über oder zu deinem Bette sey kommen, vnd habe dir kläglich gerüfft, Villeicht mags nicht war sein, Lasse dich drumb im gewissen nit verstricken noch schwermütig machē, Bedencke bald das leiden Christi vnd leg all deine sünd, verseumnus vnd übertrettung seiner heiligen Gebott auff sein Creutz, mit betrachtung seiner gnügthuung vnd Blüt-uergiessens für vns arme Sünder, vnd tröste dich seiner gnad vnd Barmhertzigkeit. Damit biss Gott befohlen. (Epistolar ander Theil erstes Buch p. 100 C—101 A.)

Wenn ich nach diesen ausführlichen Zitaten auf einen Punkt besonders hinweisen darf, so ist es der: Wie haben Schwenckfeld und Böhme nächtliche Spukerscheinungen erklärt? Für beide lag das Faktum vor; besteht nun eine geistige Abhängigkeit Böhmes von Schwenckfeld, dann wird man vermuten dürfen, dass Böhmes Erklärung, die ja nicht eigen war, sondern übernommen wurde, eben von Schwenckfeld herrührt. Aber da ist ganz deutlich, dass in den Erklärungsversuchen beider ein grosser Unterschied wahrzunehmen ist. Für Schwenckfeld, das spricht er immer wieder aus, ist jeder nächtliche Spuk nichts anderes als eine Äfferei des Teufels: „es ist der leidige Satan . . .“ Dagegen behauptet Böhme in den „drei Prinzipien“, es handle sich um den siderischen Leib

des Menschen, den Sternengeist, der langsemer vergehe als der irdische Leib, während die Seele ewig bleibe. Und wenn die Seele bei Nacht nach dem siderischen Leibe sich erzeugt, schreiben es unsere Gelehrten von der Schule dieser Welt dem Teufel zu, haben aber darin keine Erkenntnis (vgl. oben).

Schon dieser eine Vergleich erweist, dass eine Abhängigkeit des Görlitzers von Schwenckfeld nicht ernstlich in Frage kommen kann. (Ich spreche natürlich hier nur von Abhängigkeiten in volkskundlicher Beziehung!) Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen. Im 51. Sendbrief hat Schwenckfeld sich 472 A gegen Hexen, Zauberer und „naturalibus Mathematicis und Künstler“ erklärt. Was meint er damit? Wer sind diese Naturmathematiker, die mit dem spiritus familiaris zu tun zu haben vorgeben? Ich glaube, man kann die Stelle in Einklang bringen mit einer Stelle aus dem Brief an den Mediziner Justus Velsius Haganus 1540 (Epistolar, ander Theil erstes Buch 294 D): Zum erst schreibt jhr wol vnd recht, dass Christus das jinnerliche wort vnd weissheit Gottes sey. Zum andern, dass Christus das eusserliche wort vnd weissheit Gottes sey worden, welch jrrig Absud, so viel ich weiss, von keinem Theologo vor nie ist weder gelesen noch gehört worden . . . Solche widerwertige speculationes gebirt Frau Holda, das ist menschliche vernunft auss der Philosophia, wa Christus nicht recht erkant wird.“ — Nun, solche Meinungen hat Schwenckfeld zwar nicht gelesen, aber sie sind doch damals schon ausgesprochen worden, waren im Keime wenigstens schon vorhanden. Denn auf dergleichen Philosophie beruhte die ganze Lehre Paracelsi. Und nicht sehr weit von Paracelsus wird man wohl auch jene Mathematiker zu suchen haben, die freilich keine Mathematiker in unserem Sinne des Wortes waren, sondern eben Naturphilosophen. Zauberer mit Worten und Zahlen. Menschen wie Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, Faust.

In Schlesien sind die pansophischen Ideen um 1600 fast allgemein verbreitet. In meiner Böhmebiographie (49 ff.) habe ich die hauptsächlichsten genannt. Die Lehren Schwenckfelds waren vergessen. Bei Löwenberg hielt sich ein kleines Häuflein Schwenckfelder, schon von der Pansophie angesteckt. Die Lehren Schwenckfelds werden von denen des Paracelsus abgelöst. Und eine neue Zeit bricht an.

III.

Ich sehe von einem weiteren und vollständig ausgeführten Vergleich der Meinungen Böhmes und Schwenckfelds ab. Nur ein Punkt dürfte noch interessieren: Wie ist man dazu gekommen, die beiden Männer in einen Zusammenhang zu bringen, obwohl sie — nicht nur in diesem, sondern auch in theologischen Fragen — einander kaum berührten? Es scheint, dass hier ein Missverständnis der Anlass gewesen ist. Die Kreise, in denen Böhme verkehrte und wirkte, wurden „Schwenckfelder“ gescholten. In diesen Kreisen hat aber, wie ich in einer Arbeit „Abraham von Franckenberg und die Rosenkreutzer“ nachweisen werde, Schwenckfeld eine untergeordnete Rolle gespielt. Die Kreise waren — vielleicht durch Valentin Weigel? — paracelsisch gerichtet. In diesen Kreisen ward eine Naturphilosophie getrieben, die ich als Pansophie bezeichnen will, weil man sich da um eine Weisheit bemüht, durch die man das All, den Kosmos erkennen möchte, und aus dem Kosmos Gott. Mit diesen „Schwenckfeldern“ also hing Böhme zusammen; deswegen setzte man Schwenckfeld unter seine geistigen Väter.

Aber er hatte nur einen geistigen Vater. Und das war Theophrast Paracelsus, auf dessen Schultern die ganze Pansophie bis weit ins 17. Jahrhundert stand.

Man weiss von dem volkskundlichen Gut, das sich bei Paracelsus versteckt, heut ebenso wenig, wie bei den vorigen. Ich reisse einige Stellen heraus — nur einige; denn wenn man ein wahres Bild herstellen wollte, dann müsste man den ganzen Paracelsus abdrucken, weil seine Naturphilosophie aus dem entstanden ist, was noch im Volk an altem Glauben vorhanden war. Vermengt natürlich mit den Weisheiten der magischen Vorgänger, von denen ich nur Agrippa nenne.

Im *liber de animabus hominum post mortem apparentibus* (= Huser Bd. 9 St. 295 [ich zitiere nach Husers Ausgabe in 10 Bänden, Basel 1589 ff.]): Der Geist dess Menschen ist nicht der Leib, ist nicht die Seel, sondern ist ein Dritts im Menschen, also das der Leib ruhet in der Erden: Das ist, er werckt nichts mehr, er ist der Arbeit entlediget, vnd in Schlaff geleit, biss auff sein Auffwecken. Die Seel ist an dem Orth, do man zahlen muss, biss zum letzten Quadranten (wie oft gemeldt). Nun ist d' Geist, do

jhn Gott hin schicket: bey jhm, bey der Seel, beim Leib, oder in der Wohnung der Menschen . . . Das ist nun geredt von Erscheinung d' Geister d' Menschen.

Und in der *Philosophia sagax*, dem Hauptwerk, heisst es im Liber I cap. 6 Abschn.: *Probatio in scientiam Nigromanticam* (= Huser Bd. 10 St. 121 f.): Der Mensch hatt zween Leib, ein Elementischen vnd ein Siderischen: Vnd die zweene Leibe geben einen einigen Menschen, wie ich dann biss hieher gnugsam beyder Leib Herkömen, Vermähelung, Verfügüg, erzehlt vn entdeckt hab. Also seindt zween Leib, aber nuhr Ein Mensch, der ein auff die Elementa, der ander auff das Gestirn, vnd beyde geben Ein Menschen. Damit ist also genug fürgehalten von jhrer Herkömen vn Eigenschafft. Weither so merckendt von jhrem Wesen, wz sie handlen, was Arth sie seind, so sie mit dem Tode verscheiden seind. Auff dz merckend weither, wie diese zween Leib verzehret werden, vn was jhr tödtlicher Wandel sey, denselbigē wol zu erkennen. So der Mensch stirbt, so wirdt der Elementisch Leib vergraben, vnd im Grab verzehret, wie dann offenbar ist, dass die Erden den Menschen gar hin nimbt, oder die andern drey Elementen dergleichen, auch nichts lassen gantz bleiben, es muss in Verzehrung vnnd zu Nichte werden, da muss er der Leib faulen vnnd zergehen mit Würmen, stinckent, vnsauber vnd gar vngestalt, es sey in welchem Element es sey, so lang biss alles hinweg kommt, vnnd nichts vbrig bleibt. Also verzehrt sich der Elementiert Leib in den Elemēten, wie gemeldt ist. Aber von dem Syderischen Leib wissendt sein Feulung also. Er ist vom Gestirn, vnd nicht von Elementen, darumb so nimbt er sein Verzehrung nicht in Elementen, sondern ausserhalb der Elementen, dz ist, vnder dem Gestirn, vnd muss gleich so wol mit der Zeit verzehret werden, als der Elementiert Leib, von dem, in dem er vergraben wird, das ist, vom Gestirn, wie d' Elementiert Leib von den Elementen. Nuhn folgt auff das, dass der Syderisch Leib bleibt bey dem Körper, biss so lang er auch von dem Gestirn verzehrt wird: Das ist, wie sie beim Lebē zu einander vermählet gewesen warendt: Also durch den Todt werden sie geschieden, ein jedlicher in sein Grab der Verzehrung: Jedoch aber so bleibendt sie bey einander, der Ein in den Elementen, der ander ausserhalb der Elementen im Lufft, vn im Lufft ist sein Gewalt, das ist, im Lufft verzehrt

jhn das Gestirn. Also verzehrt die Erden den Elementierten Leib, vnnnd das Sydus den Syderischen, vnnnd also nemmen beyde Leib ihre Consumation. Nuhn bedarff der Elementiert Leib ein Zeit biss er verfaulet, einer mehr dann der ander: Also hatt auch der Syderisch Leib ein solche Zeit. Als sichs dann genugsam beweist, wie die Leib in den Elementen verzehrt werden: Also auch muss der Syderisch Leib ein Zeit haben, biss er auch verzehrt werde. Der Elementiert Leib ist greifflich, der Syderisch Leib aber ist nicht greifflich, sondern wie ein Geist. Also wirdt der Elementiert Leib gesehen greifflich, der Syderisch vngreifflich: Vnnnd doch geschieht die Verzehrung auff Erden nicht bey einander vereinigt in Einem, wie sie lebendig gestanden seindt, sondern gescheiden von dem andern, vnnnd doch im alten Wandel, Weiss vnd Geberden, das ist, an dem Orth, da die Wohnung gewesen ist. Also zuverstehen, der Elementiert Leib bleibt im Grab, und ist Immobile, der Syderisch Leib aber der ist Mobilis, bewegt sich, vnd bleibt nicht an einem orth, sondern er sucht die Wohnung, die derselbig Mensch bey seinem Leben gehabt hatt. Nuhn folgt auss dem, das der Syderisch Leib möge gesehen werden: Dann Vrsach, ist dess Menschen Arth gewesen, an das oder an das Orth zugehen, der Syderisch Leib behelt denselben Gang, biss er verzehret wirdt, es sey auff [Wucher] auff eigen Nutz, auff Gelt, auff Schätz vnnnd dergleichen, dieselbigen örther sucht dieser Leib nach dem Todt vnnnd durchwandelts alles. Auss dem endtspringt, das man saget, ich hab dessen Geist gesehen, ich hab den sehen gehen: So es doch nuhr der Syderisch Leib ist, der also seine Vergrebnuss vnnnd Verzehrung hatt. . . . Nuhn ist der Syderisch Leib auch todt, aber sein Wädlung ist an denē enden vnd orthen, vñ in den dingen, da derselbig Mensch sein Fantasey vnd Gemüt hingestellt hatt. Auss dem dan folgt, dz solche Syderische Leib, in derselbigē Menschen Handthierung gefunden werden, bey verborgenem Schätzē, oder an andern orthē dergleichē. Vnd dieses Gesicht wird gesehen so lang, biss derselbig Cörper verzehrt wird.

Und weiter: Wo er im Lebē sein Gemüt gehabt hatt, da stehet es auch todt hin durch diesen Geist. Als, er hett ein Schatz verborgen, da wird d' Geist auch sein, so lang, biss er vom Gestirn verzehret wird, vñ das geschicht Natürlich an jhm selbst: Dan vrsach, das derselbig Syderisch Geist, biss in sein

Verzehrung dess verstorbenen Menschen Hertz vnd Gemüt brauchet vnd vbet.

Ich brauche wohl nicht mehr erst ausführlich Böhmes und Paracelsi Ansicht über die Spukerscheinungen der Schwenckfelds gegenüberzustellen.

Oben habe ich schon Schwenckfelds Meinung über verborgene Schätze mitgeteilt und es reizt, Böhmes Stellung kennen zu lernen. Er hat, so viel ich mich erinnere, viel weniger oft davon gesprochen; nur im *Mysterium magnum* oder Erklärung über das Erste Buch Mose heisst es 10, 31: . . . also dass der Teufel in dieser Welt Wesen die allerärmste Creatur ist, und nichts in dieser Welt zum Eigentum hat, ohne was er kann von den Lebendigen betriegen. Ein Satz, der an die Sage bei Kühnau II Nr. 1346 erinnert. Er steht im strikten Gegensatz zu Schwenckfeld, bei dem der Teufel Macht über die Schätze hat. Dafür sagt Paracelsus in seiner *Philosophia occulta* (= Huser Bd. 9 St. 343): So ist auch noch Eins hie zu melden, trifft an das gmeyn Sprichwort, das man sagt, der Teuffel ist Reich, er hatt Gelts genug, auch Gold vnd Silber vnd alle Reichthumb so in d' Erden ligt verborgen, das hatt er alles in seiner Gewalt, vnd gibt dauon wem er will, oder der jhm ein Geheiss oder Gelübd thut. Daher kompts auch, das man sagt, Diesem oder jenem gibt der Teuffel Gelts genug, vnd alles, was er von Gelt, Silber oder Goldt begert vnnnd bedarff, darumb hatt er sich verpfendt, verschrieben, oder jhm sonst ein Gelübd gethan, das er wölle sein Eigen werden, vnnnd Gottes seines Schöpfers vergessen. Das sag ich, ist alles nit wahr, vnd ein vermeinte, vngegründte Red, die von jedem verständigen weisen Mann widerlegt soll werden. Dann der Teuffel ist die ärmest Creatur, also das kein ärmere Creatur auff vnd vnter der Erden erschaffen ist, vnd in den Vier Elementen erfunden mag werden. So hatt er auch kein Gelt, hatt auch keines nie zu verwalten gehabt, wie kan er dann disem oder jenem Gelts genug geben? —

(Im Anhang des Schwenckfeld-Briefes ist auch vom *Spiritus familiaris* die Rede. Schwenckfeld glaubte an seine Existenz. Bei Paracelsus kann ich mich keines Ortes erinnern, an dem von ihm gesprochen wird. Auch in den Schriften Böhmes kommt er nicht vor. Dafür weiss Franckenberg in der *Vita Böhmes* cap. 22:

Dieses ist auch merkwürdig zu erinnern, welches er mündlich erzählt, dass auf eine Zeit ein Fremdling von kleiner Statur, doch spitzigen Aussehens und witzigen Verstandes, zu ihm vor die Türe gekommen, mit freundlichem Gruss, höflichem Glückwünschen und bittlichem Ersuchen, weil er vernommen, dass er, J. B., mit einem besondern Geiste begabet, derogleichen insgemein nicht zu finden, und aber ein jeglicher dasjenige Gute, so er empfangen, billig seinem Nächsten auch gönnen und mitteilen sollte: er, J. B., auch tun und ihm solchen besondern Geist auch geben, oder (wie Simon Magus) um Geld hinterlassen wollte. Worauf ihm J. B. mit gebührendem Gegendank eingehalten, dass er sich hoher und grosser Gaben und Künste ganz unwürdig schätzte, auch dergleichen, als sich der Fremde etwa einbildete, bei ihm gar nicht befände, sondern nur schlecht und recht in dem allgemeinen Glauben und Vertrauen zu Gott, und der brüderlichen Liebe zu seinem Nächsten lebte und wandelte: im übrigen aber von keinem Singular- oder, wie es der Fremde meinte, Familiargeiste nichts wüsste noch etwas hielte.)

Es ist sehr seltsam, dass dieser Mensch, der doch dem Glauben des Volkes ganz nahe gestanden haben muss, in allen Dingen denselben aufgibt und ihn in paracelsische Formeln presst. Seltsam besonders deshalb, weil er in seiner Lehre auf eigenen Füßen steht, und weil er sagt: Ich brauche nicht ihrer Formula und Art, sintemal ichs von ihnen nicht gelernet habe, sondern habe einen andern Lehr-Meister, welcher ist die gantze Natura. Von derselben gantzen Natur mit ihrer instehenden Geburt habe ich meine Philosophia, Astrologia und Theologia studiret und gelernet, und nicht von Menschen oder durch Menschen. — Weil aber, so fährt er fort, die Menschen Götter sind (so auch Paracelsus in der Philosophia sagax!), und haben die Erkenntnis GOTTES des Einigen Vaters, aus dem sie sind herkommen, und in dem sie leben, so verachte ich ihre Formulam der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae gar nicht. Denn ich befinde, dass sie meistens gar auf rechtem Grunde stehet (Aurora 22, 11 f.).

Auf rechtem Grunde schien ihm wohl auch des Paracelsus Lehre von den Elementargeistern zu stehen. Ich brauche darüber nicht viel zu sagen. Er hat ein ganzes Buch de Nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus (= Huser

Bd. 9 St. 45—78) geschrieben; er hat auch in der *Philosophia sagax lib. I cap. 10* (= Huser Bd. 10 St. 217 ff.) davon gehandelt: Von den *Inanimatis* die Probation zu machen, ist noth ein guten Bericht zu geben, wie die *Lemures*, die *Vmbragines*, die *Gnomi*, die *Gigantes*, vnnd auch die *Syluestres* vnd *Vulcanales* geboren werden. Dann jhr Geburt gehet nit auss Menschlicher Ordnung vnd Schöpfung, das ist, sie seindt nicht von Adam hie, darumb seind sie auch nit in der Zahl d' Menschen. . . . Es wird auch nit bewiesen, dass sie durch Christū erlöset seindt durch sein Todt, auch den Gebotten Gottes, so dem Menschen geben seindt, mit nichten vnderworffen seindt. Dann im Grund sie zu erkennen, so seindt sie ohne Seel, ein Creatur wie der Mensch, aber ein Viehe, nit ein Mensch. . . . Nuhn seind wunderbarliche Geschöpf von Gott beschaffen, dem Menschen hoch zu bedencken. Dann ein Theil wohnet im Wasser . . . die *Nymphae* vn die Fisch mit ein ander. Die *Bergkleutlin* wohnē in Bergen, nit ausserhalbē . . . Der *Salamander* wohnet im Fewr, gibt ein Exēpel, das auch die *Vulcanales* im Fewr nit verbrennen. Die *Vmbratiles* wohnen im Luft. . . . Die *Gigantes* wohnē auff Erden, wie die Menschen bey den Menschen. . . . Die *Syluestres* wohnē in Deserto, vnd kömen auss der Deserto nit. . . . Vnd die *Lemures* haben jhr Wohnung beym Menschen. . . .

Erstlich ist am schwersten zu redē von d' Seel derselbigen. Dañ sie mag nit Probiert werden, dass sies haben, sondern wie das Vieh alles zusamen stirbt. . . . Ihr *Corpora* seind allein im Leben, im Todt nichts. Dann da zergethet es alles wie ein Schnee an der Sonnen. . . . Wiewol das ist, dass sich begeben hatt, dass sie geboren haben Kinder: aber nicht ein Par von jhnen, sondern ein Fraw von jhnen, ein Mann vom Menschen. . . . So in derselbigē Frucht ein Seel ist, oder wird, so muss sie vom Vatter kömen, nit von der Mutter.

Ihre *prima Materia*, auss der sie werdē . . . Die Mutter ist das Element, der Vatter das Firmament, auss den zweyen wirt ein solche Generatio. Ihr sehet von einem Rosskefer, von den Flöhen vnd Leusen etc. wie dieselbigen wachsen, auch ohn jhre Geburt vnd mehrung, nemlich durch das Corpus, in dem sie wohnen, vnnd zum andern auss dem Firmament. Also ist es auch mit diesen Monstris. Des Rosskefers Herkommen ist aus dem Ross-

dreck, also macht ihn der Rossdreck, und die Sonn: Aus den zweyen wirdt ein lebendigs Thier. . . . Die Mutter Nympharum ist in Elemento Aquae, der Vatter im Firmament. Die Mutter Gnomorum ist in Elemento Terrae, der Vatter im Firmament. Die Mutter Vulcanium im Fewr, der Vatter im Firmament. Die Mutter Syluestrium in Elemento Aeris, auch Gigantum, der beyder Vatter im Firmament. Die Mutter Lemurum im Element Aeris, auch der Vmbraginum, der Vatter im Firmament.

Mit Hexen, schreibt Paracelsus im *liber de sagis* (= Huser Bd. 9 St. 250 ff.), paktieren die Superi, die Ascendenten der Hexen, die oberen Vice-homines, und machen Wetter und Donner und Hagel. All diese Geister sind, wie Wyneken es (Von Paracelsus zu Böhme, Monatshefte d. Comeniusgesellschaft, 1900, Bd. 9 St. 100) einmal ausdrückt, die organischen Blüten der Elemente, aber nur Blüten der Vergänglichkeit.

Von diesen Geistern sagt Böhme im Buch vom dreifachen Leben des Menschen 4, 54 f.: Es sind noch viel figürliche Geister, die nicht aus dem ewigen Quellbrunnen ihren Urkund haben, sondern aus dem anfänglichen [ängstlichen] Willen: als da sind im Wasser, Luft, Erden und Feuer, sonderlich unter dem Firmament die Ascendenten, deren viel und in grossen Heeren sind, und haben auch ihr Regiment, sind aber veränderlich: dann ihr Schatten bleibet auch stehen, und sind sonderlich reine Geister, die nicht ihre Fortpflanzung aus sich selber haben, sondern werden zu seinen sondern Zeiten, durch Wirkung der Natur, durch die Tinctur der Himmel erboren, verstehe die Obern. Aber die Irdischen haben ihr Centrum aus dem Unter-Globo, und die wässerischen aus der Matrice des Wassers: und die haben unterschiedene Himmel zum Regiment, vergehen aber alle zu seinen Zeiten, und stehen zu Gottes Wunderthat. — Als Böhme vom Paradiese sprach, schrieb er im Buch von den drei Prinzipien 18, 12: Es hätte ihme Gott schon Creaturen geschaffen, die der Tiere gepflogen hätten zu aller Zeit: der Mensch hätte wol mögen im Paradeis in Engels-Gestalt bleiben: sind doch ohne das in allen vier Elementen Creaturen ohne Seele. Im nämlichen Buch freilich 7, 35 heisst es: Denn eine iede Gestalt in der Matrice hat seine Creaturen sichtbar und unsichtbar vor menschlichen Augen, welche ein Theil gegen uns zu rechnen nur wie ein figürlicher Geist sind: als im Feuer hats

unsichtbare Geister und Creaturen vor unseren materialischen Augen, und können die nicht schauen: im Luft auch unsichtbare Geister, welche wir nicht sehen, die weil die Luft unmaterialisch ist, also auch ihre Geister. Im Wasser hats materialische Creaturen, die sind uns aber nicht sichtbar: dieweil sie nicht aus dem Feuer und Luft sind, sind sie einer andern Qualität, und den feurigen und luftigen verborgen, sie wollen sich denn selber offenbaren.

Vom fünften Schöpfungstage sagt Böhme, nachdem er die Erschaffung der Tiere besprochen: Und in der Tiefe gingen hervor allerley Geister des Feuers, als da sind die Ascendenten und Phoenix: Und in der Luft auch allerley Geister, nach der Luft Wesenheit: und im Wasser und Erden allerley Geister, ein ieder nach seiner Mutter Eigenschaft: Und die gantze Tiefe zwischen dem Gestirne, alsoweit sich das Wort zur Schöpfung hat eingegeben, nichts als ein Leben und Rägen von Geistern. Vergleicht man dazu den oben mitgetheilten 51. Sendbrief Schwenckfelds gegen den Schluss, wo nur von Wasser-, Feld- und Luftteufeln die Rede ist, dann hat man einen neuen Beweis dafür, dass Böhme nicht von ihm, sondern von Paracelsus abhängig war.

Ein letztes Beispiel erwähne ich nur. Wenn Böhme in den Irrlichtern die Seelen der Ungeborenen sieht, dann kommt er dem Glauben des Volkes auf der böhmischen Seite des Gebirges wohl nahe — denn dort hält man die Irrlichter für Seelen ungetauft gestorbener Kinder (Peuckert, Schlesische Sagen 169 f., Kühnau Nr. 459 ff.) —, aber in einer noch engeren Übereinstimmung befindet er sich wieder mit Paracelsus. Böhme schreibt (Vierz. Fragen 14, 8): Die Seele fällt, so das Kind im Mutterleibe stirbt, der Turbae anheim, und erreicht in Ewigkeit nicht Gott . . . als die Irrwische solche dergleichen sind, welche Gott nicht können erreichen, bleiben also zwischen Himmel und Hölle (im Mysterio) bis ins Gerichte Gottes. Ganz ähnlich erklärte Paracelsus in der Schrift *de Homunculis et monstros* (9, 318), dass die Lichter, welche in heimlichen Gemachen oft erschienen, mitten im Kot stehend, ihre Ursache darin haben, dass Huren und Nonnen ihre Kinder in der Geburt hineingeworfen und also töten, damit es nicht an den Tag komme.

Ich komme zum Ende.

Es handelt sich sozusagen nur um Stichproben, die ich ge-

geben habe. Das Thema ist längst noch nicht erschöpft. Man kann für die Volkskunde noch viel aus Schwenckfeld und Böhme holen, wenn ich von dem Nichtschlesier Paracelsus absehe. Und nicht nur die Volkskunde ist interessiert an solchen Untersuchungen; es ist z. B. ganz unmöglich, ein sicheres Bild der Böhmeschen Naturphilosophie zu erhalten, wenn man nicht diese Anfänge kennt. Was man vielleicht schon ahnte, dass Böhmes Philosophie zum grossen Teil aus solchen Anschauungen erwachsen ist, wird bei der Lektüre seiner Schriften deutlich. Sein Streben, Gott aus dem Kosmos zu begreifen, verlangt, dass er den Kosmos kennt. Den kann er aber nur recht erkennen, wenn er sich nicht nur mit der äusseren Erscheinungsform begnügt, sondern wenn er sich auch bemüht, den inneren Sinn zu verstehen. Der Schlüssel für das Verständnis Böhmes ist in dem Worte „Signatur“ begriffen: Das Äussere ist eine Ausgeburt, Verstofflichung der inneren, geistigen, wirkenden Kräfte. Man wird begreifen, dass jetzt der Schritt, im Oben und Unten, Wasser und Erde die Geister und Kobolde zu entdecken, sehr nahe lag. Böhme wie Paracelsus bemächtigten sich der sogenannten niederen Mythologie. Und daraus erhebt sich ihr System. Erst wenn man diesen „Aberglauben“ der Männer kennt, wird man sich ihre Philosophie verdeutlichen können.

Was nun den ganz besonderen Zweck der vorstehenden Untersuchung betrifft, so scheint mir — neben dem eben dargelegten — zweierlei wichtig zu sein. Erstens einmal stellt sich heraus, dass Böhme in einem grossen Masse von Paracelsus, aber ganz unbedeutend nur von Schwenckfeld abhängig ist. Man wird — was ich bei der Abfassung des „Lebens J. Böhmes“ selbst noch nicht sah — Schwenckfeld ausscheiden dürfen, wenn man sich um die Quellen der Böhmeschen Weisheit bemüht. Und das entbindet von mancher gezwungenen Erklärung.

Das andere aber, was schliesslich den meisten Anteil an Böhme erregt, scheint mir in der Tatsache zu beruhen, das er aus dem Material, das den volkswissenschaftlichen Forschungen zugrunde liegt, ein grosses Gebäude aufführte. Nicht ein Gebäude wissenschaftlicher Erkenntnis, wie es im 19. Jahrhundert des öfteren versucht ward, als man z. B. aus Sagen und abergläubischen Bräuchen eine altdeutsche Mythologie herstellte, — sondern ein philosophisches

religiöses Gebäude. Die Reste einer vorchristlichen Religion vereinigte er — wie Paracelsus — mit christlichen Sätzen. Man könnte von einem Synkretismus des 16. und 17. Jahrhunderts sprechen, vergleichbar jenem des 1. und 2. Jahrhunderts; von dem Versuch, aus Volksglauben und christlichen Lehren eine neue und andere Religion zu errichten. Es hört sich kühn an, wenn man das sagt. Aber wer eine Schrift des frühen Böhme unvoreingenommen liest, der wird sich wundern, wie wenig vom lutherischen Christentum, wie viel vom Glauben des Volkes in ihr vorhanden ist. Freilich längst nicht so viel, wie etwa bei Paracelsus, der auch ein religiöser Mensch gewesen ist, und dessen Naturphilosophie Ausfluss eines religiösen Denkens war.

Schwenckfeld und Luther schrieben gespenstische Erscheinungen dem Teufel zu; dagegen ist nichts einzuwenden; in ihrem Christentum hatte der Teufel seinen Platz. Böhme und Paracelsus sahen in ihnen einen besonderen, siderischen Leib; man kann im Hinblick darauf von einem wissenschaftlichen Glauben, einer Lehrmeinung sprechen. Für Schwenckfeld vielleicht, für Luther sicher waren die Wald-, Wasser- und Erdgeister Manifestationen des Teufels; für Böhme und Paracelsus aber waren sie wahrhaftig als Wald-, Wasser- und Erdgeister vorhanden. Und wurden von ihnen in den Kosmos eingeordnet. Luther war durch die theologische Schule gegangen; die beiden letzten aber, besonders wieder Paracelsus, schöpften aus den verrufenen Mündern der Schäfer und alten Weiber. Von Böhme kann man sich leicht vorstellen, dass er nie den Zusammenhang mit dem Volksglauben, der damals noch ein Volksglauben war, der Rockenstubenphilosophie verlor. Theophrast Paracelsus aber bekennt, er „hab die hohen Schulen erfahren lange Jahr bey den Teutschen, bey den Italienischen, bey den Franckreichischen, vnd den Grund der Artzney gesucht. Mich nicht allein derselben Lehren vnd Geschriften, Büchern, ergeben wollen, sondern weiter gewandert, gen Granaten, gen Lizabon, durch Hispanien, durch Engelland, durch die Marck, durch Preussen, durch Littaw, durch Polandt, Vngern, Walachy, Siebenbürgen, Crabaten, Windisch Marck, auch sonst andere Lender, nicht noth zu erzehlen, vnd in allen den Enden vnd Orten fleissig vnd emsig nachgefragt, Erforschung gehabt gewisser vnd erfahrner wahrhafften Künsten der Artzney, — nicht allein bey den Doctoren,

sondern auch bey den Scherern, Badern, gelehrten Artzten, Weibern, Schwartzkünstlern, so sich des pflegen, bey den Alchymisten, bey den Klöstern, bey Edlen vnd Vnedlen, bey den Gescheidten vnd Einfeltigen.“ (Chirurgische Bücher u. Schrifften, Spittal-Buch 310 f.) Mit einem Wort, es handelt sich um die Aufnahme, um eine Renaissance des alten Volksglaubens. Und mehr, um eine Verschmelzung desselben mit der Religion. Sie haben zu einer Zeit, als man anfang, den Glauben der Einfältigen zu verlachen, den Mut besessen, ihn aufzunehmen, ein deutsches Christentum — wenn man das oft gebrauchte Wort anwenden darf — darauf zu gründen, will sagen ein Christentum, das in den Resten des alten Glaubens verankert und befestigt war.

Zur schlesischen Wortgeschichte.

Von Will Erich Peuckert.

In den Mitt. 18, 79 ff. handelt Schoppe über das Wort Eigenheit und sagt zum Schluss, es wäre wohl möglich, dass wir die Bindeglieder aus dem mhd. in den Anfang des 18. Jahrhunderts noch finden könnten. Er weist auf den Kreis um Zinzendorf und Gichtel und Dippel. Ob Zinzendorf das Wort den alten Mystikern entlehnt hat, ist nicht zu erweisen; näher liegt die Annahme, dass er es aus den Schrifften Gichtels oder Dippels übernommen hat. — Ich kann die Frage nicht entscheiden, wohl aber über Gichtel zurückgehen. Mitt. 20, 132 f. hat Schoppe selbst aus dem Kreise der Spiritualisten des 17. Jahrhunderts Belege gebracht und zwar aus Breckling 1660 und Quirinus Kuhlmann 1684. Er sagt ausserdem: Unendlich häufig gebraucht das Wort G. Arnold. Arnold, der Autor der Kirchen- und Ketzergeschichte, lebte in den Gedanken der Rosenkreutzer und Weigelianer, wie man im 17. Jahrhundert die neuaufkommende Naturphilosophie genannt. Ein Kreis, in den auch Böhme gehörte. Und Arnold war ein Erneuerer und Beschützer der Weigelschen und Böhmeschen Lehre, ebenso wie Quirinus Kuhlmann sich eine Zeitlang mit Böhme beschäftigte und eine Abhandlung „neubegeisterter Böhm“ herausgab. Dass Gichtel um 1683 in Amsterdam die erste Gesamtausgabe der Böhmeschen Schrifften besorgte und sie mit kurzen Summarien der einzelnen

Kapitel versah, ist ja bekannt. Man darf natürlich nun schliessen, dass „Eigenheit“, bei allen drei Autoren, die unter sich nicht zusammenhängen, auftauchend, nur aus den Böhmeschen Schriften herrühren kann. So ist es in der Tat. Die Ueberfeldsche Ausgabe von 1730 nennt im Register unter „Eigenheit“ folgende Stellen: Theosoph. Punkte 7, 7. 9; de signatura rerum 15, 41. Mysterium magnum 24, 21 und 51, 10. 18 wie 66, 65 f. und 74, 18. Dabei ist dieses Register noch unvollständig.

Wie Böhme zu diesem Wort gekommen ist, lässt sich vielleicht erraten. Zuerst vermutet man Schwenckfeld. Aber das ist unberechtigt, denn dieser entrüstet sich über solche Ausdrücke wie Eigenheit, Ichheit usw.; vergl. Ecke: Schwenckfeld, Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation, 1911, St. 45, wo die fragliche Stelle aus dem Berliner Epistolar, Ms. germ. 898, Bl. 174 betr. die „deutsche Theologie“ an Dienstag nach Margareta 1545 mitgeteilt wird. Dagegen hat Weigel das Wort. Ich habe augenblicklich die Texte nicht zur Hand, verweise aber auf Opel: Valentin Weigel 1864, wo aus dem Gebrauch dieser Ausdrücke bewiesen werden soll, dass Weigel von Tauler und der „Theologie“ abhängt. Und Böhme kannte Weigelsche, wie Epist. 12, 59 ff. ausweist, aber ganz sicher keine der älteren mystischen Schriften.

Ich glaube, dass damit „Eigenheit“ bis an das Ende des 16. Jahrhunderts hinaufgerückt werden kann. Von Weigel geht eine direkte Verbindung zur älteren deutschen Mystik, so dass wir einen lückenlosen Weg bis zu den Goethestellen im Deutschen Wörterb. III, 97 erkennen können.

Unter den „wortgeschichtliche Studien“ Mitt. 20, 120 ff. genannten Worten sind viele, die sich aus Böhme früher belegen lassen als aus den angezogenen Franckenberg-Texten. Ich greife nur einige, die mir zufällig nahe liegen, heraus.

Adamisch: Erste Apologie wider Tilke 230, Gnadw. 9, 89, Mysterium magnum 70, 12.

Begreiflichkeit: Drei Prinzipien 1, 6 (14, 63: das Begreifliche). Aurora 20, 79: Gott ist ein Geist und in der Begreiflichkeit stehet der Tod.

Bildlichkeit: Gnadw. 12, 15. Zu Mitt. 20, 133 Einbildung, eingebilden siehe Gnadw. 12, 16 Einbildlichkeit. So stammt auch einbilden, einergeben, einsprechen (Gnadw. 13, 4) von Böhme.

Empfindlich: St. 134 ein stadtschreiberisch Wort. Böhme hat es (Mysterium magnum 3, 11) sehr häufig, auch als Findlichkeit: Mysterium magn. 3, 9 — und dann die vielen Theosophen des 17. Jahrhunderts.

Feuerlicht: Nach Böhme hat das Feuer zwei Wesenheiten, das Zornfeuer und das Liebefeuere oder Lichtfeuer. Das Licht urständet aus des Feuers Qual (Quell): Vierzig Fragen v. d. Seele 1, 95. Vgl. auch 1. Apologie wider Tilke 153 ff., Franckenberg hat die beiden von Böhme bereits vereinten Begriffe nur noch in ein Wort zusammengefasst.

Halunke: Böhmes Schutzrede wider Gregor Richter 34 und Epistel 52, 1 vom 25. März 1624, nicht, wie gewöhnlich und falsch datiert wird: 1. 4. 24.

Ich glaube, dass viele der Ausdrücke, die Schoppe aus Franckenberg belegt, bis Böhme hinaufgehen. Franckenberg war kein produktiver Geist; er nahm viel und gern an; er las, was ihm begegnete (wenn auch nicht jene Schriften, die er in seiner Vita Böhmes anführt, Abs. 54, und von denen Hans Kayser in den „Schriften Jakob Böhmes, Inselverlag 1920 behauptet, es seien alte mystische Schriften. Denn es sind seine eigenen Traktate). Man wird deswegen Böhme noch einmal gründlich durchsehen müssen, wie Weigel und Paracelsus. Wie Böhme wohl auch für unser schlesisches Wörterbuch verglichen werden müsste. Er ist an mundartlichen Ausdrücken reich, ebenso wie an Redensarten: Auf eurer Geige fiedeln, Weinen und Lachen aus einem Sack, wie die Kuh vorm Scheuntor stehen usw. Ich habe einige Stellen — längst noch nicht alle — in meiner Biographie S. 158 genannt.

Die deutsche Besiedlung Schlesiens im Mittelalter.

Von Wolfgang Jungandreas.

Vor 7—800 Jahren war der ostgermanische Boden von der Elbe bis zur Memel und zur Tatra dem Deutschtum zurückgewonnen worden. Heute sehen wir, wie Millionen Deutscher jenseits der jetzigen Grenzen des Deutschen Reiches einen verzweiflungsvollen Kampf gegen slawische Oberherrschaft führen, die noch weitere Ansprüche durch historische Zeugnisse zu rechtfertigen sucht. So

beträchtlich auch die Menge der geschichtlichen Beweise, die die Wissenschaft den Forderungen besonders der Polen und Tschechen entgegensetzen kann, für die Bodenständigkeit des Deutschtums im Osten sein mag, soviel wir auch über Ansetzungen zu deutschem Recht im Mittelalter, über das Deutschtum, über Sprache und Sitte der Ostmarklande wissen, die Lösung einer Frage, die noch das Bild des mittelalterlichen deutschen Ostens vervollständigt und zu einem geschlossenen Ganzen abrundet, ist bisher nicht erbracht: der Frage nach der Herkunft der deutschen Siedler aus den verschiedenen Gebieten Westdeutschlands und nach dem jeweiligen Mischungsverhältnis jener Stämme auf ostdeutschem Boden. Die Geschichtswissenschaft und die Siedlungsforschung sind bisher nur zu ganz allgemeinen Ergebnissen gelangt und auch das, was auf dem Wege der Mundartenvergleiche versucht worden ist, hat nur ein verschwommenes Bild von der Kolonisation ergeben.

Ich habe in meiner vor der Veröffentlichung stehenden Arbeit „Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart“ eine systematische Untersuchung des Lautstandes der schlesischen Untermundarten und der westdeutschen Dialekte durchgeführt und, mit der einzelnen Lauterscheinung als Einheit, versucht, den verhältnismässigen Anteil der in Betracht kommenden Siedlerstämme zu ermitteln. Gleichzeitig sind von mir — abgesehen von allgemeinen Ortsnamenstudien — die eindeutigen Herkunftbezeichnungen für die schlesischen Siedler (an die 600) in den schlesischen Regesten und Codices des 13. bis 15. Jhs. zusammengestellt und auch hier die Stärkeverhältnisse der einzelnen Stämme mehr oder minder genau ermittelt worden. Die zwei parallelen Untersuchungen über den Lautstand und die Herkunftbezeichnungen zeigten auffällige Übereinstimmungen, sodass ich die Ergebnisse beider gegeneinander abwägen und damit zu einem Siedlungsbild gelangen konnte, das der Wirklichkeit nahe kommen dürfte. 22 schlesische oder dem Schlesischen nahestehende Ortsmundarten im deutschen Südosten sind ihrer sprachlichen Zusammensetzung nach behandelt worden: Gross-Schönau bei Zittau, Niesky (Oberlausitz), Dubrau (Niederlausitz), Moschwitz bei Glogau, Mühlräditz bei Liegnitz, Maretschine bei Trachenberg,

Zindel bei Brieg, Obersteinseiffen im Riesengebirge, Lehmwasser bei Waldenburg, Spindelmühl in Nordböhmen, Kieslingswalde (Glatz), Katscher O.-S., Kunewald in Mähren, Schönwald O.-S., Bielitz (Österr.-Schles.), Wilhelmsau in Galizien, Anhalt bei Pless, Hobgarten, Kesmark und die Gründe in Zipsen, Rathsdorf und Mährisch-Altstadt im Schönhengstgau (Mähren). Wie noch die in den schlesischen Familiennamen erhaltenen Stammesbezeichnungen Sachse, Westfal, Friese, Flemming, Reimann, Hesse, Döring, Meissner, Bayer und Schwabe verraten, haben sich die verschiedensten deutschen Stämme an der Kolonisation Schlesiens beteiligt. Nur hieraus erklärt sich auch der Mischcharakter der schlesischen Mundart. Zu Anfang der deutschen Einwanderung werden noch die verschiedenen Siedlermundarten nebeneinander gegolten haben. Aber schon bald muss, wie man aus den frühen Zeugnissen für die Mundartenmischung auf schlesischem Boden oder, anders gesagt, für die schlesische Mundart selbst (schon um 1300) ersehen kann, eine Verschmelzung eingetreten sein, die sich durch eine Verbindung obersächsischer und bayrischer, hessischer und ripuarischer Lauterscheinungen oft innerhalb eines und desselben Wortes (vgl. *tôp* „Topf“, *birnl* „Brünnlein“, *pfropa* „Pfropfen“, *hêpt* „Haupt“) kennzeichnet. Eine Oderberger Urkunde vom Jahre 1305 (CdS. II, S. 24) enthält bereits schlesische Merkmale, und zwar gleichzeitig nebeneinander thüringisch-obersächsische, hessische, ripuarische und bayrische Sprachelemente, wie diese ja im wesentlichen im ganzen Südosten das schlesische Mundartbild ausmachen. Die erwähnte Urkunde ist ein Zeichen für das hohe Alter der heute in polnischsprechender Umgebung sich noch haltenden deutschen Sprachinseln wie Anhalt, Bielitz, Wilhelmsau und Schönwald (schon 1283 genannt!). Auch für Kosel lässt sich die Herrschaft des Schlesischen im Mittelalter erweisen. Dies und die Selbständigkeit des Neiderländischen rechts der Oder, seine Unabhängigkeit von den Lautverhältnissen im übrigen Schlesien sowie die auch hier früh erfolgten deutschen Siedlungen ergeben mit zwingender Notwendigkeit die Bodenständigkeit des Deutschtums in ganz Schlesien seit dem Mittelalter.

Die ersten grösseren Einwanderermassen waren rheinischen Ursprungs. Als König Geisa II. von Ungarn um 1150 ripuarische Siedler in sein Land rief, zogen diese das Erzgebirge, die Sudeten

und Karpaten entlang nach Siebenbürgen, wenn man die Verbreitung der sonst nur zwischen Eifel und Ruhr vorkommenden Ortsnamen auf -seifen (wohl auch der auf -busch) im deutschen Osten mit Weinhold so deuten darf. Offenbar haben sich unterwegs auf der Ostwanderung grosse Trupps abgelöst, die in der Besiedlung des nordböhmischen und schlesischen Gebirgsrandes ihr Genüge fanden. Der mundartliche Einfluss der ripuarischen Siedler ist im Gesamtschlesischen schwach, deutlich jedoch noch in Bielitz (Österr.-Schles.) und in der Zips zu erkennen.

Durch den Zug der Rheinländer, auf dem sie ohne Zweifel Landschaften Westmitteldeutschlands berühren mussten, sind anscheinend auch die hessischen Auswanderer, die nach Ausweis der Mundarten Schlesiens ebenfalls an den Gebirgen entlang gezogen sind, in Bewegung gesetzt worden. Stark hessisch beeinflusst sind die südschlesischen Gegenden des Riesengebirges, der Grafschaft Glatz, ferner Österreichisch-Schlesien, das Kuhländchen, Oberschlesien, Bielitz, Wilhelmsau und die Zips. Die Mundarten dieser Landschaften zeigen, dass die hauptsächlichsten Siedler den Tälern um Vogelsberg und Rhön herum entstammten. Eine merkwürdige Bestätigung dafür geben die drei aus der Fuldaer Gegend nach der Grafschaft Glatz übertragenen Ortsnamen Reinerz, Rückers und Roms.

Alemannische Mundartspuren sind im heutigen Schlesisch nicht mehr zu erkennen, wohl aber zum Teil noch in den mittelalterlichen Schriftdenkmälern Schlesiens.

Unter all den Mundarten, die zur Entstehung des Schlesischen beigetragen haben, steht das Bayrische an zweiter Stelle. Die bayrisch-österreichischen Siedler, die in der Hauptsache aus Niederbayern und der Oberpfalz kamen, in Zipsen dagegen zumeist aus den Alpenländern, haben Schlesien überall stark durchsetzt, weit aus am stärksten aber den Schönhengstgau in Mähren. Die oberdeutsche Färbung des schlesischen Konsonantismus ist auf bayrische Einwanderer zurückzuführen.

So gross der hessische und bayrische, so unbedeutend ist der ostfränkische und moselfränkische Siedlereinfluss in Schlesien. Die Ostfranken kamen anscheinend in der Hauptsache aus Unterfranken und dem badischen Amt Mosbach.

Bei weitem an erster Stelle stehen unter den deutschen

Stämmen in Schlesien — nicht, wie man bisher angenommen hat, die Ostfranken, sondern — die Obersachsen und Thüringer, deren Heimat sowohl in der Umgegend von Weissenfels, Weimar und Altenburg, als auch in den heutigen sächsischen Amtshauptmannschaften Grimma, Leipzig, Oschatz, Döbeln, Meissen, Grossenhain, Dresden und Pirna zu suchen ist. Die thüringisch-obersächsischen Dialekte dieser Landschaften haben dem Gesamt-schlesischen das Charakteristische, vor allem im Vokalismus, gegeben. Mannigfaltig sind die historischen Beziehungen Schlesiens zu Thüringen und Meissen. Fast seinen ganzen alten Adel, der einen hervorragenden Anteil an der Besiedlung gehabt hat, verdankt Schlesien seinen beiden westlichen Nachbarländern. Hier wären viel Namen noch heute bekannter Geschlechter zu nennen: Anhalt, Aulock, Biberstein, Dohna, Eulenburg, Falkenhain, Gerstenberg, Häsel, Haugwitz, Heinitz, Kalkreuth, Kanitz, Knobelsdorf, Kolditz, Kottwitz, Kurzbach, Lüttwitz, Maltitz, Minkwitz, Pannwitz, Pflug, Polenz, Poser, Prittwitz, Promnitz, Rabenau, Schaffgotsch, Schlieben, Schönberg, Seidlitz, Staupitz, Uchtritz, Unruh, Zedlitz, Zeschau, Zeschwitz, Zettritz und Zobelitz.

Der niederdeutsche Einfluss auf die Gestaltung der schlesischen Mundart ist im allgemeinen bedeutungslos gewesen. Obwohl die niederdeutschen Einwanderer von Ypern bis zur Memel nach Ausweis der Herkunftsfamiliennamen einen nicht unerheblichen Bestandteil der ganzen Siedlermasse ausgemacht haben werden, ist doch der Umstand, dass sie aus den verschiedensten Landschaften Norddeutschlands ohne inneren Zusammenhang gekommen sind, fraglos für ihre sprachliche Anpassung an das Mitteldeutsche bestimmend gewesen. Gerade nur in den nördlichen Randgebieten, der Niederlausitz und dem Neiderlande rechts der Oder, lässt sich, wenn auch schwach, niederdeutscher Einschlag in der Mundart noch heute verspüren. Die Stadt Breslau verdankt ihren starken niederdeutschen Bevölkerungsanteil im Mittelalter vielleicht weitreichenden Hanseverbindungen.

Den Anteil sämtlicher deutschen Stämme habe ich versucht auf bunten Tabellen zu veranschaulichen. Der organische Zusammenhang der Mundarten Schlesiens untereinander, auch der sogenannten Sprachinseln im Südosten mit dem übrigen geschlossenen Siedlungsgebiet wird deutlich in dem allmählichen

Wachsen und Abnehmen der verschiedenen westdeutschen Mundarteinflüsse in den einzelnen schlesischen Ortsdialekten. Auch hier sieht man, dass die heutigen Sprachinseln ursprünglich nicht Inseln, sondern Teile eines Ganzen waren. Wie das Meer grosse Länderstrecken überflutet, sodass nur die zuvor höchsten Bergespitzen noch aus dem Wasser hervorragen, so hat auch das polnische Element in Oberschlesien überhandgenommen und die Mundarten von Schönwald, Bielitz usw. aus ihrem Zusammenhang mit dem übrigen Schlesischen gerissen. Nur das Bewusstsein dieses sprachlichen und völkischen Zusammenhanges aller Teile der deutschen Südostmark schlingt ein gleichfestes, untrennbares Band um uns und unsere Brüder draussen wie die unverrückbare Tatsache von der fast tausendjährigen politischen Einheit Oberschlesiens mit dem übrigen Schlesien.

obl.

mɪ hən ɔ n jʊə taʳ hēst Kɔʳlə.
tswē mādl sain šund kəšturbm.
hoitə is tʳ noɪr kum, ičh wɔʳ
trausɪ pain uksn un sāgɔ kum.

kuhl.

mɪ hon ā n jʊə dr hāest Kɔʳl.
tswē māədlə zain šon gəšduəwə.
hait ies dr nɔkwr kumə, eɪh wɔʳ
dausə bain ɔksə on zɔzɔ kumə
on läöfə.

schöh. (Rathsdorf, Schönhengstg.)

mɪʳ hōm ā ɛn jünr dār hɔast¹⁾ Kɔʳl.
tswɔa mārlich zaiⁿ šōñ gəštōam.
haiʳt is dr noɪhpɪ kūma, ičh wɔʳ
drjauzn pain ɔksən ün zɔzɔ
kūma.

obs.

mɪ hun ɔ n ɕiʊə taʳ hēst Khɔʳlə.
tswē mātl seɪn šund kəšdɔrm.
hoitə is tɪ noɪr kəkum, ičh wɔʳ
trausɪ peɪn uksn un sākɔ kum.

hess. (Ggd. Rhön-Vogelsberg).

mɪ hoⁿ ā n jʊə dəa haist Kɔʳl.
dswɔai mādlə saiⁿ šon gəšdɔʳwə.
hait eas də nɔɪhbɪ koma, ičh wɔʳ
däus bain ɔəsə ean sogɔ kome
ean läufə.

bayr.-öst.

mia hōm ā n jūma ta hɔast Kɔal.
tswɔa mɔadl zān šōñ kštōm.
hait is ta nɔɪhba kūma, i wɔa
taust pain oksn und hɔⁿ n ksēn
kūma.

Die Beispielssätze sind nur flüchtig zusammengestellt. Besonders die Gleichmässigkeit der phonetischen Schreibweise lässt manches zu wünschen übrig.

¹⁾ In der Umgegend von Rathsdorf wird mhd. ei von älteren Leuten noch als ɔa gesprochen. In der jüngeren Generation gilt ā.

Volkskunde in schlesischen Archivalien II.¹⁾

Von Georg Schoppe.

In den Mitt. XXV, 79 ff. sind Zeugnisse zur Volkskunde aus schles. Handschriften abgedruckt worden. Auch anderswo ist man auf die Malefizbücher als volkskundliche Quellen aufmerksam geworden: Th. Hampe hat auf dem diesjährigen Archivtag in Regensburg einen Vortrag angekündigt, in dem er die Nürnberger Malefizbücher als volkskundliche Quellen behandeln will²⁾. Die hier mitgeteilten Zeugnisse bilden aber nur eine anspruchslose Fortsetzung von Mitt. XXV, 79 ff. Ein Beweis dafür, dass am Ende des 16. Jahrhunderts die einzelnen Mundarten im Schlesiſchen unterschieden worden, ist folgendes. Es wird ein schwerer Junge vernommen, der behauptet, aus Dresden zu stammen. Der Bericht bemerkt dazu: „Die Sprach hat er auch nicht, den er Gebirgsschlesiſch redet“. Hs. J. 124, 8, 285 (1588). Wenn aber Hs. J. 124, 5, 63 (1576) von einem in Böhmen Geborenen gesagt wird, das er „nicht Recht schlesiſch Redenn kan“, so soll das nur heißen, dass er als Böhme nur seine Muttersprache sprechen kann, aber nicht die hier übliche, es stünde also schlesiſch für deutsch. —

Schles. Monatshefte II, 399 wurde bemerkt, dass für das Rotwelsch nicht gerade viel abfällt, obwohl einer bekennt, „Er könne gutt Rohttwelsch reden, habe es hien vndt wieder gelehret; könne doch solche sprach fast ein jedes Kindt im Breszlaw“. J. 123, 12, 25 (1651). — Indessen 2 Ausdrücke haben sich ausser den von Kluge bereits ermittelten noch beibringen lassen. J. 124, 8, 283 (1588) heisst es: Caspar Schmalbein, der mit ihnen gezogen worden (in der Marter) sei auch ein faderthfeller auff ihre sprach oder ein beuttelschneider“. Von diesem wird 284 ausdrücklich vermerkt: „ist gantz und gahr verstockt, und hat ein boses gesicht, ist nichts guts zu vormuten, khan auch Rotwelsch. — Zu diesem Wort kommt noch das Geschichtsblätter 1925, 57 f. behandelte „pögern“. Der hier beigebrachte Beleg ist der bislang früheſte. Leider wurde übersehen, dass das Wort als bägern

¹⁾ Vgl. Mitteilungen XXV, 79 ff.

²⁾ Vgl. jetzt Theodor Hampe, Die Nürnberger Malefizbücher als volkstümliche Quelle. (Bayrischer Heimatschutz XXI [1925] S. 53 – 59.)

oder begern lange gebucht ist: z. B. Schmeller I, 211; DWB. I, 1075; Schwz. Id. IV, 1056; Fischer, Schw. WB. I, 363, 576; Kluge, EWB. 84

Bracken. „den der Polack gesagt, er solle fuer tretten, er wolle ein stucke leimet bracken, welches er auch bekommen.“ Hs. J. 124, 10, 292 (1591). Der Schreiber bemerkt ausdrücklich am Rande der Handschrift, dass dies Wort rotwelsch sei. Als rotwelsch im Sinne von stehlen verzeichnet das Wort Sanders im Ergänzungswörterbuch 96 a; er belegt es aus dem Novellenschatz 3, 114.

(Die Unzucht) sei geschehen den Abendt, ahls ihr Meister lichtgans gegeben. J. 124, 9, 47 (1588). Vgl. Zedler 17, 913, Schmeller I, 924; DWB. VI, 884.

Dann es wer auff den dörrfern der brauch, das alle die porssche ahnn dem Sonttagk zue obendt, Inn die pawerhofe zu nachbarn gingen. J. 124, 6, 13 (1581).

Er vor seinne perschonn Sey mitt Ihr Zweynn vonn B. bein der Schweynitz gelegene zum schweinizen tore. hienausgegangen, und Inenn das gelette geben; hatte auch eine kanne bier mitte genumen, vnd Inen das geschencke gehalten; hatten sich nicht weitt vom schlage niedergeseczett vnd getrunken.“ J. 124, 4, 193 (1576).

Dieses Hinausbegleiten der auf die Wanderschaft oder in die Heimat ziehenden Gesellen begegnet öfter in den Quellen; zuweilen geschieht es mit Musik; so z. B. J. 124, 7, 169 (1583): „Darauff zeigt er ahn, das der Reiter im Rotten kleide sie beide gedinget, weil er fortziehen solt, dy sie ihm zum thor hinaus bis auf den Elbing zu seinem Vettern geigen soltten.“

Er sey alhier kommen vnd habe sich vmb ein dinst bemühett vnd ein Cettel ahn die Kirchthüre geschlagen. Nuhn wie ehr gegen obendtt wiel sehen, ob sich Inderst ein hervnderschieden, der seinner möcht begeren, So Ist ein Edelmahn dorbey gestanden... J. 124, 6, 278 (1581).

Dass auch die Kanzel benutzt wurde, um Verlorenes oder Gefundenes bekannt zu machen, lehrt folgende Eintragung: „Warumb er solches (gefundene Geld) niemandts angemeldt oder solches auf der Cantzel oder sunsten aus Ruffen lassen. Hs. J. 124, 10, 16 (1590).

„... Sich vor Schuller vom Neuen begrebnus ausgegeben vndt vmb Neu Jahr von einem Haus zum andern gesungen, hatten ungefähr 10 groschlenn bekommen.“ Hs. J. 123, 10, 231 (1592).

Das medlin wehr Ihm die treppen hienauß bies auff den soller nachgelauffen, vnd von Ihm begerett, Mertenn hornn zu essen. Hs. J. 123, 9, 4 (1578).

Splele: Das Kindt Ist auff einer ehlen Inn der stueben neben dem bruederlein ruehm geritten.“ Hs. J. 124, 5, 191 (1577).

Dasz er vnd Jacobusz des Mägdleins bruder sowol der ander Junge miteinander des plintzens gespielt. Hs. J. 123, 1, 153 (1562).

Es hätte sich zugetragen, das des mehstersz Sohnn, alls Ihr vetter mit Ihr ahn einnem sonntagk auff den kartten, vmb ein bitte nicht zu zuvorsagen, gespiellet hot, ... J. 124, 3, 158 (1575) u. J. 124, 12, 228 (1597).

Blatt raten. „Diese nachgeschriben haben mit Bemischen gr. vnd mit dem blat Rothen vnd mit falschen worffeln vmbgangen.“ Hs. J. 115, 114 a (1487).

Dieses Spiel wird uns mehr als hundert Jahre später (1592) erklärt Hs. J. 124, 11, 48; dort lesen wir: „Der Pole habe dem Fleischhacker drey mal vndten am gemel (Blatt 50: die vnthern bletter) die karthen gewisen vndt gefragt, ob er das blatt gesehen hette; der Fleischer gesagt: Ja. Der Pole das Blatt vnthen, welches er gezeigt herfürgezogen, auff den tisch gelegt vndt wider jm gesprochen, so gedencks, was es gewesen sey. Mit disem der Pohle die kartten gemischt, vndt dem fleischer aber die karten gezeigt vndt ein blatt vnden herfürgezogen. — Zum dritten das vnthere blat dem fleischer gezeigt und gesagt, ob er gesehen, vndt damit daz blat nidergelegt. Der Fleischer ja gesagt, der Pole gesagt, es wirdt das eichell Dlaus gewiszlich vnther den drey Blettern sein. —

Also hetten die beide eine wette ahngefangen, es were drunder, es were nicht da. Dornach sie ein gutte summa geldes in einen hutte zusammengeschuet, auch einander die hende gegeben, welchers gewinnen mocht, das der ander nicht wolle zornig sein. Und wie mahn die 3 bletter eins nach dem andern auffgehoben, sei das letzte blatt das Eichell daus gewesen; damit habe der Pole das gelt gewonnen.“ Später kam es natürlich zum Streit.

Späne ziehen. „er vnd Swarcz Hensel habin dem knaben das gelt angewonnen mit dem spene czihen.“ Hs. J. 116, 56 b. Entspricht es unserem: „Kurz verliert, lang gewinnt?“

Gürtelstechen. „nochmollen hatt Berck Caspar mitt dem gurttel mit dem pawer gestochen.“ Hs. J. 123, 8, 38a (1576). Dieses Spiel, welches in schlesischen Quellen nicht selten erwähnt wird, [Vgl. noch J. 124, 5, 60 (1576) u. 100 (1577)], heisst anderweitig Riemenstechen. Diese Riemenstecher waren gefürchtete Gauner. Vgl. Zedler (1742) 31, 1550 u. die andern Wörterbücher.

Verlöbniß und Ehe. „vnd (hat) Ihr 2 vngerische gulden dor auff (auf das Eheversprechen hin) gebenn.“ Hs. J. 123, 8, 46 a (1576). Geldgaben und andere Geschenke mit Verspruch kommen häufig genug vor; bei Anklagen wegen Unzucht wird sehr oft entschuldigend geltend gemacht, die Angeklagten wären verlobt; die Trauung nur sei aus gewissen Gründen noch nicht geschehen.

„Magdalena Michel Pazeltin, die Vogel Lehna genant, Darumb das sye eynem die eh recht vnd redlich zugesagt vnd versprochen hott, dan aber sich mit eynem andern wider eines erbaren Rhadts vorbot vnd warnunge auszerhalb der stadt trauen lassen vnd beygelegen vnd also zum ergernus viler leut dem heyligen ehstandt zu schimpff vnd spot eynen öffentlichen ehbruch begangen, ist sy am Pranger gestrichen worden, der stadt vnd hauptmanschaft ewig vorweist worden.“ Hs. J. 120, 1 (10. V. 1559).

Sehr oft ist von Entführungen und sogenannten Winkelhochzeiten die Rede. Ganze Romane spielen sich ab. Leichtfertig wird auch sehr oft von der Geistlichkeit gehandelt: sie trauen eben. Ein par zahme Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Hs. J. 123, 3, 112 b (30. IX. 1567): „Hat ausgesagt, das sie an der Hasener Kyrmes mit dem Hannsz Schermacher eim bauers knecht vonn Seiffersdorf, welcher dieser zeit zu Haugsdorf dem kreczschmer gedinett, sich vnterredet vnd mit einander eins worden seindt, so baldt sie gelegenheit haben mochten sich mit einander auf zu machen vnd jn ander wege sich trauen zu lassen. Und dessen woste sie kein andere vrsach, dann allein, das sie sich besorget, ob es gleich der knecht bei ihrenn elternn gesucht hat, das ihre elternn sie yme nicht wurden gegeben haben. Und hetten also solchs nachmals vierzehn tag nach der kyrmes, welche am

nechsten Sontag vier wochen gewesen, ins werck gestelltet, vnd wern mit einander bey nechtlicher weil von Hasen hinweg gangen vnd die ganz nacht vber zu fucz bis gen Stuben gelauffen. Nachdem aber der Pfaff von Stuben, wie sie hin kamen, nicht doheimen gewest, weren sie wider zurück gen Seiffersdorff zu seiner mutter gegangen, vnd des nechsten tages darnach gen Stuben widerumb gangen und sich den Pfaffen daselbst treuen lassen. — Es hett auch der Pfaff vor der trauung sie nichts andersz gefragett, dann ob sie sich beiderseits sonsten auch mit ymanden versprochen; wie er aber von ynen vernommen, das solchs nicht wehr, hette er sie also zusammen getreuett. — Ferner sagt sie, das sie es nicht verstanden, das es sunde oder verbotten sein solde, einander zu entfuren, weill es doch hin und wider vfn dorffern fast gemein; vnd weren Sieder der Zeitt sie getreuett weren worden, Innerhalb den 4 wochen noch drey bar, welche gleichfals einander also weggeführt, zu Stuben getreuett worden.“ Der Bräutigam fugt zu seiner Aussage noch hinzu: „Und ob wol der Pfaff von solcher treuung einen thaler begert vnd haben wollen, So het er yn doch mit vleisz vverbetten, das er 7 groschen von ym genommen. Dann er als ein armer knecht auch nicht mehr gehabt.“

Bedenklicher sind die zwei folgenden Geschichtchen: Hs. J. 123, 4, 166 (31. VII. 1570): „Zuvor aber vngefehr für 8 Jarenn habe er eine magtt von Haberswerde weg geführt, vnd habe sich zu Gabel bein einnem pawer mitt Ihr trewen lassen. Sagett, das der pfar gesagett habe, wie er sie getrewett hatt, mitt den henden gebe Ich euch zue hauffen, aber mitt den fussen laufft, wo Ihr hin wollt. Es habe auch der pfarher kein priesterlich kleidt ahn gehabt, kan nicht wissen, ob er ein prister gewesen sey aber nicht“; und J. 123, 5, 104 (1593): „Zwischen Hinern und der Weiden hatt sie ein lediger Student getreuett. der sich dann von Wittenberck genandtt, vnd solche treuungk sey Im Freien Felde geschenn.“

Landsknechttrauung. „Betreffende aber die Treuunkh, haben sie beide dieselbe wie sonsten wol billich sein sollte, in der Christlichen Kirchen undt nach Ordnung derselben nicht gebraucht und darnach getreuet worden, aber auf Lanndsknechtischen brauch hinder Teschen in einem Margte . . . hochzeit (gehalten) und getreuett worden.“ Hs. J. 124, 12, 149 (1596).

Kindesraub. „Barbara hat zum Czopten becant, das die fette Hese die do wonet hinder der kleinen kirchen, vnd hat auch feil vff der tendete, die hat das kint dem appoteker zu Weslow gestolen vnd Ir vff den sweidniczen anger brocht, vnd czerunge gegeben 1 gulden XVIII gr. ij slewr; vnd sie hat das kint sollen brengen der Melchorynne von Lobin, vnd sie beide sint des eyns worden zu Legnicz uffm jormorkgt! Hs. J. 115, 70.b (1474). — Das Weib wird lebendig begraben.

(Ein Jude 'gesteht), das er czu Troppe ein kindt genommen hab vff dem fischmargte vnd daselbist vorkaufft einem Juden Joseph genannt. Hs. J. 115, 244 (1504). Dasselbe hat er auch zu Schweidnitz getan, das Kind einem Juden Aron verkauft. —

Frühgeburt. wie er in heim komen, habe sein weib Ime das (eben geborene) kindt, welches todt gewest gewisen. Dorauf er hertzlich betrubt worden, sein weib gefraget, was damitt zue thun sey, die im solches geheisen, vnder die schwelle, Im hoffe, vnder die treppe begraben, das er gethan, es wehr aber die frucht kaum Eines fingers langk gewesen. Hs. J. 124, 10, 193 (1591).

Die Frau erklärt: „Sie habe es heizen, unter die Schwelle begraben, weil sie solches von ihren Eltern gehöret. Sie hatte aber solches nicht verstanden.“ Ein Zeuge sagt aus: „den es auf den dörrfern breuchlich, das man solche unzeytige fruchte an solcher stelle zu begraben pffeget“.

Kindesmord. In den alten Breslauer Malefizbüchern ist öfter von Irren und Schwachsinnigen die Rede, ohne dass man genaueres über die Art der Krankheit erführe. Eine Ausnahme ist folgende Eintragung. Sie steht Hs. J. 124, 11, 264 (5. II. 1593): „Ist gefraget, was ohrsachen sie ihr leiblich kindt, ein kneblein von 44 wochen ermorden vndt ihm die kele durchschneiden wollen, vndt wie daselbe geschehen sei. Darauff zeigt sie ahn, ire bose gewissen vndt bose gedanken hetten sie dozu bracht; den es weren ihr etzliche Jahr hero alzeit die gedanken eingefallen, sie solte was boses thun, domit sie von der Welt keme, sonst wurde sie nicht sehlig werden. Vndt itz wiederum sey ihr eingefallen, sie solte das kleinste kindt erwurgen oder die kele abschneiden. Als sey ihr auf die Mitwoch zu nachte solches noch hefftiger eingefallen; hette derwegen das kindt, welches sie noch an Ihrer brust nehre,

aus der wigen genohmen, erstlich erwurgen wollen, aber nicht geköndt, dornoch ein Messer aus der scheiden genohmen, vndt etzliche Schnitte dem kindeē in die kele gethan, bis es nimer geschrienen. —

Dornach sei sie weggegangen, vndt als sie bis zum Einsiedel kommen, hett sie der Pauer Hans Fuerman von Kawallen ahn-troffen, vndt ins dorff gefueret. —

Do sie hinein kommen, hett sie das kindt, welches noch ein wenig gelebet, gesehen, do sey es ihr balt leidt worden.

Als sie gefraget, weill sie vormalis gesagt, ihre bose gewissen hetten sie dazu getrieben, was sie denn vor bose gewissen habe, vndt was sie Ubels in Ihrer Jugend gehandelt.

Drauff zeigt sie ahn, sie wisse sonst keine bose gewissen, denn das sie Gott dem Herrn nicht recht gedienet vndt ihn nicht hertzlich ahngeruffen. —

Ferner gefraget, was vhrsachen sie es vorschwiegen, niemanden Sonderlich Ihrem Sehlsoerger vortrauet, vnd ob sie auch zur Kirchen vndt zum Nachtmal des Herrn gangen sey. —

Auff das saget sie, sie habe es niemandem vortrauet, sey wol stets zur Kirchen vndt etwa vor vier wochen zum h. Nachtmal gegangen, hett aber gahr nie hertzlich betten können.

Die thatt sey in der Stuben geschehen; den sie mit ihren drey kindern den ganznen winter in der Stuben, der Mahn aber in der kammer gelegen. —

Den Andern zweyen, welche Medlen weren, habe sie nichts begeret zu thunn. —

Der Schreiber setzt unter diese Worte: „Ist vom Trauergeiste besessen.“

Teufelsglaube. darumb das er scherzweis gedachtem N. nachgeredt, als het jme bos feind sein Bier jehrend gemacht... J. 120, 1 (1540). —

„Stehet zwar zue, das er, wie er gesaczt wordenn, hett gescholdenn vnd gesagett, weil man in ohne vrsach seczte, wolde er, das der Teufel drein schlüge, vnd das er daruber geschworen, kreucze daruber gemacht, sich zu rechea, inen die hende hinder dem Pfluge ab zu hawen.“ J. 123, 10, 6 a. — Die Drohung, die Kinder auf Pfäle zu stecken, den Bauern die Hände hinter dem Pfluge abzuhacken, sie ihnen in den Busen zu stecken und ins Dorf zu schicken, geschieht öfter; z.B. J. 123, 10, 65 a; J. 124 9, 303

(1590). Dieses geschah im Kriege; der Eingesetzte droht also, er werde wie ein Landsknecht im Kriege handeln. „Gestehet, das er sich dem bösen feindt ergeben; den als er am Sonnabend habe ausbringen wollen, vnd man ihn dornoch so hart angeschmidt, habe er gesagt: Kom Teufel vndt hole mich, gleich so mähr balt, wenn ich mich weder regen noch bewegen kann.“ —

„Auff solches sei dieselbe nacht in die Diebstube etwas wie ein schwartze Ziege gestalt zu ihm kommen, ihn mit den hörnern gestossen und gesagt: Er solle sich ausbrechen. Er hat es auch dem Pfortner auff den Morgen balt gesagt, das die Ziege zu ihm kommen sey. J. 123, 10, 215. Er habe auch vom Bösen Fahlaudt einige anfechtung gehabet.“ J. 123, 11, 271 a (1602.).

Zue diesem Bahde habe sie aus 3 Brunnen Wasser geholet aber weder bey holunge des Wassersz noch zusetzung zu fewer andere Worte gebraucht, alsz Im Nahmen des Vatersz, Sohnesz undt heiligen Geistes. —

Jedoch berichtet sie, dz sie fernere Worte dorbey gebraucht, alsz disz gebeth: Dz Maria, die Mutter Gottes wegen ihrer Geburth dieser Person helfen, vnd den bösen feindt von ihr ausztreiben, auch sonst glück und Segen darczu geben wölle. — Dy Bahdt habe sie hernach baldt vor die Thüre uf die gassen gossen. —

Die Zeugwärterin hette sich nackendt ausziehen, vnd in ein Schaff darin das Bahdt gewesen, siczen müssen. Hs. J. 123, 13, 28 b (1630). —

Inn des hatte Ihnn der böse feindt betrogen, vnd hatte zwenn fluegel von dem tuche geschnitten. Hs. J. 120, 8, 3 b.

Geisterglaube. Ist aus der Stadt verwiesen, Causa, hat sich bey seynem meyster zum geist gemacht, geworfen vnd sich sehr vnnutz gemacht. — J. 20, 1 (7. I. 1547).

Wiell nicht zustehen, dz er sich unsichtbar machen könnte J. 123, 11, 97 a (1600).

Was es vor kreutichte gewesen (die sie in den Keller geschüttet), warzue sie dienen, vnd was sie vor worte darzu gesprochen.

Es wehren Torant, knoblauch vnd Mutterkraut gewest, hette solches lassen vors böse gespenst hinunter thun, weil der geschösser vorgegeben, dasz esz im keller vmgehen solle. — J. 123, 62 (1616).

Ob sie nicht des dritten Tages her nacher abermahl vorge-

geben, die Geister wehren mit dehme noch nicht vergnügt, Sie müszte noch Thaler darzu haben, Muste ein schwarcz Hun kauffen, und ein baar Tauben, vnd einen neuen Reibetopff, vnd domit die Geister vollent ersettigen. J. 123, 12, 62 (1616) usw. Ein ähnliches Mittel zur Vertreibung des bösen Geistes steht noch J. 123, 13, 28 b (1630).

Leichenschändung. Saget dasz die Matz Tellern ihn angelaget, derowegen, dasz er ihr sollte einen Daumen von 2 Gehangenen angeboten, welches er nicht zustehen wiew. J. 123, 12, 61 a (1616). — Eine Frau behauptet, was sie da in ihrem Wetschger habe, were eine „Elendes klo“ (Elendsklaue). Diese Klaue ist aber ein vertrockneter Menschenfinger, rührt also auch wahrscheinlich von einem Gerichteten her. Sie erklärt dann auch, sie habe es icz neulich ihrem kleinen Kinde vor das auffahren, oder erschrecken vndergelegt. Hs. J. 124, 11, 309 (1593).

Allein von Kühestrichen habe er wie Menschen Daumen gemacht, vnd von Ferckeln Kühtlein dareingethon, solche dan den Leuten zu guttem glück vorkauffet. Vnd dasz sie die dorffkreczschmer insz Bier gehencket. Habe zu 18, zu 15, vndt zu 12 gr. vor einen bekommen. — J. 123, 12, 26 (1615). —

Der Tomas hat die (schwangeren) weiber aufgeschnitten vndt die Kinderherczen gessen; habe gesagt, man konde ihm nichts thun, wenn er das esse. J. 123, 10, 188 b (1592).

Essen ungeborener Kinder auch J. 123, 11, 299 a (1601). Zu vergleichen ist noch J. 124, 7, 172 (1583): „Ferner ist er gefragt worden, wie denne der wierdt zu Militzsch hiesse, bey dem sie di Kinder hertz gessen haben;“ und J. 124, 11, 13 (1592): „Der Tomas hette sie (die drei schwangeren weiber) erschlagen, dornach aufgeschnitten vndt die 3 Kinder hertz gessen.“ Vgl. für die neueste Zeit Zs. f. Ethnologie 56 (1924) S. 159.

(Ist bestraft worden) Ursach, dz er beim Cant von einem armen Sünder, welcher geschmecht worden, einen schenckel mit der keten genommen, vndt solchen beim Cant in ein dorff auff den Kirchhoff geworffen. J. 120, 2 (22. VIII. 1582). —

Zauber, verquickt mit kirchlichen Gebräuchen. Do brach er in der kirchen den tauffstein uff und wolde trincken, do wart man es geware, So das her verstoret wart. J. 115, 48 a (1471). —

Melcher Scheffler, wegen das er zu dem hochwirdigen Abent-

mal gegangen, den waren leib wieder ausz dem Munde genommen, in die Hosen gesteckt, ist willens gewesen, ihm solchen aufzuheben, vnd damit zu zaubern, Ist ihm ein stockschilling in der stube zu Weide gegeben vnd auf 3 Jahr vorwiesen worden. Hs. J. 121 (31. XII. 1624).

Sie sagt von der vettel, die sie hab wollen entfieren, die hab Ihr was inn baumwoll eingemacht geben, dz hatt sie sollenn 3 Sun- tag In die kirchen mitnemen. Aber sie hat es nicht gethann. Denn esz Ihr vonn Einem apotheker, denn sie das sehen lassen, widerratten whar worden. J. 123, 5, 75 (1572). —

Hernach mol hatt Ihr die vettel wider wasz geben, vnd etz selbig hett sie 2 suntag Ihn die kirchen mitgenumen, vnd das drit mal hatt sie esz nicht thun wollen. Die Ler hett sie ihr mit geben, dz sie alle wege mit dem rechten fus vor in die kirchen treten soll. J. 123, 5, 75. —

Ob sie nicht gedachter Margaretha 6 tha. gefordert vnd bekommen, mit vorgeben, das sie die geister, so den schatz besessen, damit vorlegen und speisen muste. —

Ob sie nicht solche 6 tha. alsbaldt genommen, vnd dieselben ihrer Eldisten Tochter in den Pusen gestäckt mit befahl, sie sollte damit in die kirchen betten gehen, sie sollte aber unterweges niemanden grüssen noch dancken, sollte sich auch nich vmsehen, damit ihr nicht was den halcz breche. — J. 123, 12, 62 (1616).

Krankheiten. Jorge Cromern hat sie kröten gesoten mit irer muter, vnd mit einer andern frawen, davor hat sy genommen eynen koniglen pelcze. J. 115, 93 b (1481). —

Er aber war im herbst vorgangen ein Jor bei seiner muter gewesen, ein schaden an einem schenckel gehabt, von der muter gen Reschwicz gegangen zu einer frauen, die ein worsegerin sein sol, vorhofft dieselbe wurde im ein roth mit teilen zu seinem schadenn, den er am schenckel hette. J. 123, 1, 152 a (1564).

Sie sollte giefft vnd 2 heller brodt gar wärm nehmen vnd Ihn einem Tiegell kreschen, nochmallen auff den schaden eine grundell legen, vnd das brodtt mit dem gieffte doruber, so sollte der worm sterben. J. 123, 5, 46 (1572). —

Das eine (Kraut) Ist Rosmarin, das hott sie den weibern geben, wenn sie nicht Ihr Zeitt gehabt haben. Das ander krautt heist mutterblumme; dieses soll zum hauptwe gut sein. J. 124, 2, 107 b (1573).

Ob sie nicht ein sonderlich Raht zu haltten, vnd dodurch 3 freitage noch einander des Morgents vor der Sonnen auffgang der Maigde buben, so davon gezogen, widerumb zu Rucke zu Ruffen pflege.

Gestehett, das sie ein Radt gehabt habe, aber sie hette es zu Nicht andenn gebraucht, als sie ihren krancken Schenckel 2 Mahl dadurch ziehen lassen, dasz aber die Megde ihren davon gezogenen bulen dadurch hette Ruffen sollen, wil sie nicht gestehen. J. 123, 12, 62. —

Darauff daczselbe weib ihr eine scheer In die wiegen zu legen gegeben, die Mutter aber, weil dasz Kindt vorgehende Offters auffgefahren, ein Spiegel, und zweerley kreuttlich gegeben, und dan einen kampf, dasz sie esz In die wiege legen solle, dasz er vor dasz auffahren helfen solle. J. 123, 12, 95 (1617). —

Heilmittel finden sich z. B. noch J. 123, 7, 222, 248, 250 usw.

Mehr hatt bemelter Anders Patzolltt gutwilligk bekandt und ausgesaget die tugett des steinnes, vnd zegetan, das der sten sol Inn dem nahmen der aufersteung Cristi gegraben sein worden under einner Kirchschwellen fur langer Zeitt; also hat Ihm das weib, von der er den sten bekommen, angezegett; dann sie hatte In von Ihrer mutter bekommen; hatt Ihn angezegett, das der stehn und dies kreutticht, welches Inn der herren buch vorzeichnet, die börnende gecht vortreibt; vnd dies weib hatte bein Ihrem leben viel leutten geholffen; und da sie hat sterben sollen, Ist sie gar auffgesprungen; des ursachen halben, war sie auffgesprungen, denn wenn sie einem die gicht vortrieben hatt So wer die gecht in sie kommen, aber die gecht hat sie nicht entzündet oder auch nicht krafft und macht bein Ihr gehabt, als bis auff die stunde, do sie hatt sterben sollen, do hatten sie die gichten zusprengt. — Dieweil er aber die krafft des stennes gewust, hat er nicht sich gechten vortrieben Den er hette sich bevort, sie mochten auch an Ihnn kommen . . .

Wil daruber sterben, das er sein tage kein Zauberey getrieben, weiss auch kein segen dorzue; alls wan ehr ein patienten angenommen, hatt er sein Casten nohmen, oder den sten gewendtt Do hatte sich der sten auffgethan, vnd sich geferbett; wan einem zu helfen gewesen sey, hette er sich roth geferbett; und wenn einnem nicht zu helfen sey, oder nicht lange leben solt, so ferbet er sich weisz. —

Zauberei verschiedenster Art. Margaretha filia R. consilio perpetue a civitate propulsa est propter incantationes, quas nimium fecerat. J. 115, 17 a (1457). —

Helena eyne vettel ist am pranger gestrichen, das sie mit zauberey vmbgangen. J. 120, 1 (25. III. 1548).

Sieblein laufen lassen. J. 123, 6, 151 (1574).

Wachs giessen und den Leutten glück oder vnglück daraus Zuvorkundigen, kunne sie. — Was sie mehr darzu gebraucht, ob nicht zwei bussen Rocken brodt dobey sein musten. J. 123, 12, 62 (1616). — Wachs in Wasser giessen, um einen Dieb zu ermitteln. J. 124, 9, 53 (1508). Ob sie nicht darzu (zu ihren Zaubereien) ein vngesotten Ey durch ein altes Weib zu schicken und an alle vier Orte des Hauses zu vergraben pflege. J. 123, 11, 62 (1616). —

Über dieses saget er, das er dem N. N. auff seine bitte 3 fieder Meuse hertze, 3 Mutter Jungen, 1 Rabe Hertze 3 Nehe Nodeln vnd einen kleinen Heller In semisch eingenehet, doruber ein Rott kreutze gemacht, vnd ihm, das ers ihm Halse bey ihm tragen solle, gegeben. Er würde gut glück haben. J. 123, 12 64 b (1617). —

Ferner berichtet er auch, dass er von den Ziganen gelernet, wan einer gerade schieszen, vnd den Tagk 3 Mahl Treffen wolte, wornach man schisze, so soll man drei Regenwürmer, einer der 3. Ringlein, den andern, der 2 Ringlein, den dritten, der 1 Ringlein hette, nehmen, dieselben Pulvern und unter das Schisz Pulver nehmen. J. 123, 12, 65 b (1617). —

Mehr hette er auch von ihnen (den Zigeunern) gelernet, das man mit fledermaus blutt auff ein Pappier schreiben sollte Folgende Wortte: Das ich das Glück habe, dasz ich nicht vorspilen kahn, Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heyiligen Geistes. Solches habe er andern, so das spilen wollen gelernet. J. 123, 12, 65 a.

Mehr berichtet er, dasz er von gedachten Rebe Schitzen gehöret, wie er auff eine Zeit einen Pawern, so des Opstes ihren Gartten gehüttet, vnd vnter einem Baum gelegen, als er geschlaffen, demselben ein Fledermausz häubt unter den kopf geleet, das er nicht hette erwachen sollen. J. 123, 12, 63 b (1617).

Die 3 Laubfröschlin habe er in diesem Jare selbst erwünscht,

zu dem Ende, dz wer sie bey sich habe, demselbten die Pferde gutt gedeyen sollen. J. 123, 13, 197 b (1639). —

Sie hette ein Mall gehortt, do sie noch jung gewesen war, wen man ein laubfrosch nehme, und thett In in einen topff und seczett Inn In ein ammes hauffen, So wurden die omissen den frosch vorzeren, und do wurde man Im topff ein gebelgin vom frosch finden, und wan man dasselbe nehme, vnd stüsse oder kraczte einnen dormitte, So muste derselbe einnes nehmen (d. h. zur Ehe). Hs. J. 124. 3, 63 b (1574). —

Den Nabell belangentt, . . denn hatt Ihm ein berck hewer zue Freiburge geben vmb 2 ortt binder; in der meinungen, welcher ein solchen nabell bein Ihm hatt, der soltte gut glücke haben zu-vorkauffen. Hs. J. 123, 5, 54. —

Ist ferner vmb ander vmbstende, doraus zu vermutten, das er sie bezaubert, oder die liebe geben mehr gefragett. J. 123, 9, 88. —

Wir haben Helene des aldenn Sonnekromers beyschlefferin . . angesagt von datho in acht tagen, Iren hoff fortzusetzen darumb das sie eyner magdt hatt geben wollen, das ir bul vnnd liebhaber on sy nicht bleyben mocht. Hs. J. 120, 1 (6. VIII. 1533).

. . . haben mit czeuberey . . dy libe machen wollen. J. 120, 1 (14. VIII. 1547).

Diese Vettel hatt Ihr auch ein blatt gebenn, welches Im buche bein der vrgichtt leidtt, wenn sie das bladtt bein Ihre triege, So wurde es (die Unzucht) Ihr nicht schaden. J. 123, 2, 63 a (1573).

(Er bekannte) das eyn Jude, so er komit ubir XXX Jare, so bestreicht man en an der styne uff ostern, sunder die frawen, mit Cristenn blutte. J. 115, 244 a (1505). Der Angeklagte ist selbst Jude, liess sich aber im Gefängnis taufen. —

. . . vorwesen, causa, das er im Lande herumb gezogen, Sich vor einen Wahrsager, Planeten Leser, ausgeben, auch sich nebenbey zu einem Stummen gemacht und gebettelt hat. J. 120, 1 (21. V. 1580). —

Zu den oben S. 138 nachgewiesenen Worten der Gaunersprache gesellen sich noch folgende:

Hochthärcher. Sonst were einer ein hoch Thärcher, so aufn Brandt bettelte, vnd mit falschen Brieven herumb zöge; hiesse Christof Köhler. Hs. J. 124, 17, 177 (1611). Auf demselben Blatt

begegnet der Ausdruck noch einige Male: Mehr were hansch Schmied auch ein solcher hoch thärcher . . .

Das Wort stammt aus dem Hebräischen. Vgl. Fischer II, 159 unter derchen. In der Gaunersprache werden Zusammensetzungen mit hoch- beliebt. Vgl. Kluge EWB. 220 unter Hochstapler.

Schwarzfalke. Der alte Kirchschreiber Zum Jäschkittel Georg genandt, welcher anicz Mittfaste von dahr weggezogen, wehre ein Schreiber, der solche falsche Brieve schriebe, were auch ein schwarczfalcke. Hs. J. 124, 17, 177 (1611). Zur Erklärung vermag ich vor der Hand nichts zu sagen, auch nicht viel zu dem

Weiszpasser. Dann saget ehr, dz der Urban Thamme ein Weisz Passer sey, Nehre sich des Diebstahles in Gewelben. Hs. J. 124, 17, 177 (1911). Das Wort gehört zu dem von Fischer VI, 1594 angezogenen paschen in der Bedeutung kaufen. Bascher = Käufer.

Die Grundlagen des Breslauer Fastnachtspielbruchstücks.

Von Wolfgang Jungandreas.

Literatur:

- AP = Das Alsfelder Passionsspiel. Vgl. A. Vilmar in der ZfdA. 3 und R. Froning, Das Drama des Mittelalters, Deutsche National-Literatur Bd. 14, Stuttgart
 Dor. = Das Dorotheaspiel. Von H. Schachner; ZfdPh. 35.
 EB = Erk und Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1893.
 EO = Das Erlauer Osterspiel.
 FB = Ein Bruchstück aus einem unbekannten Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts. Von O. Günther; Mitt. XXVI.
 K. Gusinde, Neidhart mit dem Veilchen, Breslau 1899.
 R. Höpfner, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel, Breslau 1913.
 HR = Hoffmann von Fallersleben und E. Richter, Schlesische Volkslieder, Leipzig 1842.
 HW = Das hessische Weihnachtsspiel. Vgl. R. Froning, Das Drama des Mittelalters, Deutsche National-Literatur Bd. 14.
 JvF = Der Kreuziger des Johannes von Frankenstein, hsg. von Khull, Bibl. des litter. Vereins in Stuttgart Bd. 160, Tübingen 1882.
 K = A. v. Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Bibl. d. litt. Ver. in Stuttgart Bd. 28 bis 30 und Bd. 46.

- LL = Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt, hsg. von F. H. v. d. Hagen, Leipzig 1854.
- MA = Auferstehung Christi (= Innsbrucker Osterspiel). Vgl. Altteutsche Schauspiele, hsg. von F. J. Mone, Quedlinburg und Leipzig 1841.
- MH = Himmelfahrt Mariä. Ehd.
- V. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele (Quellen und Forschungen Heft 77), Strassburg 1896.
- Mitt. = Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs, Breslau.
- Osw. = Der Wiener Oswald, hsg. von G. Baesecke, Heidelberg 1912.
- OW = Das Obergrunder Weihnachtsspiel. Vgl. A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien.
- PR = P. Rebhun, Ein Geistlich spiel usw. Vgl. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts Bd. II, Leipzig 1868.
- PV = A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien, Troppau 1865.
- Q¹⁾ = O. Zingerle, Sterzinger Spiele Bd. I, II, Wien 1886. Wiener Neudrucke 9 und 11.
- redelin = Daz redelin des Johannes von Freiberg. Vgl. F. H. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Bd. III Nr. 58, Stuttgart u. Tüb. 1850.
- H. Reich, Der *Mimus* 12, Berlin 1903.
- RO = Das Redentiner Osterspiel. Vgl. R. Froning, Das Drama des Mittelalters, Deutsche Nat.-Litt. Bd. 14 und F. J. Mone, Schauspiele des Mittelalters Bd. 2, Mannheim 1852.
- Rspr. = Reimsprüche aus einer Breslauer Liederhandschrift. Von M. Hippe; Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau, Breslau 1911.
- TO = Das Trierer Osterspiel. Vgl. R. Froning, Das Drama des Mittelalters usw.
- VF = F. Günther, Die Schlesische Volksliedforschung, Breslau 1916.
- F. Vogt und M. Koch, Geschichte der Deutschen Literatur I. Bd. (von Vogt), Leipzig und Wien 1919.
- C. Walther, Ueber die Lübecker Fastnachtspiele. Jb. d. Ver. f. nd. Sprachforsch., Jg. 1880.
- L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum XVI. Jh., Halle a. S. 1889.
- WO = Das Wiener Osterspiel. Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur, II. Teil, hsg. von Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1837.
- WT = Die wälderische Tochter. Vgl. Peter, Volksthüml. a. Oest.-Schlesien, Troppau 1865.
- ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum.
- ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.

Anmerkungen zur Literatur:

Da die Stammeszugehörigkeit einzelner oben aufgeführter Literaturdenkmäler für die folgende Untersuchung von Wichtigkeit ist, sei noch einmal kurz hervorgehoben, dass

¹⁾ Ich behalte hier die Abkürzung von Michels bei.

- 1) schlesischen Ursprungs: Dor., JvF, LL, Osw., OW, WO und WT,
- 2) thüringisch-obersächsischen Ursprungs: MA und MH,
- 3) hessischen Ursprungs: AP und HW (ndhess.?) ist.

Soweit die Heimat dieser Schriftwerke bereits an Ort und Stelle von den Herausgebern nachgewiesen ist, erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf die Herkunftsfrage. Näheres wäre vielleicht noch zu Dor. zu sagen. Hier lässt sich aus der Verbindung thüringisch-obersächsischer und bayrischer Elemente, die sich vereint ja auch bei anderen schlesischen Sprachdenkmälern vorfinden, deutlich der schlesische Ursprung nachweisen:

thür.-obs.: Z. 151 keyn „gegen“, 5 her „er“, 38 sulcher „solcher“; md. 170 vorbornt „verbrannt“, 124 behayt „behagt“, 16 uch „euch“, 104 sa „sage“.

bayr.-öst.: 155/6 got/hot „Gott/hat“, 207/8 man'getan „Mann/getan“.

Nicht thür.-obs. ist in der Schreibung z für anl. mhd. s in Z. 15 zanc, 157 zo, 169 zy usw.

In den „Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde“ (Bd. XXVI, 189 ff., 1925) hat der verstorbene Direktor der Breslauer Universitätsbibliothek Prof. Dr. Günther ein von ihm aufgefundenes Fastnachtspielbruchstück mitgeteilt und eine kurze Darstellung der Schicksale, eine Beschreibung der Handschrift selbst sowie seine Ansicht über deren mutmassliches Alter beigelegt. Von den Fragen, die bei der Veröffentlichung eines solchen Literaturdenkmals auftauchen, kann bisher die Frage der Herkunft der Hs. für gelöst gelten. Mein dem Güntherschen sich anschliessender Aufsatz über den Dialekt des Schriftstücks (Mitt. XXVI) ergab die Bestätigung der Güntherschen Vermutung, dass die Hs. ihre Heimat in Schlesien habe. Zu beantworten wäre nun noch zweierlei: a) Wo ist FB abgefasst worden? und b) Welches sind seine literarischen Grundlagen? In meinem nachstehenden Aufsatz soll die Beantwortung dieser zwei Fragen versucht werden.

Die Heimat des Verfassers.

Bei der Hs. des Breslauer Fastnachtspiels, die die Signatur IV Fol. 311 erhalten hat, handelt es sich um eine Abschrift. Erst nachträglich ist Z. 16 ir, Z. 31 ist, seyner, Z. 46 dem, Z. 48 eyn, Z. 94 ich, in den Text eingeflickt und der zu Z. 95 auf „gegangen“ reimende Vers ausgelassen worden, andererseits ist der Raum auf dem eine einzelne Rolle enthaltenden Blatt den Zeilen nach so vorausberechnet und eingeteilt, dass die Vorderseite mit der Rückseite in der Zahl der Zeilen etwa übereinstimmt (vgl. Günther a. a. O.). Die im voraus gemachte Veranschlagung des Rau-

mes war nur an der Hand einer bereits vorhandenen Niederschrift möglich. Aus verschiedenen Gründen glaube ich annehmen zu können, dass der Verfasser von FB und der Schreiber unserer Hs. identisch sind, u. zw. dass der Verfasser nach seiner ersten Niederschrift die einzelnen Rollen abgeschrieben und verteilt hat. (Möglich wäre es, dass er selbst die Rolle des Ausschreiers gespielt hat.) Den Eindruck von Korrekturen aus der Hand des Verfassers erwecken die Verbesserungen in den Zeilen 41, 92 und 93, deren Schriftzüge mit denen der Hs. selbst übereinzustimmen scheinen. In Zeile 41

Czu stormen [vnd] ist her vorplicht

hat im Original zweifellos eine zweiteilige Formel — etwa „stormen vnd turniren“ — gestanden, deren zweites Glied in der Abschrift des Rhythmus wegen fortgelassen worden ist. Dagegen würde z. B. bei „stormen vnd stechen“ kein Grund zur Abänderung vorgelegen haben. Die Zeilen 92 und 93 sehen in der Hs. folgendermassen aus:

Mit den kunnen sy gar [obil] wol vmb gan

[Sy] Dy pawir muszen alle tage faren czu felde

Es ist anzunehmen, dass im Original des Verfassers in den Versen 91 bis 93 als Subjekt „Bauern“ gedacht war:

89 Wen schon der pawir dy iuncfrawe hethe brocht yn seyn nest

Dasz wer desz schreybersz gelucke gewest

Sy welle schone weyber han

Mit den kunnen sy gar obil vmb gan

93 Sy muszen alle tage faren czu felde

}

= die Bauern

Der Sinn war also: die Bauern wollen gern schöne Frauen haben, sie verstehen aber schlecht sie zu behandeln, denn sie fahren alle Tage aufs Feld hinaus und lassen sie dann allein. In der Abschrift musste die Notwendigkeit ins Auge fallen, die Beziehungen deutlicher zu gestalten. Statt einer weitläufigen Umgruppierung und Umdichtung empfahl sich — zumal das Verse-machen nicht gerade die Stärke des „Dichters“ gewesen zu sein scheint — eine leichte Korrektur. Der Inhalt von Z. 91 und 92 wurde einfach auf die Schreiber bezogen und in Z. 92 das „obil“ demgemäss zu „wol“ abgeändert, obgleich dies den schlechten Versbau von Z. 92 noch verschlimmerte. In Z. 93 musste der Eindeutigkeit wegen nun anstelle des „sy“ ein „Dy pawir“ treten. Hierdurch wurde allerdings dieser vierhebige Vers zu einem — recht

ungeschickten — fünfhebigen. Wollte man annehmen, dass es sich in unserer Hs. um eine Abschrift durch zweite oder dritte Hand handelt, dann liesse sich das anfängliche „obil“ für „wol“ in Z. 92 in Anbetracht der Schreibähnlichkeit dieser beiden Wörter sehr gut als eine Verwechslung beim flüchtigen Lesen erklären. Wie aber dann in der Vorlage das „sy“ in Z. 93 berechtigt sein sollte, wäre zum mindesten zweifelhaft. Man muss sich vor Augen halten, dass die Fastnachtspiele künstlerisch sehr gering anzuschlagende Erzeugnisse sind, deren Form hinter dem eigentlich die Hauptsache darstellenden Stoff weit zurücktrat. Eine Übernahme des Motivs musste in jedem Falle starke Veränderungen der plumphen äusseren Form, die nur jeweils einem individuellen Geschmack entsprechen konnte, zur Folge haben. Wortgetreue Abschriften durch fremde Hand sind daher gerade hier unwahrscheinlich. Wenn wir annehmen dürfen, dass wir es bei FB mit der eigenhändigen Niederschrift des Verfassers selbst zu tun haben, so ist der Gedanke, dass dies ein berufsmässiger Schreiber gewesen sei, keineswegs von der Hand zu weisen. Denn nahegelegt wird die Autorschaft eines solchen besonders durch die das ganze Stück durchtränkende Verherrlichung des Schreiberstandes.

Der Versbau, das Haupthilfsmittel zur Erkenntnis fremder Einflüsse, erlaubt keineswegs irgendwelche Schlüsse. Die Taktfüllung ist in den meist vierhebigen unregelmässig gebauten Versen oft derart stark (vgl. Z. 24, 43, 45, 53, 89 usw. usw.), andererseits kommen auch wiederum Verse mit dichtaufeinanderfolgenden Hebungen (z. B. Z. 92 *ymb gán*) vor, dass irgendeine Regel nicht ersichtlich ist.

„Vers und Reim bieten Handhaben, um den Schleier verdunkelnder Überlieferung hier und da zu zerreißen, wo uns die Prosa ratlos lässt.“ (G. Roethe, Die Reimvorreden des Sachsenspiegels, Abhandl. d. Kgl. Ges. zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, Berlin 1899, S. 5). Der Reim kann einerseits durch die Gleichsetzung mhd. nicht phonetisch streng gleichwertiger Reimwörter (vgl. *hër/maere*) einen Schluss auf die Mundart des Dichters gestatten, andererseits könnte auch die Bevorzugung bestimmter Reime die dichterische Tradition gewisser Landschaften kennzeichnen. Im letzteren Falle ist es mir selbstverständlich nicht möglich gewesen, eine vergleichende Untersuchung der Reimtechnik aller deutschen Stämme in

Angriff zu nehmen, sondern ich habe mich mit dem Nachweis begnügen müssen, dass in Schlesien, d. h. der Gegend Deutschlands, in die die Mundart des Dichters weist, auch tatsächlich diese Reime bekannt waren, dass hier also diese Reime nicht nur möglich, sondern im grössten Teil der Fälle auch üblich waren. Mundartlich kennzeichnende Reime sind folgende:

- Z. 1/2 vmbme/crumme; vgl. Osw. 1224/5 umbe/krumbe f.; JvF 2067/8 umme/krumme f.; J. Klapper, Schles. Sprichwörter des Mittelalters (Mitt. XII) Nr. 229 vmbe/krumme.
 Z. 9/10 her/mer; vgl. Dor. 67/8 mere/here; OW S. 410 Mähr'/daher.
 Z. 17/8 behait'mait; vgl. MH S. 38 und 78 mayt/behayt; Dor. 124/6 behayt/mayt.
 Z. 23/4 art/gelart¹⁾.
 Z. 47/8 geslichen/sichen¹⁾.
 Z. 49/50 mayt/sait; ähnlich Lowak (Mitt. XI) Tobias 268/9 Stad/Mad.
 Z. 112/3 gehort/sprich worth; vgl. WO. 323, 3 gehort/sprichwort; red. 283/4 wort/gehort; TO 50, 35/6 wort/ghehort; Osw. 506/7 wort/gehort; LL 1236/7 usw.; JvF 295/6 usw. wort/gehort.
 Z. 106/7 gerne sterne; Osw. 413/4 sterne/gerne (vgl. ebd. S. XLVII).
 Z. 89/90 nest/gewest; Lowak (Mitt. XI) Judith 269/70 gewest/Näst.
 Z. 27/8 magk/sagk¹⁾.
 Z. 43/4 tag/smag; JvF 1535/6 tac/smac.

Im Oberdeutschen (Bayrischen und Alemannischen) sind unwahrscheinlich die Reime Nr. 1, 2, 5, 6, 7, im Westmitteldeutschen und Ostfränkischen Nr. 7, 11 und in der Regel auch Nr. 1 und 6, im Niederdeutschen Nr. 5, 6, 10, 11, im Thüringischen nur Nr. 10 und 11. Im Schlesischen dagegen ist alles lautgesetzlich, wenn wir das Neiderländische als Grundlage (vgl. meinen Aufsatz in den Mitt. XXVI) ansetzen: umə/krumə, hār/mār, behûot'/mûot', ûrt/gelûrt, gēslicĥ/zicĥ, geh^urt/w^urt, ga^rnə/šta^rnə, nāst/gewāst, māk/zāk, tāk/šmāk. Nur mûot'/zûot (Nr. 6) deckt sich nicht vollkommen. Vgl. jedoch bei Lowak (Mitt. XI) Tobias 268/9 Stad/Mad.

Reime seltener Wörter:

- Z. 3/4 firre/irre; vgl. WO 297, 11/2 firre/irre.
 Z. 29/30 czu hant/elefant; ähnlich Osw. 1130/1 alzuhant/underwant.
 Z. 31/2 geslanck/gangk¹⁾.
 Z. 87/8 geselle/gefelle; vgl. JvF 5665/6 geselle/gevelle. Meiner Ansicht nach stellt Khull, der Herausgeber des „Kreuziger“, irrtümlich „gevelle“

¹⁾ Für diese Reime fehlen mir Belege im Schlesischen wie in andern deutschen Mundartgebieten.

zu mhd. villen „schinden.“ Auch im JvF ist gevelle zweifellos — nhd. Gefälle, mhd. gevelle „Fall, Sturz; Schicksal“.

Den schlesischen Mundartverhältnissen sind eine Anzahl von Reimen nicht gemäss, die aber durch die poetische Tradition gebilligt werden:

I. Reime auf „gän“ „stän“ statt „gēn“ „stēn“, die in mitteldeutschen, ostfränkischen und bayrisch-österreichischen Landen in der reinen Mundart unmöglich, in der Dichtung aber durchaus an der Tagesordnung sind:

Z. 77/8 stan/an; OW S. 403 stan/an.

Z. 91/2 han/gan; vgl. WO 318, 5/6 gan/han. Ähnlich LL, JvF, Osw. usw., sogar noch mundartlich im Reim OW S. 393 gäpön/štōn (Gespan/stehn).

II. Reime von -m und -n.

III. Reime von Haupt- und Nebensilbe (Hebung und Senkung).

IV. Klingende Reime auf -en und -e:

Z. 21/2, 35/6 schawen/jucfrawe: vgl. PV S. 2 frau/schaun.

Z. 75/6 zynne(n)/hynnen; vgl. umgekehrt Osw. 857/8 von hinne/sinnen.

Z. 85/6 vngley(ch)e/weychen; ähnlich Osw. 226/7 riche/gelichen.

Z. 93/4 felde/melden¹⁾.

Z. 128/9 leyde/scheyden; vgl. MH S. 27 leyde/scheyde (inf.) und in der „Marienklage“ (Hoffmann von Fallersleben, Fundgruben II, Breslau 1837) 263,20 leide/scheiden.

Diese Reime setzen eine Mundart voraus, in der einerseits das mhd. End-e streng erhalten, andererseits das -n des Infinitivs ausgestossen worden ist. Diese Mundart kann nur das Thüringische sein²⁾, dessen Einfluss auf das Schlesische ganz bedeutend ist³⁾. Man müsste also annehmen, dass mit der thüringischen Einwanderung in Schlesien die thüringische Reimtechnik mitgebracht worden ist. Aufschlussreich sind die thüringischen Literaturdenkmäler des Mittelalters. Z. B. im „Spiel von den zehn Jungfrauen“ (O. Beckers, Das Spiel von den zehn Jungfrauen und das Katharinenspiel, Germ. Abh. Heft 24, Breslau 1905) wäre zu vergleichen 100, 87/8 leide / wi wollen . . . scheide „ . . . Leid / wir wollen . . . scheiden“. Vielleicht haben wir eine Nachwirkung der Tradition noch in der schlesischen Mundartdichtung der Gegenwart; vgl. z. B. die Reime bei PV frau/schaun (S. 2), sisse/grissa (S. 5), Halle/fallen (S. 16), Trache/lacha (S. 26) usw.

Von den 59 verschiedenen Reimpaaren innerhalb des FB finden sich in den schlesischen Dichtungen des 14. und 15. Jahrhunderts der Zahl nach wieder:

¹⁾ Für diese Reime fehlen mir Belege im Schlesischen wie in anderen deutschen Mundartgebieten

²⁾ Vgl. auch F. Vogt in „Des Minnesangs Frühling“, Vorwort S. 10: „ . . . seine (scil. des von Kolmas) Reime sind durchaus rein, denn das überschüssige Infinitiv-n hat bei einem thüringischen Dichter nichts zu bedeuten“.

³⁾ Vgl. des Verfassers Arbeit „Beiträge zur Erforschung der Besiedelung Schlesiens und zur Entwicklungsgesch. d. schles. Ma.“

In LL unt. d. ersten 1000 Vers. = 2, im Ganz. unt. rund 8200 V. = 12
 „ JvF „ „ „ „ „ = 6, „ „ „ „ 11500 V. = 23
 Bei Lowak a. a. O. unter den ersten 1000 (931) Versen = 7,
 Im Osw. unt. d. ersten 1000 Vers. = 9, im Ganz. unt. rund 1500 V. = 14
 „ WO „ „ „ „ „ = 14, „ „ „ „ 1200 V. = 15
 „ Dor. „ „ „ 270 „ = 10

Hieraus ersieht man deutlich, dass nicht nur der Reimgebrauch von FB (mundartliche Gestalt und Auswahl der Reime) nach Schlesien weist, sondern das auch die Reimtechnik von FB am nächsten mit der von WO und Dor. bzw. die des weltlichen schlesischen Dramas mit der des geistlichen verwandt ist.

In einer vielleicht nicht genügend strengen Auseinanderhaltung der Sprache des Dichters und der des Schreibers der Hs. sind bereits in meinem schon oben erwähnten Aufsatz (Mitt. XXVI) die Wörter *twargk sagk* (Z. 28), *geslanck* (Z. 31), *allengen* (Z. 51, 54), *ac* (Z. 119) als schlesisch nachgewiesen worden. Nachzufügen wäre noch Z. 25 *juchzen*, das sich mit seinem kurzen Stammvokal — im Gegensatz zu mhd. *jüchezen* — auf das ostmitteldeutsche Gebiet zu beschränken scheint (vgl. meine Schles. Zeitwortbildung, Liegnitz 1923, unter „*juchzen*“). Dem Wortschatz nach ist jedenfalls FB auch zweifellos als schlesisch zu bezeichnen.

Formelschatz:

- Z. 102 *gesotten vnd gebrothen*; vgl. Rückert-Pietsch a. a. O. S. (63) *gebroten adder gesoten*: PV S. 73 *gsootē ān gbroote*.
 Z. 13 *her komen off desen plan*; vgl. F. Vogt, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes (Lpz. u. Berl. 1914) S. 15 *komm ech har of diesa Plon*; K. 70 613, 13 *kumen auf disen plan*; K. 57 497, 14 *koment her auf disen plan*.
 Z. 9 *ist . . . kommen her*; vgl. Dor. 68 *izt . . . komen here*; OW S. 410 *Es sind . . . kommen daher . . .*.
 Z. 1 *Nu wol vmbme, wol vmbme*; ähnlich RO 371 *Wol her, wol her, wol, wol her*, Z. 1556 *nu wol here*; K 111 900, 12 *Wolher, wolher, wolher*; K 125 87, 29 *Nuo wolauff usw.*
 Z. 65/6 (vgl. auch Z. 19/20) *Ich ha . . . vornomen / Her wirt . . . komen*; vgl. PR₄₃, 49/50 *ich . . . hab . . . vernomen / . . . kumen* OW S. 408 usw. *Ich hab' . . . vernommen / Sie sollen . . . kommen* (ähnlich S. 393) vgl. ferner K 125 67, 18; MH 2271; AP 1261; Osw. 357/8; LL 1496/7; Dor. 137/8 u. a. m.
 Z. 128/9 *leyde / Wer wollen . . . scheyden*.
 Z. 11/2 *wil an dasz eliche leben / Eyne schone tochter geben*; vgl. K 57

- 498, 17 . . . sein tochter well geben / Zu der ee . . . leben; Dor. 143.4
 . . . wil . . . geben / . . . zu eim elichen leben.
 Z. 79/80 . . . wirt geschen / Ir wert . . . horen vnd sehen; vgl. Dor. 69/70
 . . . werde geschen / daz wert ir horen vñ sen.
 Z. 45/6 . . . den obent vnd den morgn / . . . sorgen; vgl. WO 325, 9/10
 . . . sorgen / Den abent und den morgen; redelin 53/4 . . . sorgen / den
 abent und den morgen.
 Z. 112/3 . . . ir hat . . . gehört / . . . sprich worth: „ . . . “; vgl. redelin
 283/4 . . . gesprochen wort / . . . ir . . . habt gehört: „ . . . “. Ähnlich
 TO 50, 35.
 Z. 17/8 Weme sy . . . wol behait / . . . dy schone mait; vgl. Dor. 124/6 dy
 myme herczen wol behayt / . . . dy schone mayt; MH 2101/2 . . . mayt /
 diu . . . mir . . . wol behayt.

Die einleitenden Versreihen:

FB Z. 1 bis 8.

- a) Nú (?) ¹⁾ wol úmbme, wol úmbme
 b) Dy wéythe vnd óch dy crúmme,
 c) Dy lénge vnd óch dy firre,
 d) Dász (?) vnsz alhý nymanť irre!
 e) Nu swéget vnd hórit álle geméyne,
 f) býde grósz vnd kléyne,
 g) Dórcu árm vnd réych,
 h) Vnd (?) vornémeth mich álle gléych!

AP 125 bis 128.

- a) nu wýt gnúng (?), wol úmb,
 b) die wýde vnd áuch die krúmme,
 c) die lénge und áuch die férre!
 d) úns sal nýmmanťs irren!

Z. 1253/54.

- h) Vonémmet mich álle glich,
 g) býde árm und rich!

WO. *) 297 Z. 9 bis 16.

- a) Wol úmbe, ir herren, vnd (?) wol úmbe
 b) Dy bréite vnd óuch dy krúmme,
 c) Dy bréite vnd óuch dy firre,
 d) Dás vns nýmmanť irre.
 h) Nu hóret (?) zú (?) álle geléich,
 g) Béide árm und réich;
 e) Hóret (?) zú (?) álle geméine,
 f) Béide gróss und kléine.

HW 1 bis 4.

- e) Swiget unnd hóret álle geméyne,
 f) býde grósz unnd kléyne,
 g) býde árm und rich:
 h) nu swiget álle glich.

782/3.

- a) ich wil auch. láuffen úmme
 b) die witte und áuch die crúmme.

EO 63 bis 68 *).

- e) Nu, hórt áll (?) gemáin
 f) páide gróss und chláin

 g) árm und réich,
 h) nu hórt áll (?) geléich!

¹⁾ Die Fragezeichen hinter den als Hebungen bezeichneten Silben sollen andeuten, dass mir in den betreffenden Fällen der Rhythmus nicht ganz durchsichtig ist.

^{*)} Zum Vergleich werden hier die parallelen Formeln in anderen Stücken danebengestellt.

^{*)} Vgl. Froning, Die Krämerscene aus dem dritten Erlauer Spiele S. 62.

K 57 497, 10 bis 13.

e) Hört, ir hërren, áll gemáin

f) Páide gröss und kláin,

g) Árm und auch réich!

h) Nu mérkét áll geléich.

Wenn man darauf ausgeht, das Urbild der Eingangsformel von FB herzustellen, sind folgende Erwägungen statthaft: 1) Ein Vergleich von FB mit WO zeigt, dass sämtliche acht Verse im Zusammenhang miteinander für Schlesien vorauszusetzen sind. 2) Was die Reihenfolge anlangt, so ist sachlich das Voranstellen der Aufforderung zum Platzmachen vor der Ermahnung zur Aufmerksamkeit gerechtfertigt: a—d vor e—h. 3) Die Reihenfolge a, b, c, d findet ihre Bestätigung in WO und AP. 4) In der Anordnung von e—h unterscheidet sich FB von WO. FB ist hier ohne Zweifel ursprünglicher. In den Fällen nämlich, wo in den Spielen e, f und g, h in engem Zusammenhange miteinander vorkommen, also in HW, EO und K 57, gilt das Schema e, f, g, h, das in seiner Gruppierung (hört / gross und klein / arm und reich / hört = abba) einen gewissen künstlerischen Aufbau bietet¹⁾. Die Folge h, g, e, f bei WO macht dagegen einen unechten Eindruck. Es sind hier zwei auch isoliert vorkommende Formeln offenbar äusserlich aneinandergereiht. Die selbständige Formel h, g zeigen AP, RO (Z. 1/2), MA (109, 1/2; 112, 100/1; 125, 45/6 usw.), K 125, K 128 u. a. Auch e, f kommt einzeln vor: Ro (1984/5), MA (126, 74/5), K 128 (216, 11/2) usw. usw. Ist somit die Reihenfolge a, b, c, d, e, f, g, h als die ursprüngliche anzusehen, so wäre nun noch der Text der einzelnen Verse selbst zu betrachten. 5) Vollkommen gleich sind einander bei den Eingangsformeln, was die Zahl der Hebungen anlangt: b, c, d und f. Diese Verse zeigen durchgängig 3 Hebungen. Bei FBd könnte man höchstens zweifelhaft sein, ob die erste Hebung auf „Dasz“ oder „vnsz“ fällt. Ausserdem ist noch überall mindestens 1 Vers deutlich dreihebig, bei FB: g, bei WO: g, bei AP: g, h und bei HW: a, g, h — im ganzen durchschnittlich 5 von 8 Versen. Aber auch der Durchschnitt von a, g, h hält sich auf 3 Hebungen: Es haben FBa: 2 oder 3, WOa: 3 oder 4, APa: 2 oder 3, HWa: 3 Hebungen; FBg: 3, WOG: 3, APg: 3, HWg: 3 (EOg: 2, K 57g: 2), FBh: 3 oder 4, WOh: 3 oder 4, APh: 3, HWh: 3

¹⁾ Vgl. auch dasselbe bei a, b, c, d.

(EOh: 2 oder 3, K 57h: 3) Hebungen. Sehr aus dem allgemeinen Rahmen fällt nur e heraus: FBe, HWe und K 57e haben 4, WOe: 3 oder 4, EOe: 2 oder 3 Hebungen. Man kann annehmen, dass der Urtyp der schlesischen Eingangsformel a—h (mit Ausnahme von e?) dreiehebige Verse gehabt hat, und zwar — entsprechend der ostmitteldeutschen Grundlage — a—f klingend, g und h stumpf. Die im wesentlichen ostmitteldeutsche Herkunft der ersten vier Versreihen zeigt sich deutlich bei AP, wo der schon stärker apokopierende Dialekt zum mindesten das e in „umbe“ nicht mehr gestattet und so eine gewisse Unebenheit bewirkt wird. 6) Eine Gegenüberstellung von FB und WO einerseits, AP und HW andererseits, d. h. von zwei örtlich und mundartlich weit auseinanderliegenden Handschriftengruppen, deren wechselseitige Übereinstimmung eine gewisse Sicherheit gewährt, ergibt etwa folgende gemeinmitteldeutsche Grundformel:

- a) Nû wol ùmme ¹⁾, wol ùmme
- b) Di wîte und óuch di krúmme,
- c) Di lénge und óuch di fírrre,
- d) Dáz uns nímant irre! ²⁾
- e) (Swíget und) Hóret álle geméine,
- f) Béide gróz und kléine,
- g) Béide árm und rích!
- h) Vornémet mich }
 Nu hóret }
 Nu swíget } álle glich!

Betrachtet man die gewonnene Grundformel mit den Formeln von FB, WO, AP usw., so findet man eine Bestätigung der Worte von L. Wirth (Die Oster- und Passionsspiele, Halle 1889) S. 229: „Die Dichter ändern in den entlehnten Versen gern die Wortstellung, seltener den Reim, stellen einzelne Sätze und Verse um etc. Sie verknüpfen einzelne Verse aus verschiedenen Vorlagen, indem sie einige Worte oder ganze Verse zur Verbindung einschieben.“ Interessant ist es, dass der Prolog des Obergrunder Weihnachtsspiels die Formelgruppe e—h, wenn auch in sehr zusammengedrängter Gestalt, bewahrt zu haben scheint:

¹⁾ Aus FB und WO erschlossen. Vgl. auch oben unter „Nu wol umbe“.

²⁾ Die Infinitivform irre(n) wäre im Zusammenhang mit dem anderen nur im Thüringischen möglich. Es ist nicht ausgeschlossen, dass AP a—d dort seinen Ursprung hat.

Sie sind gleich, reich, arm, gross oder klein,
 Zu Ehren einer ehrsamten Gemein'. (OW S. 362.)

Vergleicht man FB mit anderen mittelalterlichen Spielen, so ist gerade bei ihm das krampfhaftes Halten an überlieferten Formen und Formeln, das man zweifellos als ein Zeichen der Abhängigkeit und Unsicherheit des Verfassers betrachten kann, sehr auffällig. In einem besonderen Gegensatz stehen dazu die Fastnachtspiele der bekannten Nürnberger Dichter, selbst eines Rosenplüt, der trotz grober stofflicher Absichten doch über eine ganz andere Technik verfügt als der Verfasser von FB. Die bei dem letzteren auf Tradition ruhenden Stilmittel und Formen haben allerdings den einen Vorzug der Altertümlichkeit. Das Hauptelement für die Formgebung in unserem FB hat die Spielmannsdichtung hergegeben, die in gleicher Weise das äusserlich mit dem weltlichen Spiel verwandte geistliche Spiel durchsetzt hat.

Ganz allgemein wäre über den Formelschatz von FB festzustellen, dass er sich fast ohne Ausnahme in anderen Dichtungen schlesischer Herkunft wiederfindet und offenbar zum grossen Teil nur in diesen.

Der Reimtechnik, dem Wort- und Formelschatz nach gehört das Spiel FB und somit sein Verfasser in dieselbe Gegend, in die auch die Mundart der Hs. weist, nach Schlesien. Eine Gleichheit in der Person des Verfassers von FB und des Schreibers der Hs. ist aller Wahrscheinlichkeit nach anzunehmen.

Literarische Beziehungen.

O. Günther (vgl. Mitt. XXVI) ist es aufgefallen, welchen grossen Raum die Rolle des Ausschreiers im Prolog und Epilog von FB einnimmt und wieviel von der eigentlichen Handlung bereits eingangs vorweg skizziert ist. Ist die dramatische Wirkung schon an und für sich bei Fastnachtspielen nicht allzu überwältigend, so musste diese Vorwegnahme der Hauptgedanken und Witze, ja einzelner Äusserungen — vgl. z. B. Z. 28

Sy spricht, her sey ein twargk sagk —

dazu führen, dass das Spiel selbst völlig abblasste. Vielleicht erschien dem Verfasser die Überlegenheit der Schreiber durch die eigentliche Handlung noch nicht genügend motiviert, so dass er auf den ungeschickten Ausweg verfiel, die Begründung für diese Überlegen-

heit in den Epilog hineinzupressen. Mit kurzen Worten war dies aber nicht abgemacht. Infolgedessen wurde der kleine Schwank von dem betrogenen Bauern angefügt. Dadurch ist das Gleichgewicht des ganzen Spieles ins Wanken gekommen. FB stellt somit weiter nichts als eine stoffliche Verknüpfung eines Fastnachtspiels vom Werben um die Jungfrau (Z. 1 bis 88, 112 bis 129) und eines Schwanks vom Bauern als Hahnrei (Z. 89 bis 111) dar. Die literarischen Grundlagen beider Teile sollen im folgenden untersucht werden.

Als in ihrem Ursprunge mit FB verwandt kann man diejenigen Spiele bezeichnen, die das Werben verschiedener Stände um eine Frau zum Thema haben. Derartige Spiele sind ausser FB: K 70, auf dessen Beziehungen zu FB schon O. Günther hinweist, K 128 (Aristotelesspiel), Q XI, Q XV, Q XVIII und mit gewissem Vorbehalt auch Q VII, das andere Aristotelesspiel. Ein Vergleich aller dieser Spiele lässt den Inhalt des gemeinsamen Urspiels erschliessen. Wird es möglich, die Spiele zueinander in ein gewisses Verhältnis zu bringen, so ist viel gewonnen. Rein äusserlich betrachtet, zeigen da die Spiele eine grosse Menge wörtlicher Anklänge im Text, u. zw. finden sich, wie die folgende Nebeneinanderstellung ergibt, mehrere Verse und Versreihen von K 70, aber fast nie dieselben, annähernd genau in Q XV, Q XI, (Q VII?), Q XVIII, von K 128 in Q VII, Q XI, (Q XV?), (Q XVIII?) wieder. Es ist also wohl mit einer mittel- oder unmittelbaren Beeinflussung der Spiele untereinander zu rechnen. Die gemeinsamen oder aneinander anklingenden Verse in den Spielen sind folgende:

Q XV 37/8 + 91.	K 70 613, 26/7.
Q XV 314/5	K 70 619, 9.
Q XV 526/7, 536—39, 544/5.	K 70 614, 11—18.
Q XV 650 + 732/3.	K 70 619, 14/5.
Q XV 718—727.	K 70 619, 33—35, 620, 1—7.
730	620, 10.
Q XV 738—742	K 70 619, 22—26.
744	K 70 619, 30.
Q XV 835/6.	K 70 620, 13/4.
Q XV 843/4.	K 70 613, 12/3.
Q XV 47/8.	K 128 220, 11/2.
Q XI 131/2.	K 70 619, 12/3.
Q XI 671/2.	K 70 619, 33/4.

Q XI 159/60.	K 128 216, 6/7.
Q XI 585/6.	K 128 227, 21/2.
Q XI 729/30.	K 128 226, 30/1.
Q VII 1/2.	K 128 217, 20/1.
Q VII 5/6.	K 128 217, 12/3.
Q VII 21/2.	K 128 216, 11/2.
Q VII 105.	K 128 217, 26.
Q VII 111/2.	K 128 219, 26/7.
Q VII 277/8.	K 128 228, 16/7.
Q VII 307—310.	K 128 222, 24—27.
Q VII 323/4.	K 128 219, 21/2.
Q VII 379/80.	K 128 217, 37—218, 1.
Q VII 465—468.	K 128 221, 5—8.
Q VII 131/2.	K 70 614, 3/4.
Q XVIII 143/4.	K 128 219, 5/6.
Q XVIII 3—8.	K 70 613, 4—9.
Q XVIII 242/3.	K 70 619, 20/1.

Die beiden Aristotelesspiele gehören insofern zu unserer oben genannten Gruppe, als sie ebenfalls das Buhlen verschiedener Werber, K 128 des Aristoteles und eines Ritters und Mönchs, Q VII des Aristoteles und des Bauern, behandeln. Das Verhältnis beider Spiele untereinander und zu den übrigen Werbespielen ist sehr vielsagend. Was zunächst die literarischen Beziehungen beider Spiele zueinander anlangt, so ist trotz Gemeinsamkeit in Inhalt und Text keines Vorbild des anderen gewesen. Die Fassung von K 128 ist viel zu unverständlich und dunkel, als dass sie zur Übernahme geeignet erscheinen konnte, und in Q VII sind andererseits Widersprüche vorhanden, die den Eindruck der Überarbeitung erwecken und auf die Michels a. a. O. S. 41/2 aufmerksam macht, so dass also die Entstehung des einen Stücks aus dem anderen als unwahrscheinlich gelten muss. Einzig möglich ist nur die Annahme, dass K 128 und Q VII bzw. ihre Vorlagen unabhängig von einander auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Michels a. a. O. S. 47 hält Stück 128 für „die ältere stark zusammengestrichene, aber im Text wohl zuverlässigere, Q VII die jüngere, freiere, aber im Sinne verständlichere Bearbeitung eines Aristotelesspiels“. Gemeinsam sind ihnen beiden im Gegensatz zu K 70, Q XI, Q XV und Q XVIII folgende Punkte, die somit anscheinend dem Uraristotelesspiel angehört haben: Aristoteles liebt eine hohe Frau und versichert sie seiner Ergebenheit. Sie benutzt dies, um ihn zu demütigen, lässt ihn Pferd spielen und reitet auf ihm hin und

her. Ihr Versprechen jedoch hält sie hinterher ihm gegenüber nicht. Charakteristisch sind noch für das Spiel die alte und die junge Dienerin, die beide von der Frau um Rat gefragt werden. Ein Schreiber spielt in beiden Stücken eine Nebenrolle. Es hebt sich also der gemeinsame Grundstock von Q VII und K 128 deutlich von den eigentlichen Werbespielen ab. Mithin gehören alle diejenigen Momente, die entweder nur K 128 oder Q VII aufweist, die zudem keineswegs in den Rahmen des oben skizzierten Aristotelesspiels hineinpassen, sich wohl aber in den Werbespielen wie K 70, Q XI, Q XV und Q XVIII wiederfinden, der letztgenannten Gruppe von Spielen an. In Q VII kann der grob buhlende Bauer aus den Werbespielen stammen, in K 128 dagegen ist bestimmt übernommen a) Ritter, Mönch¹⁾ (und Schreiber? Vgl. K 128 222, 18—22) als Werber, b) der Ritter mit seiner Bereitschaft zu „turnyeren“ und „stechen“ (224, 2) und c) seiner Unhäuslichkeit, falls 226, 15 „Wan der ritter get des morgens aus seinem gaden“ in diesen Zusammenhang gebracht werden darf, d) das Warten des einen früheren Bewerbers bis zum Schluss²⁾, e) die Herausforderung zum Zweikampf (226, 30—33), f) der Tanzcharakter des Spiels. Vgl. S. 225, 13 „Ich will auch an dem rayen sein“, 225, 19/20 „Ich lauff hye umb disen rinck. Ich armer elender pärtlinck“, 228, 30 „Pfeiff auff vnd lat vns rayen“. Diese Scheidung des Aristotelesspiels K 128 in zwei Teile, A. das eigentliche Aristotelesspiel und B. das Werbespiel, hat insofern auch ihre Berechtigung, als mit dem Abtreten des Aristoteles und seines Schreibers (S. 222) auch das in der Überschrift (ain spil von mayster Aristotiles) angegebene Thema erschöpft ist. Denn der nun folgende Teil, der die oben aufgeführten Punkte a bis f enthält, hat absolut keine Beziehung mehr zu Aristoteles, seine Person und sein Name sind — wenn man von einer Antwort, die sein Vorläufer noch einmal (224, 12—14) gibt, absieht — völlig ausgeschaltet³⁾. Andererseits,

¹⁾ Wenn hier der Mönch die Rolle des Schreibers spielt, so mag das daran liegen, dass bei den Rollenüberschriften das Wort „clericus“ bzw. „clerus“ verschiedene Deutung erfahren hat.

²⁾ Vgl. allerdings auch Q VII, 465 „Du hast vill zu lang gepitten“.

³⁾ Den Zwittercharakter von K. 128 zeigt deutlich die äussere Form des Spiels. Abgesehen von vereinzelten Anklängen an thüringische Lautgebung, die zu der Mundart um Erfurt stimmen, in dessen Weichbild offenbar die Heimat des Spiels zu suchen ist — vgl. die im Prolog genannten, dicht bei Erfurt

wenn man die beiden Aristotelesspiele zusammen den eigentlichen Werbespielen gegenüberstellt, lässt sich für diese letzteren noch folgende Begrenzung gewinnen: In K 128 und Q VII ist die Umworbene eine Frau, keine Jungfrau wie bei Q XI, Q XV, Q XVIII und K 70. Die Venus in Q XV ist übernommen¹⁾. Somit ist auch für das Urbild der Werbespiele eine Jungfrau vorauszusetzen. Dem hohen Range der Frauen in K 128 und Q VII entsprechend sind diesen je zwei Dienerinnen beigegeben und es müssen die Werber durch Boten oder Fürsprecher ihr Anliegen vorbringen. Diese beiden Züge finden sich in den Werbespielen nur bei Q XI wieder, und dies aus dem Grunde, weil hier die umworbene Jungfrau als Königstochter eingeführt wird. Ob die grobe Ehrverdächtigung der Frau durch einen abgewiesenen Bewerber (Q VII 480—491, K 128 228, 21—23, Q XI 645/6; vgl. auch K 70 620, 16) ursprünglich dem Aristoteles- oder dem Werbespiel angehört hat, wage ich nicht zu entscheiden. Ich will der Einfachheit halber fürderhin das Ur-Aristotelesspiel, welches Q VII und tlw. K 128 zugrunde liegt, mit UA, das Ur-Werbespiel, auf welches Q XI, Q XV, Q XVIII, K 70 und FB zurückgehn, mit UW bezeichnen.

Ausser einer grossen Anzahl von Versen haben K 70 und Q XV folgende Gemeinsamkeiten: die verschiedenen Stände, unter ihnen

liegenden Ortschaften: Bindersleben (216, 19 Pintterslewben), Ilversgehofen (217, 4 Hilbersgehoffen), Gispersleben (217, 6 Gisperslewben), Schmidtstädt (217, 7 Simntstet. Verlesen?), Hochheim (217, 8 Hochhaym), Rhoda (217, 10 Rewt) und Daberstedt (216, 15 darffer stet. Verlesen!) — ist über das Ganze ein bayrisches Lautgewand gegossen. Thüringisch ist: die verschiedentliche Bewahrung des End-e (219, 16/7 rayne/allaine, 220, 12 stille usw.), n-Abfall im Infinitiv (219, 28/9 lerne/gerne, 226, 9/10 rayse/preyse), a statt ö (220, 16 pfard „Pferd“), bayrisch: 218, 23 offenwar, 221, 22 last „lässt“, 221, 26 ros z „Pferd“, 222, 5 enck, 224, 32 hawsdieren, 225, 9 albegen, 225, 16 tracken „Drachen“, 226, 1 laufft „läuft“ usw. Einige Merkmale weisen im besonderen noch in die Gegend von Westtirol (Nähe der alemannischen Grenze?): 218, 2 püech „Buch“, 218, 25 kürtzweyl, 219, 13 pürg „Burg“, 222, 12 müesz „muss“ 226, 16 täschen „Tasche“ u. a.

¹⁾ Q XIV, in dem das Werben von 7 Farben um Venus dargestellt wird, bildet mit Q XV zusammen ein Doppeldrama und es ist zweifellos zwecks Herstellung einer Art von Einheitlichkeit ganz äusserlich der Name „Venus“ auch an Q XV abgegeben worden. Wenn in Q XV von „Junckfra, Junckhfrau“ u. ä. (Z. 144, 158, 178, 230) und „maget“ (Z. 91) neben „Frau Venus“ gesprochen wird, so hat das demnach nichts Verwunderliches an sich.

eine grosse Anzahl von Handwerkern, freien um eine Jungfrau (für die Venus von Q XV vgl. oben!). Der Schreiber, ein Student, der Pfaffe hat werden sollen, tritt als letzter unter den Bewerbern auf und geht als Sieger hervor. Der erste Freier, ein Ritter, rühmt sich seiner Turniertüchtigkeit, der Bauer preist seinen Stand. Auch die Reihenfolge der Werber weist merkwürdige Gleichheiten auf:

K 70 Ritter	Q XV Ritter
Bauer	Bürger
Priester	Krieger
Messner	Arzt
Mönch	
Pegauner	
Schmied	Hufschmied
Wagner	Rademacher
Schuster	Schuster
Schneider	Schneider
	Weber
Kürschner	Kürschner
	Bäcker
Metzger	Metzger
	Maurer
	Zimmermann
	Bader
	Fassbinder
	Sattler
	Tischler
	Fischer
	Bauer
Schreiber	Schreiber

Der Bauer steht in K 70 an zweiter, in Q XV an vorletzter Stelle. Es sind somit sämtliche in K 70 vertretene Stände ausser Priester, Messner, Mönch, Pegauner in Q XV wiederzufinden. „Pegauner“, das einem mhd. *begüner entsprechen dürfte, halte ich für eine falsche maskuline Bildung zu „Begine“ (frz. béguine). Es würde also K 70 (613, 16) „Ein münch und ain Pegauner“ mit RO 1956 „klosternunne edder bagyne“ zu vergleichen sein. Ein Grund dafür, dass alle vier dem geistlichen Stande angehörenden Personen in K 70, Priester, Messner, Mönch und Pegauner, in dem entsprechenden Sterzinger Spiele ausgemerzt erscheinen, ist vielleicht in der gemeinsamen Umarbeitung der Sterzinger Spiele durch die Hand Vigil Rabers zu erblicken. Denn auch in Q VII

fehlt eine dem Mönch von K 128 entsprechende Person, die ja allerdings für ein Aristotelesspiel entbehrlich erscheinen musste. Q XI und Q XVIII vermeiden es gleichfalls sorgfältigst, einen Vertreter des geistlichen Standes, der im Mittelalter doch wahrlich mehr in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gerückt war als heutzutage, als Freier aufzustellen. Gerade die Geistlichen arg mitzunehmen, das war ja seit den ältesten Zeiten eine besondere Vorliebe des Mimus gewesen (vgl. H. Reich a. a. O. S. 845). Bis zur Reformationszeit wird in den Sterzinger Spielen jede das Mönchtum oder die Priesterschaft betreffende Anzüglichkeit vermieden. Zweifellos hat auch der Bearbeiter von Q XV, ob dies nun Vigil Raber war oder ein Anderer, in seiner Quelle Vertreter des geistlichen Standes als Bewerber vorgefunden. Ziemlich einwandfrei scheint dies aus dem als Prolog zu Q XV dienenden Epilog von Q XIV hervorzugehn. Vgl. Q XIV 440 – 443 „pfaffn, purger, sy sind all gerecht Dy lassn sich hie schauenn“. Die eingeschobenen Rollen in Q XV (Weber, Bäcker usw.) passen in das Bild, das sich uns bei Betrachtung des ganzen Textes von Q XV im Verhältnis zu dem von K 70 aufdrängt. Meistens sind, wo sich parallele Versreihen in beiden Spielen nachweisen lassen, in Q XV Verse eingesprengt, das Ganze von Q XV erscheint erweitert. Vgl. übrigens auch die Ansicht von Michels a. a. O. S. 91. Von besonderer Wichtigkeit sind die Hinweise von Michels a. a. O. S. 91 auf die fehlenden Zusammenhänge in Q XV, die den sekundären Charakter dieses Stücks kennzeichnen. Die Ausführungen von Michels mögen hier folgen:

„619, 9 ff. sagt die Jungfrau:

Ich pin stolcz vnd seuberleich
Ich hoff, ich vind meinen gleich.

Entsprechend ist Q XV, 24 ff. (lies 314/5):

Den ich pin zart vnd seuberleich
Ich hoff, mir kum noch mein geleich.

Darauf antwortet in Stück 70 unmittelbar der Schreiber 619, 12 ff.:

Nu hie nu junckfrau mynnikleich,
Mich dünkt, ich sey eur gleich.

Und er täuscht sich nicht: die Jungfrau nimmt ihn an, sodass zum Schluss der Ausschreier mit Recht sagen kann (620, 13 ff.):

Man red hin oder her,
Den frauen lieben die schreiber,

an die alten übermütigen Vagantenlehren gemahnend:

Clerus scit deligere

Virginem plus milite (Carmina Burana no. 55, 1) =

„Es geht nichts über einen stolzen Schreiber“, wie das Volkslied übersetzt. Dieser Zusammenhang ist in Q XV zerstört. Die erste Stelle ist beziehungslos geworden, da hier erst eine Reihe anderer Bewerber auftreten, ehe der Schreiber sich meldet; die zweite fehlt ganz; die dritte ist etwas anders gewendet, und die letzte hat als

Red von im hin oder her,
Frau Venus liebt der Schreiber (835 ff.)

im Munde eines überflüssigen Bauern markante Stellung und gnomische Bedeutung eingebüsst“. Die als beziehungslos bezeichnete Bemerkung der Venus (Q XV 314/5) endet auch gerade die Reihe der — gleichfalls in K 70 genannten — Handwerker vom Schmied bis zum Metzger, so dass sich auch von diesem Gesichtspunkt aus alles Nachherige in Q XV vom Maurer bis Fischer deutlich als Anfügsel ergibt. Daher gehört auch der Bauer in Q XV nicht an die vorletzte Stelle, sondern vor die Handwerker¹⁾. Ritter und Krieger in Q XV sind Abzweigungen aus einer Person, wie dies der Hinweis beider auf ihre Wehrhaftigkeit, und rein äusserlich die Zerspaltung der Verse 613, 26/7 von K 70 in Q XV, 37/8 und 91 zeigt: sie gehn wohl beide auf den Ritter von K 70 zurück. Der zwischen Ritter und Krieger in Q XV eingeschaltete Bürger kann aus diesem Grunde als eine Neuerung von Q XV angesehen werden. Der Wegfall des „überflüssigen Bauern“ in Q XV ergibt sich aus den oben angezogenen Ausführungen von Michels betreffs Q XV, 835/6. Auseinandergezogen erscheinen ferner von K 70 die Verse 619, 14/15 in Q XV, 650 und 732/3. Ergibt sich aus allen diesen Gründen K 70 als eine oder gar als die Vorlage zu Q XV, dann erklären sich auch die Verse Q XV, 721—727. K 70 (620, 1) „ir pleibet“ ist anscheinend von Raber oder seinem Vorgänger verlesen oder nicht ver-

¹⁾ Die Bäuerin in Q XV, die gewiss auf die „Amasia rustici“ in Q XI zurückgeht, stammt vielleicht aus einem der bekannten Prozessfastnachtspiele.

standen worden. Die Deutung „liebet er“ (Q XV, 721) machte die nachfolgende Zeile von K 70 „In dem herzen und in den sinnen“ unverständlich. Infolgedessen wurde diese verworfen. Als Ergänzung zu dem inhaltlich passend erscheinenden „Ich wil mit euch von hinnen (K 70, 620, 3)“ schuf der Umarbeiter nun den nur dialektisch gerechtfertigten Vers „den dy schreiber oft gar vill kinenn“ (Q XV, 723). So lässt sich dann auch erst der dauernde Wechsel von Mehr- und Einzahl (722 = Ez., 723/4 = Mz., 725/6 = Ez., 727 = Mz.) als Zeichen für das Mangeln eines einheitlichen Charakters auffassen. Eine so ausgedehnte Einwirkung man von K 70 als Quelle auf Q XV auch annehmen kann, es sind ausserdem im Inhalt von Q XV immerhin doch noch 3 wichtige Momente vertreten, die K 70 nicht, wohl aber K 128 aufweist und die als den Werbespielen ursprünglich eigentümlich nachgewiesen sind: Des Ritters Unhäuslichkeit, die sich mit dem Verlangen der Jungfrau nach immerwährender Buhlschaft nicht verträgt (Q XV, 63—68) = Punkt c von K 128 (s. o.). Das Warten des einen abgewiesenen Bewerbers bis zum Schluss (in Q XV des Ritters) = Punkt d von K 128, und durch diesen die Herausforderung des glücklichen Siegers zum Zweikampf (Q XV, 753—770) = Punkt e von K 128.

Q XV ist demnach eine Verschmelzung von K 70 mit der einen Quelle von K 128, die ein Werbespiel enthält.

Der Inhalt von Q XI lässt sich im wesentlichen folgendermassen skizzieren:

1) Die umworbene Jungfrau ist eine Königstochter. 2) Ihr Vater überlässt ihr die Wahl des Bräutigams. 3) Es bewerben sich der Reihe nach ein Bauer, 4) der seinen Stand lobt (141 bis 158), 5) ein Bürgerssohn, 6) ein Ritter und 7) ein Graf, 8) die sich beide ihrer Waffentüchtigkeit rühmen (417/8, 513/4). 9) Der Graf wird seiner Unhäuslichkeit wegen abgewiesen (629 bis 632). 10) Er wartet bis zum Schluss und 11) fordert den Sieger zum Zweikampf heraus (723/4). 12) Der Sieger ist der letzte Freier, ein Student, 13) welcher „gelt vnd guez genueg“ hat (716). 14) Er erringt die Hand der Königstochter. 15) Das ganze Stück trägt den Charakter des Werbetanzspiels (694, 699, 867, 883, 921), 16) in dem auch ein Spielmann auftritt (884 bis 887).

Ich möchte nicht behaupten, dass die Rangerhöhung, die in diesem Stück der umworbenen Jungfrau zuteil geworden ist, eine junge Neuerung von Q XI bedeutet, vielmehr wird es sich hier um eine alte Sonderentwicklung der Fabel von dem Werben verschiedener Stände um die Jungfrau handeln, wie sie uns auch noch das Märchen vom König Drosselbart bietet. Etwas Sekundäres ist diese Wendung des Werbespiels allerdings; denn auch die ganze Umgebung der Königstochter macht gegenüber dem Milieu der anderen Werbespiele einen gehobeneren Eindruck. Ritter und Graf, die wie Ritter und Krieger in Q XV Abzweigungen aus einer Person darstellen dürften, zeigen gemeinsame Züge (Nr. 8). Jedoch während der Ritter mehr nur dem Namen nach da ist, hat sein „besseres Ich“, der Graf, die Rolle des Ritters aus den anderen Stücken übernommen. Vgl. Nr. 8 bis 11. Selbst der Schreiber, der hier als Student bezeichnet wird und sonst nur (Q XV, 657/8, 858 und Q XVIII, 263/4) als armer Teufel bekannt ist, rühmt sich grosser Güter. Dass der Schreiber hier als Student erscheint, hat nichts zu bedeuten. Wird doch auch in K 70 und Q XV ausdrücklich erwähnt, dass der Schreiber studiert hat und Pfaffe werden sollte. Andererseits hebt auch der Student in Q XVIII seine Fähigkeit zu lesen und zu schreiben hervor (242). In den Breslauer Reimsprüchen (Rspr. Nr. 69, 72) werden geradezu Schreiber und Studenten einander gleichgesetzt. Es besteht somit kein wesentlicher Unterschied zwischen Q XI und den übrigen Werbespielen. Unterschieden ist Q XI von K 70 in den Punkten 2, 5, 9, 10, 11, 15, 16 — 9 bis 11 hat es mit K 128, Q XI und Q XV gemeinsam, 15 mit K 128 allein. — Hierin und in der geringen Bewerberzahl zeigt es sich deutlich, dass Q XI eine bis auf kleine Anleihen durchaus selbständige Fassung des Werbemotivs gegenüber K 70 bewahrt und dass wir zwei Haupttypen von Werbespielen unterscheiden können, von denen auf der einen Seite K 128, Q XI und Q XVIII (tlw. Q XV), auf der anderen K 70 und Q XV stehn. Q XVIII ist ohne Zweifel, wie auch Michels S. 92 betont, eine weitere Nachbildung und kann seine nahe Verwandtschaft mit Q XI keineswegs verleugnen. Da die Bewerber alle Glück haben sollen, sind aus der einen Jungfrau vier geworden. Auch hier ist es der Vater, der sie in den Ehestand treten lassen will. Ausser dem Studenten

erscheint ein als Hofmann bezeichneter Ritter, der glaubt, berechtigten Anspruch zu haben,

Den in stirmenn vnd In streytn
bin ich vermärt vast weitt (Q XVIII, 101/2),

ferner ein zum Kaufmann gewordener Bürgerssohn und ein Bettler, der im „König Drosselbart“ seine Parallele findet. Der Student ist wie in K 70 und Q XV zum Geistlichen bestimmt gewesen. Das Spiel ist ein Werbetanz, zu dem ein Spielmann die Laute schlägt (218 bis 221, 338 bis 343, 648 bis 650). Steht somit Q XVIII in Abhängigkeit zu Q XI, so lässt sich inhaltlich wie äusserlich auch nicht ganz eine Einwirkung von K 70 ableugnen: inhaltlich in den von Q XI abweichenden Punkten, äusserlich in der Übernahme einiger Verse (s. o.), unter denen K 70 613, 7 Darzu prot und lang wüerst! als „Dazu Brat- und Langwürste!“ aufgefasst worden ist. Was das Fehlen der geistlichen Freier in Q XI und Q XVIII anlangt, so sei auf das unter Q XV Gesagte verwiesen.

Der Inhalt von FB bietet kaum Abweichungen gegenüber dem allgemeinen Typus der Werbespiele. Eine Frau will ihre Tochter verheiraten. Als Bewerber treten nacheinander ein Bauer, Ritter, Mönch und ein Schreiber auf. Der zuletztkommende Schreiber wird Sieger. Weil das Mittelstück von FB, die eigentliche Aufführung, fehlt, bleiben alle übrigen für die anderen Werbespiele charakteristischen Züge undeutlich und können nur durch Zwischendenzeilenlesen erschlossen werden: Dass der Bauer seinen Stand als besonders begehrenswert dargestellt und durch den Hinweis auf seinen Besitz an Milch, Eiern und Käse die Jungfrau zu locken versucht haben wird, ist wohl anzunehmen. Ihre Entgegnung, in der sie ihn (Z. 28) twargk sagk „Quargsack“ scbilt, würde jedenfalls darauf zugeschnitten sein. Der Bauer scheint es im Werben bis zuletzt ausgehalten und einige Ausichten gehabt zu haben; denn ihn trifft am Schluss die Bevorzugung des Schreibers besonders (88/9), auf seine Niederlage und Verhöhnung legt der Verfasser des Spiels besonderen Wert (90 ff.). Für sein beständiges Werben könnten auch Z. 118/9 sprechen.

Wenn es auch am Ende des Spiels keinen regelrechten Zweikampf zwischen den beiden aussichtsreichsten Bewerbern gegeben haben mag, so ist doch die Vermutung nicht von der Hand zu

weisen, dass der Bauer von dem Schreiber Prügel bezogen hat oder doch unter dem Lachen der Zuschauer zu Fall gebracht worden ist (Z. 26, 88). Merkwürdig ist das „bestunt“ in Z. 87. Was den Ritter betrifft, so erinnert man sich bei den Versen 41/2

Czu stormen [vnd] ist her vorpflicht

Dasz ist der iuefrawen czu synnen nicht

daran, dass der Ritter in den anderen Spielen auf seine Wehrhaftigkeit und seine höfischen Pflichten gepocht hat und es liegt nahe, dies auch bei FB anzunehmen. Zweifellos können wir die abschlägige Antwort der Jungfrau aus den Zeilen 43 ff. (Her musz czu czeytn seyn awssene jor vnd tag usw.) an den Ritter herauslesen. Auch dass sich der Schreiber als Student der Jungfrau empfiehlt, ist, obgleich die Worte seiner persönlichen Vorstellung fehlen, aus der ganzen Tradition der Zeit und Gegend heraus anzunehmen, in der die Begriffe Schreiber und Student einander gleichgesetzt waren. Vgl. die Schreiber- und Studentenverse in der Breslauer Liederhandschrift (Rspr.). FB gehört mit in die Reihe der Werbetanzstücke, wie man dies zwischen den Zeilen herauslesen dürfte: 1) Z. 30 Her ist gelencke zam eyn elefant (Bauer), 2) Z. 32 Vnd hot eyynnisch trappen gangk (Bauer), 3) Z. 47 geslichen (Mönch), 4) Z. 50 Desz vmmbe loffesz wert her nymer sait (Mönch); vgl. K 128, 225, 19/20 Ich lauff hye umb disen rinck, Ich armer elender pärtlinck (Mönch). Mit „pärtlinck“ soll wohl auf einen Schembartläufer mit dem grünen Bäumchen in der Hand (vgl. Vogt a. a. O. S. 260) angespielt sein. Der „umbelouf“ in FB wie in K 128 ist gewiss dem Schembartlauf gleichzusetzen. Die schlesische Kindersitte beim Sommersingen Schmagostern herumzutragen, könnte auf die gleiche Wurzel wie dieser Brauch zurückgehen (Vogt a. a. O. S. 260). Ich erinnere mich auch noch einer Stelle (verloren!) in der Hertz-Postilla des Valerius Herberger (Lpz. 1682), in der er für die Fraustädter Gegend die Sitte nennt, dass die Kinder zu Sommersanfang ein „geschmücktes Reis“ mitführen und „singen wie sie den Tod austreiben“. Frühlings- und Fastnachtsbräuche stehn in engster Beziehung zu einander. 5) Z. 51/2 Her wil allengen methehoffiren vnd schallen / Vnd sulde her dasz maul czu fallen (Mönch). 6) Z. 71 bulen hoffiren vnd singhen (Schreiber). Bei Tanz und Gesang fehlt nicht der Spielmann, der mit der Laute „eins aufmacht“. Ob ihn unser

Bruchstück gekannt hat, ist fraglich. Ein vielleicht mit unseren Werbespielen in engster Verbindung stehendes schlesisches Volkslied, Nr. 7 in der „Schles. Volksliedforschung“ von F. Günther, nennt ihn unter den Freiern der Jungfrau¹⁾:

1. Es hatt ein Pauer ein töchterlein,
er wolts verloben
er konnte keinen bekommen,
den sie wolt haben.
2. Sie wolte keinen haben, } Ritter?
der da hoch sass, }
sie wolte keinen haben, } Pfaffe, Schulmeister?
der in denn Büchern lasz }
3. Sie wolte keinen haben, } Bauer.
der an dem Pfluge treib, }
sie wolte keinen haben, } Schreiber.
der mit der feder schreib. }
4. Sie wolte einen spielman haben,
ein hübschen Spielman,
der ihr alle Morgen
ein frölichs machen khan.
5. Das erhört ein feiner Spielman,
ein hübscher Spielman,
er liesz ihm ein lauten machen,
mit golde wohl beschlan . . .

Belangreich ist auch hier die Reihenfolge der Bewerber: der Ritter an erster und — wenn man den Spielmann, der zum Tanz wohl nötig, doch für den Verlauf der Handlung nicht von Bedeutung ist, als Anfügung betrachten kann — der Schreiber an letzter Stelle. In der Charakterisierung der Personen geht FB ähnliche Wege wie die anderen Werbespiele. Der Bauer wirbt „Mit juchczen vnd mit sreyen“ (25). In Q XI, 160 ff. sagt er: ain pheiffn han ich in meiner hant, Darmit pfheiff ich der liebm An dem tancz. O. Günther erinnert an die wörtlichen Anklänge von FB Z. 61 Do wert komen eyn schreyber stholcz vnd feyn und K 70 619, 14. Ich pin ain schreiber stolz und fein. Vgl. auch Q XV, 650.

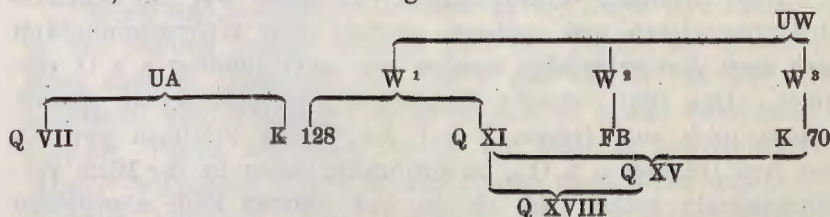
Wenn wir alles Vorangegangene noch einmal kurz zusammenfassen, ergibt sich folgendes Bild: K 128 stellt die Verschmelzung

¹⁾ Auch in der von Siebs und Schneider herausgegebenen Sammlung „Schlesische Volkslieder zur Laute“ (Breslau 1924) findet sich in Nr. 2 das Motiv vom Edelmann, Spielmann und Bauer.

eines Aristotelesspiels mit einem Werbetanzspiel dar. Die erste Hälfte von K 128 und Q VII sind verschiedene Bearbeitungen eines alten Aristotelesdramas, das als UA = UrAristotelesspiel bezeichnet worden ist. Q XI und der zweite Teil von K 128 gehen auf ein älteres Werbetanzspiel zurück, in dem die zwei aussichtsreichsten Freier am Schluss um die Jungfrau kämpfen. K 70 ist demgegenüber ein einfaches Werbespiel ohne Tanz und Zweikampf. Q XV ist stärker von K 70, in geringerem Masse von Q XI beeinflusst. Q XVIII hat als Grundlage Q XI und Q XV.

FB steht in der Mitte zwischen den beiden Gruppen K 128, Q XI und K 70. Es weist einige Anklänge (vgl. O. Günther a. a. O.) an K 70 auf. K 70 stellt im Vergleich zu Q XI und FB, was die Zahl der Bewerber anlangt, eine sekundäre Form dar. Vgl. auch O. Günther a. a. O.

Wenn wir die Quelle von K 128 und Q XI mit W¹ (Werbespiel 1), die von FB mit W² und die von K 70 mit W³ bezeichnen, könnten wir etwa folgendes Schema entwerfen:



Für das Urspiel kann folgender Inhalt erschlossen werden: Das mit Schembartlauf bzw. Schwerttanz verbundene Spiel beginnt mit der Ankündigung des Spielplans durch den Vorläufer. Eine Mutter — in anderer Fassung ein Vater — will die Tochter mit einem Freier, der ihr gefallen soll, verheiraten. Es bewerben sich nacheinander ein Ritter, der sich seines Stechens und Stürmens rühmt, aber seiner Unhüßlichkeit wegen abgewiesen wird, ein Bauer, der seinen Stand preist, ein Mönch und zuletzt mit Erfolg ein als Schreiber auftretender Student um die Hand der Jungfrau. Diesem werden von dem aussichtsreichsten Mitbewerber, der bis zum Schluss ausharrt, um zu sehen, wer Sieger wird, Schwierigkeiten gemacht. Ein Spielmann begleitet wohl Gesang und Tanz der Darsteller mit seiner Laute. Die Reihenfolge der ersten drei Freier steht nicht ganz fest.

Oben ist bereits angedeutet worden, welche nahen Beziehungen einige Volkslieder zu unseren Werbespielen haben. Allem Anschein nach hängen die zahlreichen Volkslieder von dem wälderischen Mädchen gerade von denjenigen Stücken ab, die Freier aus allen Berufen, besonders aus dem Handwerkerstande, einführen wie Q XV und K 70. Einige Stellen in Q XV sind schon geradezu im Volksliedton abgefasst. Man vergleiche z. B. die Verse in Q XV 194/5 mit EB 841/2. Ferner Q XV, 347/8 mit EB 841/8, Q XV, 210/1 mit EB 847, 3, Q XV, 222/3 mit EB 848, 5. Als inhaltlich mit unseren Werbespielen verwandt wären zu nennen: WT, HR 185, EB 841 bis 843, 845, 847 und 848. In EB 845 (anscheinend in Schlesien entstanden!) hat ein Mädchen zwischen einem Kaufmann und einem Schreiber¹⁾ (ihr „von der Feder“ gut) zu wählen und gibt dem letzteren den Vorzug. Einige von den genannten Liedern sind noch mehr oder weniger in Dialogform gehalten.

Das Breslauer Fastnachtspiel ist nicht nur in Schlesien niedergeschrieben und verfasst, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch dort aufgeführt worden, wie es O. Günther a. a. O. vermutet. Das Blatt unserer Handschrift, welches seiner ganzen Anlage nach zum Gebrauch auf der Bühne bestimmt gewesen war (vgl. Günther a. a. O.), ist auf beiden Seiten in der Mitte verhältnismässig sauber, am oberen und unteren Ende abgegriffen und beschmutzt. Es ist demnach wohl tatsächlich zum Ablesen verwandt worden. Bezeugt sind Fastnachtspiele bisher nur für Süddeutschland und Niedersachsen. C. Walther (Über die Lübecker Fastnachtspiele) nennt als Aufführungsorte im Norden Hildesheim, Röbel, Wolfenbüttel, Soest, Riga und Lübeck (Walther a. a. O. S. 9). Für Thüringen können wir das dem geistlichen Spiel nahestehende von Schernbergk verfasste Drama von „fraw Jutten“ und ausserdem, wie oben dargetan worden ist, das Aristotelesspiel K 128 anführen. Verwunderlich ist es also keinesfalls, dass sich auch für das von Thüringen so stark beeinflusste Schlesien ein Fastnachtspiel nachweisen lässt. Zudem wird in den Gegenden, für die geistliche Spiele bezeugt sind, auch das weltliche Spiel be-

¹⁾ Die in EB gegebene Deutung „Beamter“ passt für dieses aus dem 16. Jahrhundert stammende Gedicht nicht.

kannt gewesen sein. Der Grund, dass sich so wenig Fastnachtspiele aus Norddeutschland erhalten haben, ist wohl in der Ausbreitung des Protestantismus zu suchen. Während die mittelalterliche Kirche mit ihren Gnadenmitteln der in den weltlichen Spielen vertretenen leichten Lebensauffassung mittelbar Vorschub leistete (Michels a. a. O. S. 100) — 1520 liess übrigens noch Bischof Johann IV. von Hildesheim ein Fastnachtspiel aufführen (C. Walther a. a. O. S. 8) — empfahl Luther die Aufführung der lateinischen Schulkomödien (Vogt a. a. O. S. 296, 315), die auch in der Fastenzeit stattfanden und so allmählich an die Stelle der Fastnachtspiele traten. Denselben Eindruck vermittelt der Lübecker Bericht über die dortigen Fastnachtspiele (vgl. C. Walther a. a. O. S. 10). Wahrscheinlich sind im Norden Deutschlands, wo man offenbar nach der Reformation höchstens einiges Interesse für Spiele nach der Art von „fraw Jutten“ behielt, die alten Fastnachtspiele beiseitegeschoben worden und so ihre Handschriften grösstenteils verloren gegangen.

Spiele und Schwänke, die beide in der Regel ihre Entstehung in den Städten haben, nehmen gern den Bauern zur Zielscheibe ihres Spottes. Dies gilt für Teil I und Teil II von FB, Fastnachtspiel und Schwank. H. Reich a. a. O. S. 847 bezeichnet als beliebte Typen im alten sowie im späteren mittelalterlichen Mimus: Verführer, junges Mädchen oder junge Frau und den betrogenen Ehemann. Beim Schwank sieht es selbstverständlich nicht wesentlich anders aus. Da der Schreiber auch im Schwank triumphieren muss, ist die Rolle, die er nur in diesem Zusammenhange spielen kann, so gut wie festgelegt. Der Ausgestaltung dieser Rolle kam der traditionelle Zug zustatten, den man dem Schreiber so gern zulegt: der Schreiber gilt als der erklärte Frauenliebhaber. Für die Bevorzugung der Schreiber durch die Frauen liefert L. Wirth (a. a. O. S. 183) eine Anzahl von Belegen. Die frivole Auffassung, die in unserem Stück zutage tritt, kann keinesfalls als Gradmesser des sittlichen Zustandes unseres deutschen Mittelalters betrachtet werden. Gerade die Hahnreimotive der Schwänke und Spiele des 14. und 15. Jahrhunderts sind meist äusserlich übernommen. „Die Sitten waren im Mittelalter unter den Germanen und Franzosen, Engländern, Spaniern wohl bessere als in den Zeiten der endenden antiken Kultur. Aber der mittel-

alterliche Mimus knüpft doch nun einmal direkt an den Mimus der ausgehenden Antike an und darum musste in ihm der Ehebruchsmimus überwiegen . . ." (H. Reich a. a. O. S. 849). Gewisse kleine Züge hat unser Schwank zweifellos auch von seinen Vorbildern mitbekommen. Vgl. Z. 100 und 102 sy trincken bir methe vnd weyn / sy essen hunner gesotten vnd gebrothen. Dies sind Verse, die anscheinend mit zur Charakterisierung des Ehebruchs dienen sollen¹⁾. Die Wendungen in FB Z. 103 Alzo hot got den schreyber berotten und Z. 120 bis 122 (Her vordringet en werlich / An der hobischeit sicherlich / Dasz wil em got beschern) sind auch für die Auffassungsweise verwandter Dichtungen kennzeichnend²⁾.

Vom Schreiber als Verführer handeln eine Anzahl von kleineren Gedichten und Schwänken. Am bemerkenswertesten sind darunter drei unserm Schwank in FB besonders nahestehende:

Rspr. 72

Wann ein schreiber wirdt geborn,
Seindt ihm drey Pauren ausserkorn,
Einer, der ihn erneht,
Der Ander, so für ihn in die Helle feht,
Der Dritte helt ihm ein schönes weib,
Damit ergetzt der Student seinen leib.

¹⁾ Vgl. Rosenplüt, Vom fahrenden Schüler 49 (Michels a. a. O. S. 167: ein gpraten hun stak an eim spisz, ferner die Verse über den Probst und die Malersfrau in dem Rosenplütschen Fastnachtspiel „Der moler zu wierczpurgk“ (Litt. Ver. Bd. 30).

Do stiessy ein hunlein an den spiesz
Vnd legte es zu dem feir gar resch
Do seczten sy sich zu sammen zu dem tiesch
Vnd assen vnd truncken vnd lebten wol

oder Z. 17 bis 19 in dem Schwank „Der geafte pfafe“ von dem Stricker (v. d. Hagen, Gesamtabenteuer LXI)

Si koufte met unde win
swaz guotiu spise mohte sin,
Der briet si vil unde sôt.

²⁾ Vgl. Rspr. Nr. 69

Schreiber vndt Studenten
Sindt der welt Regenten;
Sie siendt Edell oder nicht,
So siendt sie von Gott dartzu gericht,
Ein tropff der darwieder spricht.

Vgl. ferner Q XV, 730 und K 70 (620, 10).

Ferner W. Wattenbach, Gedichte aus einer Lübecker Handschrift (Germania Jg. 17) S. 187

Der scriber was czu malle gut,
er dat was an in dye iuncfrauwe müt,
Her ginck al in das kemerlyn.

Da stunt der gebur,
er cloppet mit dem ringe davor
.

Der Schlussvers der ersten und letzten Strophe lautet:
noch ist dye liebe dem scriber beschert.

Schliesslich wäre noch in der Breslauer Liederhandschrift von 1603 (hsg. von Helmuth Grosser in den Mitt. XXVI 166 ff. das Lied Nr. 25 zu nennen:

„Es fuhr /. / . / . ein Pauer ins holtz, da kam / ein stoltzer Schreiber“, das inhaltlich unserem Fastnachtspielbruchstück offenbar sehr nahe steht.

Zum Wortschatz von Freiwaldau, Kr. Sagan¹⁾.

Von Karl Hennrich.

a ält-olbæʳn adi adv verliebt trotz hohen Alters, eig. alt-albern — äpsø. f. Ebersche. — ausstäfiæʳn v ausputzen, meist ironisch. — b bābæ, X 45, XV 137, XXIV 108; bābænop oder -nopm. m. Babenapf-Tonform, in der die Babe gebacken wird. — bəkōchlefln, XI 101; stammt sicher von dem Spiel kōchlefln oder bəkōchlefln; dabei sitzen die Teilnehmer im Kreise; der eine steht mit verbundenen Augen in der Mitte, er bekommt zwei Kochlöffel in die Hand, mittels deren er die Sitzenden zu betasten und daraus zu schliessen hat, wen er vor sich hat, rät er richtig, so tauscht er seine Rolle mit dem Gefundenen. — bənuq̃mfn v be-

¹⁾ Die Schreibung nach Siebs, Th., Lautstand und Schreibung der schlesischen Mundarten, Mitt. Bd. XVII, 1 ff. — l, insoweit es nicht als palatales l' bezeichnet ist, liegt in der Mitte zwischen alveolarem l und velarem l; nach i, e, a nähert es sich ersterem, nach o und u letzterem. In den Diphthongen iē und uō sind die beiden Elemente gleich stark. — Die Verweise beziehen sich auf Band und Seite der „Mitteilungen“; J meint Jäschke. Lateinisch-romantisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart, Wort und Brauch II.

nennen, XVI 118: beniemēn. — bēslēh m Runkelrūbe. — biērtln v techn. Ausdruck der Töpfer: Töpfe mit Schnauzen versehen. — bilt n Bild, 1) wie hd., 2) Scheltwort: hässliche Weibsperson, z. B.: fū-a ālēs bilt. — biṛstn vbürsten, wie hd.; fēṛbiṛstn verprügeln. — bītsikl n Zweirad (Bicyclē, letzteres früher gebräuchlich); scherzhaft auch: fitsikl (Anklang an Vieh und Zickl = junge Ziege). — bluōt n Zeitung. — blutiḡl m Pferdeegel. — boitē f Backtrog. — bōnēpōrtē, dē Bonaparte (Napoleon I., früher sehr gebräuchlich). — brāmē f Bremse (Insekt). — briml m Bulle, X 46; der Widder heist: šōfbōk. — brōdn m Dampf; XV 248, XVII 83; brōdm. — bukē v balgen, eig bocken. — buḡṛšbiš m Handfeger, eig. Borstwisch. — d depm v demütigen (von ndd. dēp tief, oder von Depp = Dummkopf?) — dērnābērt adv daneben. — distlštift m Distelstachel. — dorgln v schleppen; intr hängen; a gēdorgl ein Schleppen, etwas unordentlich Herabhängendes (besds. an der Kleidung). — dōtsēmō adv dazumal. — drēkšloidē f Dreckschleuder, in der Ra.: a maul wī-anē drēkšloidē ein überflinkes Mundwerk. — driēndē adi adv schwindlig, eig. drehend, ḡ-bi fum karasēlfuḡn gans driēndē; IV VII 64, XVII 84 (auch die übrigen dort genannten Bedeutungen). — drokērn, droksn v stockend sprechen. — dūnkl·adi dunkel; IV VII 20, in Fr. auch: ai dē dūnklai. — dūṛḡhvurtsln, häufiger fērwurtsln v durchprügeln, verprügeln. — ē ēḡkapl n Becherchen, in dem die Eichel sitzt. — ē-felēh adi adv einfältig, besds. häufig: ēfeljē pinfl. — ēfolspinfl m Einfaltspinsel. — ē-štīlēh adi langweilig. — aifērn 1) widerstandsfähig, 2) sparsam (so nur prädikativ). — emfām infam, J. 58. — erbē adi zierlich, auch: winzig, tū ok nē fū erbe = zimperlich, vornehm. — f faustpinfl m grosses Schnapsglas; „Faust“ ist unbekannt, dafür gēbolktē hant geballte Hand, gēbolkt Angleichung an bolḡn balgen. — fautē f Ohrfeige, fautsn v ohrfeigen. — fēdērn v intr sich beeilen (nicht reflexiv, wie oft angegeben). — fēṛgānē adv neulich. — fēṛhēsē v jemandem Schimpfnamen geben, X 45 aōs-hēsēn. — fēṛhōfn v, auch reflexiv, sich verstricken, z. B. dē wulē is gans fēṛhōst oder: hot fiḡh fēṛhōst. — fēṛhūfln v, auch reflexiv, das Haar verwirren; daneben: hušn am Haar zausen, XXIV 78. — fēṛjōē, auch fēṛjōēn adv voriges Jahr. — fēṛjōṛšk adi vorjährig. — fēṛkūfn, niḡh-kin, v nicht leiden können (nur

negierend oder ironisch). — fərlūn v, auch reflexiv, lohnen, z. B. s-fərlūnt nə-iʃt, oder: s-fərlūnt fiċh nə-iʃt. — fəʀpekst n adi der sichere Platz beim Kinderspiel, J. 102. — fəʀriēdn, niċh-, v sich nicht im Voraus festlegen, z. B. fəʀriēts ok nə behaupte nicht im Voraus, was du vielleicht nicht halten wirst. — fəʀwāgn adv in Drohungen etwa wie hd.: Vielleicht —! (von; wegen). — fəʀwōgn adi adv verwegen 1) wie hd., 2) verstrolcht. — fetəʀ m Onkel, II IV 22, də fétəʀmūmə Frau mit männlich tiefer Stimme. — fiəʀ vier. — fiəʀn v Kuh zum Bullen führen; hotəʀ də kolbə (Färsen) šun gəfūert? — fiġlánt adi schmiegsam, behende, J. 54 galant. — fipəʀn v leise oder unrein pfeifen; a gəfipəʀ. — fiſlċh m Fussteil des Strumpfes, eig. Füssling. — fitln v vorsichtig auftreten, eig. pföteln (von fütə Pfote; von Hunden und Katzen, auch Menschen). — fitšəfail m Bogen und Pfeil der Kinder, XVI 122, XXIV 111 fritšəfail. — flekse f Sehne (letzteres unbekannt). — flekə v rasch vonstatten (vom Fleck) gehen (unpersönlich). — fliēts m Flegel, Fläz; fliētsn v refl. sich lümmeln. — fōəʀn, fōəʀns vorhin. — folš adi adv 1) unrichtig, 2) tückisch, 3) zornig. — fukə m drolliges Kind, Ra.: fū-a nekšəʀ fukə, XX 138. — fūl adi adv voll, IV VIII 14, weitere Zusammensetzungen: šakfl (Sack), korfl (Karre), špisfl (špisə Gabel), kupfl kupfls (Kopf, anə kupfls hōəʀ ein Kopf voll Haare), tupfl tupfls (Topf), kuʀpfl kuʀpfls (Korb), tošfl (Tasche); das Geschlecht schwankt, doch werden die Formen mit s vorwiegend weiblich, die ohne s meist männlich gebildet; weitere Ableitungen: orflwaifə, šakflwaifə; XV 237 arfeln. — fuqʀt in der Verbindung: fuqʀt woseʀ, XXIV 109, in Fr. eine Fahr- (Karre) oder Traglast Wasser. — furbəʀċh n Vorwerk, hīdəʀ-furbəʀċh Hintervorwerk (Eigennamen). — furpsn pl unförmige, auch übergrosse Schuhe oder Stiefel; furpsn v schwerfällig und geräuschvoll laufen. — fuʀš adi forsch, J. 52, in Fr.: schneidig, stattlich. — g gəbauəʀ n Bauer (Käfig), fōġl-gəbauəʀ. — gədanke m Gedanke, Ra.: kə gədanke nicht daran zu denken! dō ducht-ċh fū-ai men gədanke da dachte ich. — gēkl-menl n Gaukelmännchen, sonst aber gökln wie IV VII 66 und XXIV 111. — geləʀn v gellend schreien; a gəgeləʀ. — gəlumpe n wertloses Zeug (nicht nur Kleidungsstücke). — gəməre n 1) langsam arbeiten, 2) unnötig viel sprechen; Ra.: a gəməre machə Klatsch verursachen; māʀn v intr wie oben 1), trans wie

2). — gæmekə, Ra.: fiĉh gæmekə machn sich auffällig benehmen, sich hervortun wollen. — gæšēĉhə n, eig. Gescheuche. 1) Gespenst, 2) Scheltwort: fū-a āləs gæšēĉhə hässliche Weibsperson; šēĉhn v spuken (unpersönlich), X 63. — gæstekə n Scheltwort, grosse hagere Person (meist Frauen). — gæstələ n Scheltwort; a lanəs gæstələ auffallend grosses Weib. — gēwəʳn v speicheln der Kinder, eig. geifern; gēwəʳletsł Kinderlätzchen. — giēksn v rülpsen. — giēljə adi adv jāh, schnell, überraschend, eig. jählings. — gimpl m Scheltwort: einfältiger Mensch. — gipsn v wegen Heiserkeit mühsam sprechen, XVII 91 gieben. — gofm v gaffen, 1) wie hd., 2) offenstehen von Verschlüssen an Kleidungsstücken, dā knöp-hī mustə (musst du) rībəʳrikn, duqs goft jū hī lū. — gokəʳn v unterdrückt lachen, eig. gackern; XV 259 unter gaklich; fəʳgokəʳn verkümmern; fəʳgokəʳtəs asn verbrutztes Essen. — gokš m Scheltwort: widerwärtiger hässlicher Mensch, meist: Mann. — gokšł n lächerlich kleiner Haarknoten der Frauen. — golántə f Guirlande, J. 53; golantn machn Zusammenkunft der Mädchen und Burschen vor Hochzeiten zum Guirlandenwinden, dabei wird allerhand Kurzweil getrieben; am Polterabend werden də golantn-machəʳ mit Bier und Schnaps bewirtet. — gosəʳn v überschweppen: a gəgosəʳ; fəʳgosəʳn vergiessen. — götl m Scheltwort, meist in Verbindungen: mǎrgötl langsamer Mensch, mögötl Schlafmütze; wohl zu gōtə Gevatter oder götłip Gottlieb? — gotstáufnt Kraftausdruck. — grandə adi adv 1) rauh, grob, anə grandə štimə, 2) scharf, dār šnops šmekť ābəʳ grandə; von frz. grand. — grenfn v weinen. — grimln v mit den Fingern wühlen und bohren; ai dər nuqfə grimln; a gəgriml. — grips m Verstand. — grīfn v 1) anblecken, 2) hämisch lachen. — groĉhl f 1) dürrer vielverzweigter Ast, 2) missgestaltetes Gerät, z. B. verbogene Gabel; groĉhln v mit solchem Gegenstande hantieren; a gəgroĉhl. — gruqbm m 1) Graben, 2) Bach („Bach“ unbekannt); flösgruqbm, milgrābl Eigennamen von Bächen. — grutsn v 1) bröckeln; fəʳgrutsn zerbröckeln; də grutsn die Brocken; 2) dünn und kleinflockig schneien, s-grutst ok fū. — gurgln v schreien, brüllen; a gəgurgl. — gut adi adv gut; Superlativ: am gutstn, z. B. dīʳ bī-ĉh do-am gutstn. — h haitln v schlafen gehen (von Kindern). — hākʼln v kratzen der Katze, eig. haken; aihākʼln v jemand den Arm geben. — hākš m Scheltwort, gieriger unbescheidener

Mensch; hakšn v missmutig im Essen stochern; a gahakšə; XV 264, XXIV 112. — hantčə m Handpferd (fotljə m Sattelpferd). — hantwerkəʳ m Fechtbruder. — hapl n Pferd (Kindersprache), auch: fāhapl; letzteres auch Bezeichnung für *aconitum napellus*. — hāʳt f Herde, Menschenmenge, də loitə štandn olə uf-inəʳ hāʳt (auf einem Haufen); geht nicht wie Herde Verbindungen ein, also nicht šofhāʳt sondern: anə hāʳt šofə. — hārūš m Eichelhäher. — hausn adv draussen; ebenso hübm oben droben, hundn unten drunten, hinə innen drinnen, hibm hüben drüben; IV VIII 9 und XV 267; vorgefügtes h bedeutet also nicht: hier. — hēdəwoin m einrädige Karre, auch hētkorə, auch ruq̄bəʳ f (selten). — hekə v Junge werfen; də hekə der Wurf, verächtlich auch von Menschen; aushekə v ersinnen (meist Schlimmes); heke (Zaun) unbekannt, dafür: lābənjeʳ tsaum. — hemdəlempəʳ m Kind im Hemd (Neckwort). — hēmločhtn v heimleuchten; ločhtə f Laterne. — hēmprešə f Kaffee, der am Schluss eines Familienfestes gereicht wird. — hēfəʳ adi adv heiser. — hētl n Köpfchen, XV 241, weitere Zusammensetzungen: samlhētl Semmelteil, krauthētl; hētlčə adi köpfig, teilig, z. B. anə tsvē-hētljə (zweitellige) saml. — hibl m kleine Bodenerhebung, Hübel, Hügel; Erhebungen, die hd. als Hügel bezeichnet werden, nennt die Ma.: berk; öms-hibl Ameisenhügel (Eigennamen). — hiēmšn v refl. sich verletzen. — hilsəʳn adi adv hölzern, 1) wie hd., 2) gemütsroh. — hinə adi adv hinten; deʳhinə dort hinten; hinəʳ hinter; deʳhinəʳ(t)hār (t fehlt mitunter) hinterher; oft gehörte Umformung von Hoffmanns (von Fallersleben) „Alle Vögel sind schon da“: amfl drosł fink unt štār (soweit das Hd. nachäffend) unt-dəʳ štuʳčə deʳhinəʳ(t)hār; s. unten optrit. — hipəʳčə m Heuschrecke. — hiʳnfl f Hornisse. — hiʳš n Hirsch. — hitšə f Hitze, Fieber; a hot hitšə er hat Fieber; s-hot hitšə es ist entzündet. — hōəʳ f Haar; das menschliche Haar als ganzes stets: də hōəʳ pl. — hōlsmečəʳ m Holzschläger, Waldarbeiter; Forstkulturarbeiter heissen fuʳštərbəʳ; a gīd-uf fuʳštərbət oder: tsum feʳštəʳ heisst es von letzteren, von ersteren dagegen: a gīd-ai-a pūš oder: ai-a hōlsšlāk. — hōn v hauen, mähen (letzteres fehlt); feʳhōn adi adv etwa fragwürdig („verhaun“ im Gassenhochdeutsch). — hōfn pl Hose; Einzahl unbekannt, stets: də hōfn oder: a puq̄ʳ hōfn; də undəʳtsi-hōfn Unterhose; uq̄hōfn v refl. sich ankleiden, aber nur scheltend, wenn

das Ankleiden zu lange dauert, sonst bedeutet es: sich nachlässig ankleiden, oder: sich verkleiden; aushöfn refl., ebenso verwendet; fərhöfn s. oben; XV 240. — hotšn v schlürfend gehen; a gehotšə; anə ālə hotšə Scheltwort: mühsam laufendes Weib. — hukəʳn v 1) unruhig hin und her rutschen, 2) klettern, 3) in benachbarter Oberlausitz: Begattung des Rindviehs. — humə f Saugbeutel, wie er früher für kleine Kinder aus einem mit gesüsstem Semmelbrei gefüllten Leinwandläppchen hergestellt wurde. — hunt fəʳfēçtəʳ Scheltwort: Hund, verseichter! — huqfəbrūt n Hasenbrot; so nennen die Kinder das von den Eltern vom Felde mit zurückgebrachte, leicht vertrocknete Brot, das von ihnen als Delikatesse geschätzt wird; auch Name der Hainbinse (*Luzula*), deren bräunliche Samen die Kinder gern essen. — hurbl f Kopfstück. — huʳndresləʳ m Drechsler. — hüfl n Gänschen; Lockruf in Fr.: hüfl hüfl, in der benachbarten Oberlaus.: hūfé hūfé. — hutšn v auf ebner Erde rutschen; infolge der Schwere eine schiefe Ebene hinab rutschen heisst: rutšn. — i iəbəʳ adi ober; IV VIII 9, weitere Zusammensetzungen: iəbəʳ-bōdn m oberer Dachboden, auch: Dachboden, iəbəʳhōf oberer, auch: vorderer Hof; də iəbəʳn die Jungen aus dem oberen Dorfteil; Präpos. iəbəʳ unbekannt, dafür ibəʳ über. — inlt n Inlet; XX 146, nicht Bettüberzug sondern die Hülle, die die Federn birgt. — intrésn pl Zinsen, J. 59, fiçh fəʳintresjəʳn sich verzinsen, nicht: sich interessieren. — j jauəʳn v leises Klagen der Hunde. — jautsn v lautes Klagegeschrei der Hunde, XXVI 249 gautsn. — jenə wuchə verflossene Woche, eig. jene; nojə wuchə nächste Woche, XVI 236. — jōəʳ n Jahr; tsə jōəʳ nächstes Jahr; fəʳjōəʳ s. oben; XVI 151. — jopə unbekannt, dafür: dikəs šaket, dies also nicht gleichbedeutend mit: dicke Jacke. — juks m 1) Strassen- oder Zimmerschmutz, 2) Eiter, 3) Spass; juksn v 1) regnen, feucht schneien, 2) eitern, 3) jauchzen; juksvətəʳ Schmutzwetter; XX 191 und XV 143. — juchtln, nur in der Verbindung: rimjuchtln sich herumtreiben; mitunter dafür: rimšvuchtln. — k kaçl f Kachel 1) wie hd., 2) Gesäss der Frauen (scherzhaft); aikaçln, uqkaçln v stark einheizen. — kănčt n Schonung, niedriger Wald. — kantəʳ m Kantor, J. 64; kantəʳn v Kāntordienst tun; bəgriəptniskantəʳ die Lehrer in Orten ohne Kirche, die bei Bererdigungen mitwirken müssen. — kāfənapl n Käsomalve, malva

neglecta. — kastl n Kästchen; aikastln v bei Brettspielen den Gegner so einengen, dass er nicht mehr ziehen kann. — katšn v schmatzend essen; a gəkatšə. — kaulə f rundlicher Körper, X 51; aber nur auf Kunstprodukte angewendet: šnikaulə von Kindern zusammengerollte Schneewalze, kiēglkaulə Kegelkugel, wulkaulə Wollknäuel. — keʳnəʳn v körnern, XV. 259; dafür häufig auch: s-šit gut (schüttet). — kīkə v stechen (aus Neckerei). — kilstəʳn v hüsteln. — kiməʳnisl pl scherzhafte Antwort auf neugierige Fragen; von: bəkiməʳt neugierig, nisl Angleichung an Nüsschen, s. unten pimpeʳnisl; Sprichwort: bəkiməʳtə loitə hon-a šviʳ omt. — kindəʳloitə Ausruf des Erstaunens, X 55 kriməʳš-laētə. — kinš adi adv kindisch, albern; kinšn v sich kindisch gebärden; XVI 237 kənša. — kipl n kleiner Heuhaufen; aikipln v Heu zu Kippln zusammenrechnen; in Kippl gebracht wird Heu, solange es noch nicht trocken (dirə dürr) ist, damit die Luft hindurchziehen kann; später wird es zu einem grossen Haufen: šīēbəʳ zusammengeschoben; diese Arbeit heisst: aišīēbəʳn (eig. einschieben). — kī-štuql m Kuhstall; ebenfalls mit dem Plural gebildet: kikolp weibl. Kalb (Kuhkalb). — kletsln v 1) geräuschvoll auftreten, besds. vom Laufen in Holzpantoffeln gesagt, 2) kleine Klötze bilden, dəʳ šnī kletslt uq-a štiwln; klōts m Klotz, kletsln n Klötzchen, haklōts n Hackklotz. — klībrōčə f Kleeacker (eig. Kleebrache); brach = „unbestelltes Land“ unbekannt, dafür: wistə (wüst). — klipl n Rundholz (etwas schwächere Holzsorte als Schleifholz), II IV 23; zwei Meter lange, stärkere Hölzer heissen: štempl. — klumpatš m Klumpen (meist verächtlich); übertragen: šə hon-a klumpatš tsəfom gəšmīsn ihren Kram zusammengeworfen, geheiratet. — kluńš m nicht durchgebackener Teig; dəʳ kučə is kluńšč. — kəaipm v kneifen (kräftig drücken). — kəauəʳn v refl. kauern; kəauəʳmenl mačm sagen die Kinder, wenn sie sich beim Schlittschuhlaufen oder beim šuńdəʳn (schlittern) in die Knie niederlassen und geduckt weiter gleiten. — kəauə f Verdickung unter der Haut, harte Geschwulst. — kəərgln v weinerlich nörgeln (von Kindern); a gəkəərgl. — knībl m Knöchel, XVI 108; aber die unglasierten, von den Töpfern mit den Knöcheln gerauhten Töpfe heissen: kəēčltōp; kəēčln v quälen, schikanieren (eig. mit Knöcheln bearbeiten). — knī-fiksl pl devote Verbeugungen, Ergebenheitsbezeugungen; knīfiksln v sich schmeichlerisch um

jemand bemühen. — kniflčh adi kniffig, schwierig, anə knifljə ūfguqbə; anə knifljə sachə eine Angelegenheit, deren Folgen schwer zu beurteilen sind, zu der man deshalb ungern Stellung nimmt. — koləʳn v etwas Rundes rollen; kolərrādł n Rädchen, mit dem Kinder spielen. — komētčhə f Komödie, J. 71, XX 191, alle dort genannten Bedeutungen. — kompln v refl mit Worten streiten, auch: balgen; a gəkompl, anə kompəlái. — komruqdə m Kamerad, selten; J. 78; häufiger: mai kómrādł scherzhafte Angleichung an kómrūqt Kammrad (Zahnrad). — kónfifčhn n schlechte Gesellschaft; dō is jū-s rečtə konfifčhn bailom; J. 78. — kopm v Begattung der Hühner; dəʳ huqn kopt də hīnəʳ. — korésn mačh, J. 66, auch engere Bedeutung: Kunststücke machen. — korīəʳn v tollen, meist verbunden mit: rim umher; a gəkorfəʳ (von frz. courir). — kotłn v 1) langsam fahren oder laufen, 2) unordentlich hängen, Frauen sagen z. B.: dāʳ-rōk post məʳ nə, dār kotłt fū; a gəkotł (in beiden Bedeutungen). — krāps m Krebs; rimkrāpsn v sich schwerfällig umherbewegen, auch: umherstöbern; oft gehörter Sprechscherz: korlə mačh də fīnəʳ krum, s-kind-a grūsəʳ krāps gəkroplt. — kraut n Kohl; waiskraut, rūt- oder auch blōkraut; Kräutich (Stengel u. Blattwerk): krotčh, z. B. aʳtbəʳnkrotčh Kartoffelkraut. — krautəʳ m Scheltwort, a āləʳ krautəʳ ein sich vernachlässigender (verbauerter) Kerl. — krekn v husten, XV 239 u. XX 148; a gəkreke; kreke f Husten, a gəkreksə die Geräusche, die entstehen, wenn man sich von Reizen im Gaumen oder Schlunde zu befreien sucht. — krenkə f Krankheit, nur in der Ra.: ma mečtə də krenkə krīgə man könnte vor Ärger krank werden; die Ra. ist aber so selten, dass ich annehme, sie sei übernommen; Krankheit sonst immer: krankhēt. — krepm v refl. sich ärgern. — kričlinč m kleine Pflaumenart, XXIV 113. — kriētə f Scheltwort, von „Kröte“; dies sonst unbekannt; die Kröte heisst kvōtšə f; die instinktive, halb abergläubische Abneigung gegen Kröten äusserte sich bei uns darin, dass wir als Kinder kvōtšn preltn, d. h. eine Kröte auf das Ende eines Brettchens legten, dieses auf einer Wagendeichsel ausbalancierten und mit einem Knüppel auf das freigebliebene Brettende schlugen, so dass das Tier in die Luft geschleudert wurde; diese Roheit wurde nur an Kröten ausgeübt, Frösche blieben unbehelligt; es ist überhaupt der einzige Fall bewusster, mit Begeisterung ausgeübter

Tierquälerei, der mir erinnerlich. — kripš m ungeniessbarer Rest von Kernfrüchten, eplkripš, buⁿkripš, auch Scheltwort: winziger Kerl (in Niederdeutschland krips). — króhōkn m Krähenhaken: schlechte Schrift, Liniengewirr. — kuləⁿ v toben (von: Koller); a gekulə^r; a hot widə^r amō a kulə^r. — kulpə f etwas hässlich Dickes, besds. dicke Nase; kulpə^h adi hässlich dick, eig. kolbig. — koléndəⁿ v nachdenken, J. 62, häufiger: eifrig blättern. — kup-fə^rdriēt adi adv wirr um den Kopf, nervös; eig. kopfverdreht. — ku^rtln v kurbeln; ku^rtl f Kurbel; rimku^rtln sich umhertreiben. — kušln v refl. sich hinlegen (von Kindern), J. 83. — kustn v kosten, wie hd.; a kustə^{bisl} eine Kostprobe. — kŭtsn v husten, meist: laut husten (im Gegensatz zu kilstəⁿ und krekn); a gekŭtsə; kŭtsə f Husten. — kvadrāt (Quadrat) nur in Verbindungen: kvadrāt-lotšⁿ grosse Füße oder Schuhe, kvadrāt-šnautsə grosses Mundwerk; „quadratisch“ heisst fiə^r-ekə^h (viereckig), rechteckig: leblə^h (länglich); will man zum Ausdruck bringen, dass eine rechteckige Fläche sich der quadratischen Form mehr annähert als eine andere, so sagt man: fə-is fiə^rekə^h. — kvaieⁿ v quälen. — kvelə^r m Quell, XVI 126. — kvetšⁿ v intr quetschen, 1) wie hd.; ai-a fiə^r kvetšⁿ den Finger quetschen, 2) lange in der Kneipe sitzen; a kvetšə^r ein Kneipsensitzer. — kvotšⁿ v quatschen; wie hd.; kvotšⁿ oder kvotšəⁿ unterirdisch glucken; mooriger Boden kvotšt oder kvotšə^t beim Betreten. — l lādəⁿ adi faul (eig. ledern); „aus Leder“ heisst fō lādə^r; faulādə^r, švainlādə^r Scheltworte: schmutziger Mensch; Ra.: duqs rest wī šōflādə^r das reisst wie Schafleder, oder scherzhaft für ausreissen = weglaufen: a rīs aus wī šōflādə^r. — laimt f Leinwand; laimthōfn, laimthemdn. — lamentiəⁿ v lamentieren, J. 85; Fremdwortendung „ieren“ stets iəⁿ; laméntō mačn Lärm machen. — le^{nə} f Weizenmehlgebäck in länglich rechteckiger Form gebacken; mō-le^{nə} Mohnlänge. — linjə f Linie 1) wie hd., 2) Durchhau, Schneise, II IV 24; Eigennamen von Schneisen: fuq^{tə}rštēn-linjə, ku^rčhwinkl-1; štelə^rš brantlinjə usw. — lopəⁿ v saufen, von kleinen Tieren (Hunden und Katzen). — lorfə f Larve 1) Gesichtsmaske, də^r rupə^č hutə anə lorfə ūf (Ruprecht), 2) hässliches Gesicht, dī hod-ābə^r anə lorfə, auch stellvertretend für die ganze Person: wuqs-vultə-dn (denn) dī ālə lorfə hī? — lošⁿ m Schorf. — lotš m Pantoffel, II IV 22; hōls- (Holz-), fīls- (Filz), lādə^rlotšⁿ

(Lederpantoffeln); der Hersteller heisst: pantuſ-machər. — lucheʳn v aufmerksam durchsuchen, eig. lochern; nöchlucheʳn fremde Sachen heimlich durchstöbern; lečeʳčh löcherig; tsəʳlečeʳt durchlöchert. — lük m Lügendewebe, fü a lük solch ein Lügendewebe! Vgl. „Lug und Trug“; ligə f einzelne Lüge. — lukər adi adv locker 1) wie hd., 2) angenehm, in der Ra.: duqs tut lukər tut wohl (oft ironisch). — lün m lohende Flamme, bei Feuersbrünsten: ma fikt šun a lün, wenn die Flamme durchs Dach bricht; die Lohe, die bei starkem Heizen aus den niedrigen Schornsteinen der Töpfereien schlägt, heisst: dəʳ fuks. — lün n Lohn. — luqda f Truhe. — lurbeʳ f Losung des Wildes, huqə- und rilurbeʳn; XXVI 251, statt moifəlurbeʳn: moifədrek. — luſə f Pfütze, XVIII 137, X 56; də huəʳluškə Eigenname (Waldsee bei Fr.). — m mādəʳ m Mäher (s. oben hön). — mai-genfl n der in den Mai Geschickte, wir führten uns am 1. Mai ebenso an wie am 1. April; april-iəfl der in den April Geschickte, X 57. — matse f Metze, etwa 5 Liter fassendes Hohlmaß; matskepl Mensch mit auffallend grossem Kopf. — mekəʳn v hellauf lachen (meist scheltend); a gəmekəʳ. — meksln v Speisen mit Fett anmachen. — menkənkə machn lügen, Ausflüchte machen. — menš m Mensch; kēménš pron niemand, XX 191; aménš pron jemand. — mēstl m Meissel, auch: hortmēstl. — mikə f Kaninchenweibchen, X. 57; das dort genannte Spiel wahrscheinlich identisch mit dem in Fr. „sautraibm“ genannten, das dabei benutzte Holz heisst də lau. — mīnl n Katze, X 57; der Lockruf: mīnl, mīn mīn mīn; kets kets dagegen der Schreckruf, mit dem man Katzen verscheucht; mīsl oder mütsl n Kalb; kūmütsl Rind (Kindersprache). — mitčh m Mittag; tsə mitčhe adv mittags, feʳmitčhe adv vormittags, namitčhe adv nachmittags (Betonung schwankt je nach dem Sinn); s-asn das Mittagessen, im Gegensatz zum öbmd-asn Abendbrot. — moiln v langsam und widerwillig essen, eig. mäulen. — molkeʳn v streicheln (besd. die Katze), auch opmolkeʳn; a gəmolkeʳ, XV 243. — mō m Mohn; mōtokə f Fruchtkapsel des Mohns; mōšiml Grauschimmel; mögötl s. oben g; möbābə 1) Gebäck, 2) Scheltwort: Schlafmütze. — müdln v langsam arbeiten; a gemüdl; XV 138 Anm. — mukəʳn v unterdrückt lachen; a gəmekəʳ; Gegensatz zu mekəʳn. — mūračhln v geräuschvoll hantieren; XIX 216. — mūras m sehr schmutziger Mensch, von: Mohr; Diminutiv: s mūrasl

oder s mürdl; letzteres auch in veränderter Bedeutung: mai mürdl mein Kerlchen! (drohend). — murksn I) v intr. langsam arbeiten a gemurkse; II) v trans 1) etwas Unnötiges tun, 2) etwas nachlässig tun. — murnə adv morgen, nur noch von alten Leuten gebraucht, sonst murgə; ibəʳmurgə übermorgen; der darauffolgende Tag heisst ibəʳibəʳmurgə oder: a-andəʳn tāk. murgə m Osten, murgəwint Ostwind; fri oder: ai dəʳ fri früh, in der Frühe (morgens, am Morgen sind unbekannt). — mur m Kraft, a hot kīn mur ai-a kəuchə. — müſln v schlecht schreiben, wirr stricheln; a gemüſl. — n nābln v ganz fein regnen, eig. nebeln; aber nābləh nebelig. — nām v nehmen; Ra.: in nām einen trinken. — nekln v kitzeln; kann nicht unpersönlich gebraucht werden, dafür: s krimt; XXIV 114. — neʳn v Hunde reizen, eig. narren; nerr nerr der Reizruf. — neʳnt adv nirgends, nur in Verbindung mit hī hier, wū gīst-n hī? neʳnt hī! (Wohin gehst du denn? Nirgends hin.) — neʳš adi adv (nārrisch) 1) spasshaft, 2) auf etwas versessen sein, ſə is gans neʳš uf də pupə. — nētəʳn v rütteln; a gənētəʳ. — niētəʳn f Näherin; meist mit dem Eigennamen verbunden und zwar vorgestellt, wenn mit dem Vornamen, nachgestellt, wenn mit dem Familiennamen, z. B. də niētəʳ-jetə, de hantkə-niētəʳn. — nipəʳn v Kugelspiel der Kinder bei dem es gilt, mittels einer grösseren (šmaiskügl) die kleineren (nipəʳkügl) aus einem Loch zu werfen, Spielregel: es wird senkrecht geworfen, schräger Wurf gilt als betrügerisch. — nišln v refl. sich mit dem Kopf auflümmeln, von nišl Kopf. — nōchəʳn, meist aber dəʳnōchəʳn oder dəʳnō adv nachher, hernach, X 58. — notšəʳn v schwatzen; a gənotšəʳ. — nudʳln v leiern, auch: weinen (von Kindern); a gənūdʳl; Spottverschen auf weinende Kinder: nudʳl nudʳl leierfāk, murgə if-a faietāk, ibəʳmurgə if-a wek, dō folm bəʳ olə bēde ai-a drek, Variante der beiden letzten Zeilen: ibəʳmurgə is wīdər inəʳ, dō is də holbə wuche inəʳ; meist von einer Gebärde begleitet, die das Drehen eines Leierkastens andeutet. — nuqſə v Nase; Ra.: olə nuqſə lənk alle Augenblicke; anə ləmə nuqſə machə die bei Kindern häufige beleidigende Spottgebärde. — nuqſəʳn v nasal sprechen, a gənuqſəʳ. — nūte f Niete (zweiköpfiger Nagel). — o ofə m Affe; damit zahlreiche Scheltworte: maul-ofə dummer Kerl (meist scherzhaft), bōm-ofə Baumaaffe (hier nähere Beziehung zum Affen gedacht, gröber), pril-ofə (Brüllaffe wegen

der Lautverwandtschaft mit priš Brille meist auf Brillenträger angewandt). — olénk adv überall (von: aller Enden). — òmse f Ameise; òmshaufm Ameisenhaufen. — opbaisn, Ra.: in opbaisn (abbeissen) einen trinken. — opmóln v verulken. — optošn v verhaufen, oft auch nur: tošn: von: Tasche; vielleicht ursprünglich: ausplündern, Taschen leeren, Verengung der Bedeutung auf die damit meist verbundenen Schläge. — optrit m Abtritt; XX 122; vornehmuerisch: dər apaʔtəmán; scherzhaft: də fimftə haus-ekə; meist aber: ahinər gīn; ahinər nur in dieser speziellen Bedeutung angewandt. — òtšt n Ortscheit. — p pantátn pl grosse unförmige Filzschuhe, früher meist mit einem Überzug aus geflochtenen Stoffstreifen. — pendāl n Fahrradpedal. — pičhln v reichlich Alkohol trinken. — pičhn v, XVII 103 und XX 136; fərpičht erpicht. — pimpəʔnisl n so klein wie winzige Nüsse, də aʔbərʔn sain hoier də rēp pimpəʔnisl. — pinke f Spielkasse beim Schafskopfspiel, XV 150. — pišn v Säuglinge auf den Armen wiegen; II III 34; pišəbetl Tragebettchen, pišəkindl Säugling. — pičh m Bauch des Rindes, auch von Menschen (roh), čh-gā dər glai ēs ai-a pičh ich gebe dir gleich eins in den Leib. — plautsn v Tür zuwerfen, etwas dröhnend hinwerfen; plits plauts Interjektion, Aufeinanderfolge dröhnender Geräusche andeutend. — plefm v stark Tabak rauchen. — jū plempə plomp, XV 150 und XXIV 119. — pletšə f tönernes Nachtgeschirr: pletšl n tönernes Trinkgefäß in Tassengrösse. — plučtšn v stark regnen, unpersönlich. — poms m unappetitliche breiige Speise; pomsn v solchen Brei herstellen. — popčh m Scheltwort: Mensch mit auffallend dicken Backen; popčh adi auch dikpopčh dickbäckig. — potsn m Menge; oft engere Bedeutung: Klumpen, z. B. lēm-potsn; von Batzen. — prāšn v grosssprechen; a gepřāš. — pričtčh v lange und laut sprechen, eig. predigen; a gepřičtčh. — prits prāts Interjektion, überraschendes Eintreten eines Ereignisses andeutend; du must ābər iʔšt učklopm unt nə fū prits prāts raigīn; XXIV 115. — pukln v schwer tragen; fičh ūpukln sich Schweres aufladen, auch bildlich; von pukl Rücken. — pulst m Tour beim Läuten; stirbt ein Kind, wird nur ē pulst gelotʔ, bei Erwachsenen drai pulstə. — pultn m Scheltwort: poltriger Mensch. — pulwəʔn v hastig oder unüberlegt sprechen. — pumpəʔn v dumpf tönen, meist unpersönlich. — puʔtslān n Porzellan; puʔts-

linær m Arbeiter der Porzellanfabrik. — pūš m Wald; „Wald“ unbekannt, nur in Eigennamen: frāiwāl Freiwaldau, brēt wāl pl da brēt welær (ausgedehnte, in Wälder hineinragende Wiesen) als „Breitwald“ gedeutet; raisčh-pūš Reisigbusch (čh-gī ai-a raisčh-pūš ich gehe Reisig hacken, also nicht den Ort sondern die Tätigkeit bezeichnend), ebenso bei štrič-pūš (Streu machen), štok-pūš (Stöcke roden); Diminutiv: pišl 1) Wäldchen, 2) Büschel (a pišl hōær Haarbüschel); Eigennamen: pūšhoifær, henapišl (Wäldchen, in dem sich mehrere Leute erhängt haben). — putær f Butter; a wekl putær ein Stück ($\frac{1}{2}$ Pfd.) Butter. — pūts m kleines Kerlchen, auch als Kosenamen. — r rainl n tōnerne Milchsüssel (Satte). — rant m Rand 1) wie hd., 2) Mund, z. B. hot dār-ābær an rant oder: hāl a rant. — rempær n v refl. sich rütteln. — rēwólwær n Revolver, J. 123; anē rēwolwær-šnautsē „grosse Schnauze.“ — ričtsl n Rätsel; m Knüppel. — rikdrōt m Rückgrat (Angleichung an: Draht). — rilčh m Gelb- oder Eierschwämmchen, Cantharellus cibarius, Rehling. — rīstær m auf das Oberleder von Schuhen oder Stiefeln gesetzter Fleck. — ronšn v 1) zerwühlen (von Tieren), 2) wüst leben (von Menschen) XIX 240; a gērōnsē beide Bedeutungen. — rūær n v Pflanzen mit einem Pfluge behäufeln; rūærhōkn m Häufelpflug; IV VIII 11. — rumpln v intr. dumpf tönen; auch: holpern, X 61 und XXIV 81; v trans stark reiben, z. B. beim Waschen; a gērumpł alle Bedeutungen. — rupsn v rupfen; a gērupsē. — ruts m Rotz (Nasenschleim); rutslefl Scheltwort: unreifer Mensch; X 61. — f, s, š šaibē f Scheibe; šaibm-kukær oder šaibm-waifær, XVI 156 Zieler; anē šaibē futær ein Geviert gewendetes Heu. — fainšē f Sense; fainšvurf m Sensenstiel. — fau f Sau; burk m männliches Schwein; fau Scheltwort, s. oben lādær n; foiš adi adv unsauber; II IV 24; Ra.: a hīrd-a wink foiš er hört etwas schwer. — fāufaus m Scheltwort: Trinker. — faulē f Säule, X 62; dort erwähntes Spiel ist wahrscheinlich mit dem in Fr. fauknitln genannten identisch. — fenfē f Sende, Rohrstock. — šepskristl n Scheltwort, gutmütig: Einfaltspinsel. — šipærčh adi gesprenkelt; rūtšipærčh, grōšipærčh usw. — šipl n Hühnchen; Lockruf: šip šip! — firær adv mehr, Komparativ von fīr sehr, s-šnaid-imær firær es schneit immer mehr. — širgø v schieben, XVI 134; širgəwoin, širgəwainl Kinderwagen, der gestossen wird; früher auf dem Lande allgemein tsiwainl

(mit Zugdeichsel) üblich; eine Bauersfrau, die einen Stosswagen kaufte, galt noch vor 30 Jahren als *aportə* (eingebildet); Ra.: *di wu'd-ō bālə misn a širgəwainl kēfm* die wird bald unehelich ein Kind bekommen. — *šitšə f* kleiner Damm zum Anstauen von Wasser; *uōšitsn* Wasser anstauen; von: schützen. — *šlaum m* Eigennamen: Ackerland am Abhange eines Hügels; von: *šlaumen?* XVI 135. — *šlipər'milēh f* saure Milch; XVI 136; *də milēh šlipərt*; die übrigen dort genannten Bedeutungen in Fr. unbekannt; durch Wasser stark verdünnter, breiiger Ton: *šlikər*, wohl nnd. Herkunft. — *šlōf m* 1) der Schlaf, 2) die Schläfe. — *šloidər'n v* 1) trans schleudern, wie hd. 2) intr. schwanken, *dər woin šloidərt*; Ra.: *a hod-anə šloidər wek* er ist betrunken. — *šlūs'n v* hageln (dies unbekannt); *šlūs'n pl* der Hagel, die Schlossen. — *šlutēh m* Strolch. — *šnapər'n v* schwatzen; *šnapərēh adi* geschwätzig, auch: vorlaut. — *šnārtl'n* schnarrende Pfeife aus dem Halm einiger Gräser; von: schnarren oder: Schnate (junger Zweig)? XXIV 82. — *šnifm v* schnaufen; *a gešnife*. — *šniflēh m* Schnüffler. — *šnikərēh m* Kinderspielzeug aus einer halben Walnussschale und einem durch einen gedrehten Doppelfaden elastisch darauf befestigten Hölzchen. — *šnitšə adv* nütze, *tšə wuōs ful-dn duōs šnitšə lain?* Wozu soll denn das nütze sein? entstanden wahrscheinlich aus: *nišnitšə* nichts nütze, das *š* ist mit *nitšə* verwachsen. — *šnupe f* der Schnupfen, *du wu'st də šnupe krign*. — *šnurpsn v* Früchte krachend zerbeißen oder kauen. — *šnūras m* Schnurrbart, meist in Verbindung mit *mečhtēh* mächtig. — *šōər'n v* Furchen auswerfen; XV 240, XVI 140 u. XX 161; wahrscheinlich von: *šōər* Pflugschar. — *šoipl m* Scheltwort: hässlicher oder hässlich angezogener Mensch, auch: hässliches Kleidungsstück (besds. Hut); von: Scheusal; *fə'šoipl'n v* verunstalten, *du wilt-dich wul funt fə'šoipl'n?* (vollends verunstalten). — *šōfə f* Chose, J. 132; *šōfnhons* Spassvogel. — *špektākl m* Lärm, J. 133; auch: Schande, *s-is a rēnə špektākl* es ist eine wahre Schande, oder: *a macht miēh jū rēnə tsum špektākl* er bringt mich ins Gerede. — *špile f* magere Person. — *špise f* eine Gabel voll, s. oben *fūl*; von *špisi* spiessen; *špise* bedeutet selten die Gabel, meist dasselbe wie *špisl*; *šmaif-ok amō anə špise hai runde'r*. — *špise'rēh m* magere männliche Person. — *šprunk m* Sprung; Ra.: *ēh-kum hintə amō uf an šprunk rim* ich komme heute

abend einmal auf einen Augenblick zu euch. — šrumpln v schrumpfen; šrumplč̣h odər fəʃrumplt adi zusammengeschrumpft, də epl fain šun gans šrumplč̣h (fəʃrumplt); šrumpln pl Schrumpffalten. — štaidə adv oft, se kimt štaidə amō hār. — štempln v beeinflussen, dār-wuʔt fen tsoign šun gəštemplt hon der wird seinen Zeugen schon beeinflusst haben. — štičkəʳn v intr. mit einem Stock (oder sonstigen grösserem Gerät) stochern; mitunter trans: wespm štičkəʳn Wespennester zerstören. — štik n Stück, wiehd.; häufig: štik f oder štikl f (Diminutiv hier keine Verkleinerung) Stück Rindvieh (Schweine und Kleinvieh nicht inbegriffen); pl: štikə oder štikn, für Musikstücke usw. meist: štikə, soll aber die aussergewöhnliche Grösse von Früchten (besds. Kartoffeln) bezeichnet werden, heisst es: s-fain dər fitə štikn. — štifl m Scheltwort: schwerfälliger Mensch. — štrič̣h m, pl: štrič̣hə Strich 1) wie hd., 2) Flurstück, dər gəbuʔks-štrič̣h, də len-štrič̣hə (Eigenamen). — štrič̣hə f, pl: štrič̣hn Zitze der Kuh; wahrscheinlich von: streichen (beim Melken). — štukəʳn v stottern. — fums m 1) Lärm, machd-ok nə fū-an fums, 2) viel Aufhebens wegen einer wichtigen Sache. — šupfāk m Tasche, eig. Schubsack, nur von alten Leuten gebraucht. — šüfln v faseln; šüfl m Scheltwort: faseliger Mensch, auch: šüflhons (dies freundlicher); a gəšüfl; II IV 24. — šusn v schiessen im Sinne: Blätter und Zweige treiben, s-kuʳn šust; šusn pl Sprösslinge; šisn v schiessen mit einer Waffe. — švāwln v viel und unüberlegt sprechen; a gəšvāwl; švāwlrufə (von Rosina), švāwlhons Scheltworte: Schwätzerin, Schwätzer. — švində f Schwinge, X 67; Diminutiv: švindl. — švom m 1) ungeniessbarer Pilz, 2) Badeschwamm, dafür meist aber švomp, IV VIII 12, — t telə f Vertiefung, meist Geländevertiefung. — tēpsn v Scherz treiben; a gətēpsə. — tiēlšn v sich kindisch gebärden, Unsinn treiben, XVI 145 und XXIV 84. — tiʔltans m Knopfkreisel, II IV 24 und XV 141, auch allgemein: Kreisel. — trātəʳ pl grosse Schuhe oder Stiefel, eig. Treter. — trautə f Wagemut; Ra.: kənə trautə hon keinen Mut haben. — trēdḷn v langsam machen, trödeln; a gətrēdḷ; aber: trēdl m Spass, lustige Geschichte, duqs-vuqʳ dər ābər a trēdl. — trempln v unruhig hin und her treten; a gətreml; tromsn v geräuschvoll auftreten; a gətromsə; tropsn v schwerfällig gehen; tropsn pl Fussspuren; X 68. — tribetimplč̣h adi adv melancholisch. — traušməʳ m

Brautdiener, X 46: draošëman. — tsaum m Zaun; XXIV 120, tsaun unbekannt; tsöm m Zaum (Zügel). — tsëdëʳn v zaudern; a gëtsëdëʳ. — tsënsnim adv ringsum, eig. zuendesthinum. — tsëʳletst adv zuletzt; auch ufletst, ufdeletst im Sinne: am Ende. — tsërečn adv ungefähr, eig. zu rechnen; s-kon tsëʳrečn fiëʳ wuchn hãʳ fain. — tseʳn v zerren, wie hd.; refl. sich zanken. — tsë-šandn adv entzwei; eig. zu Schanden; duqs mājn (Mädchen) mus ols-së-šandn mačn. — tsefom-šnuʳn v vertrocknen, verbrutzeln. — tsië adi adv 1) zäh wie hd., 2) feucht, s-kuʳn (Roggen) is gans tsië. — tsiklëč adi adv zicklig, sich wie eine junge Ziege gebärden; IV VIII 15. — tsī-muqn m Masseur, eig. Ziehmann. — tsucht f 1) Zucht wie hd., 2) Zank oder unerfreuliche Aufregung, wuqs ir imëʳ fëʳ-anë tsucht hot welche Aufregung ihr immer verursacht! — tsumpln v zotteln 1) beim Gehen zurückbleiben; a gëtsumpl, 2) zotteln der Haare; tsumpl f Haarsträhne. — tsuqtšn v weinen (von Kindern); a gëtsuqtšë. — tsütšn v 1) lutschen, 2) durch die Zähne ziehen; a gëtsütšë. — tutln v trinken (von Kindern), scherzhaft: Alkohol trinken. — tutn-gëripë n menschliches Skelett. — u ufküqte m Advokat, J. 32; Ra.: a špukt wī-a ufkuqte. — w waimëʳn v wimmern; a gëwaimëʳ. — wätëʳn v 1) gleichzeitig stürmen und regnen, unpersönlich, 2) fluchen und lärmern, persönlich. — welkëʳn v etwas rollend drücken; welkëʳ f beim Radieren mit Gummi entstehende Fussel; vgl. walken. — wildëʳn v tollern; a gëwildëʳ; rim-wildëʳn, a ringëwildëʳ (diese substantive Form von vielen zusammengesetzten Verben gebildet: a ringëbukë, a hinëʳhãʳ-gëkotl, a opgëmolkëʳ); der Wilderer: wiltđip, zugehöriges v: wiltđibm. — wirgn v trans umhalsen (eig. würgen), auch: opwirgn; intr.: 1) balgen (a gëwiʳgë; rimwirgn; wirgëbant n wildes Kind), 2) mit höchstem Kraftaufwand ziehen, dë fãʳë mustn äbëʳ wirgn dos-bëʳ dũʳčkom; XXIV 119; „würgen“ = mühsam schlingen: wurgn; ëʳwurkt oder dëʳwurkt erwürgt. — witn v lärmern, eig. wüten; a gëwitë; XV 241 barmherzig. — wītöt f Schmerz, eig. Wehtat. — wuršt f Wurst, 1) wie hd. 2) Wulst; wurštladëʳ n Wursthaut. — wušln v tuscheln, wuql ais üëʳ (Ohr) wušln; a gëwušl. — wušpëʳn v flüstern; a gëwušpëʳ.

Sagen aus dem Freiwaldauer Bezirk im ehemaligen Herzogtum Österreichisch-Schlesien.

Von Richard Kühnau.

Die Romantik des Waldes ist erst dem Kulturmenschen aufgegangen. Erst musste er durch die Schule städtischer Bildung, städtischen Genusses, städtischer Ärgerlichkeiten und Nöte hindurchgegangen und übersättigt sein, um zur Natur zurückzukehren und im Walde den Jungbrunnen für Leib und Seele schätzen zu lernen. Ganz anders fasste eine frühere Stufe der Menschheit, die noch in und mit der Natur lebte, den Wald auf. Er hatte für sie etwas Schreckhaftes, und wer nicht hinein musste, mied ihn. Die vielen unerklärlichen Geräusche des Waldes, sein geheimnisvolles Weben galten dem ursprünglichen Menschen als Lebensäußerung einer Geisterwelt, die, wenn auch nicht immer feindlich und gefährlich, so doch gern geneigt schien, den Menschen zu ängstigen und zu necken, ihren Schabernack mit ihm zu treiben. Der Niederschlag dieser Anschauung ist in den Sagen von den Schabernack treibenden Geistern des Bergwaldes enthalten, wie sie in meinen Schlesischen Sagen I Abschnitt X aus Schlesien verzeichnet sind.

Als ich den ersten Band vollendet hatte, meldete sich ein Mann, dem ich wertvolle Mitteilungen verdanke, Franz Streit, gebürtig aus Breitenfurt bei Freiwaldau im ehemaligen Österreichisch-Schlesien. Er hatte 22 Jahre als Pflanzer in Übersee gearbeitet und sich wohl ein kleines Vermögen erworben. Aber es zog ihn nach der Heimat, und er kaufte sich 1903 den Bauernhof Traunfried bei Kirchdorf in Oberösterreich. Der lange Aufenthalt in Übersee mag ihm die Heimat erst recht teuer gemacht haben, und er schrieb mit wahrer Begeisterung die Sagen seiner Heimat Breitenfurt nieder, nicht ohne Schwierigkeiten, „wenn ein Kind rechts zupft, ein anderes links frägt oder beide einen Heidenlärm machen“. Die Sagen müssen zurückgerechnet vor dem Jahre 1881 gehört worden sein, 1911 aber hat er sie erst zu Papier gebracht und mir übersandt. Er lebt noch in Traunfried, vergangenes Jahr schrieb er mir noch einmal, fast gebrochen von dem Unglück

seines Vaterlandes. Sein Trost ist es, immer wieder in meinem Schlesischen Sagenbuch zu lesen, dreimal hat er es schon durchgelesen. Ich habe nur einen Teil seiner Sagen bisher veröffentlichten können, soweit sie nämlich in die Bände II und III gehörten. Von seinen Spuk- und Gespenstersagen seien die vom Bistumsjäger Brauner hier mitgeteilt, so wie er sie erzählt. Es ist eine Gestalt wie der Vogelhannes oder der Heuscheuerwirt.

Der Bistumsjäger Brauner aus Breitenfurt. [Nach dem Bericht von Franz Streit.] Unser uralter Nachbar, der Bistumsjäger Brauner, erfüllt bis auf den heutigen Tag die ganze Freiwaldauer Gegend mit seinem gespenstischen Schabernack. Sei es, dass der Mann viele Jahrhunderte zu büßen hat oder dass er seine Freude daran hat, die Menschen zu beunruhigen, ^{kurz}, Brauner hat seit seinem Tode sicher viele Jahrhunderte schon die Leute geäfft, auch manche, die jetzt noch leben. Das Eigentümliche dabei ist, dass man immer nur vom Brauner spricht, aber von keinem andern, der etwa im selben Waldstrich sich ums Leben gebracht hat. Zwei haben sich hier schon gehängt, der eine aus unglücklicher Liebe, der andere wegen seinem bösen Weibe, und von keinem hört man das geringste.

Meine Urgrossmutter soll ein kleines Mädchen gewesen sein, als das geschah, was ich im folgenden von Brauners Leben zu erzählen habe. Wenn man bedenkt, dass wir aus einer langlebigen Familie stammen, so kommt man bis in die Zeit des 30jährigen Krieges zurück.

1. Brauners Schatz. Brauner hatte hübsch viel Geld, das er der Unruhen wegen versteckte (nach dem Vorhergehenden also im 30jährigen Kriege). Als wieder Sicherheit im Lande war, suchte er danach, aber trotz anhaltender Mühe konnte er es nimmer finden. Über diesen Verlust ward der Mann so tief sinnig, dass ihm beim Essen der Löffel aus der Hand fiel, und eines Tages ging er in den Wald und hängte sich auf. Er wurde, wie das bei Selbstmördern zu geschehen pflegte, auf drei Grenzen begraben und zwar am Ende unserer Wirtschaft (zu Breitenfurt) auf Bistumsgrund nahe der Herrschaft Endersdorf, am Grenzwege. Als seine Leiche dorthin geschafft wurde, wiederholten sich die Hindernisse, die an anderer Stelle von der bösen Priesnitzin erzählt worden sind, doch war der Weg nur ein kurzer. Er fand keine Ruhe im Grabe, sondern kam wieder und geht bis heute um. Sein Umgangsgebiet ist nur ein kleiner Teil des Reviers, welches er als Jäger einst zu begehen hatte.

Der Geldschatz, den er versteckt haben soll, ist keine Fabel, denn er ist gefunden worden. Einer seiner Nachfolger auf der Wirtschaft, namens Wolf, hat mehrmals Geld entdeckt. Der erste Fund soll im Bansen der alten Scheuer gesteckt haben. Wolf fand ihn, als er ein solides, geräumiges Wohnhaus samt Scheuer baute und die alte niederriss. Die alte, äusserst auffällige Hauskaluppe hatte samt dem Stalle in einem hohen Rande (Abdachung des Geländes) gesteckt, das ganze Bauwerk war bereits abgebrochen bis auf eine Stallmanerecke, da machte Wolf den zweiten Fund. Als in einer finsternen Nacht zwei Holzmacher vorbeigingen, hörten sie den alten Wolf an dem Mauerwerk herumbrechen. Neugierig ge-

worden legten sie sich auf die Lauer, und es dauerte nicht lange, so brachte Wolf drei kleine Töpfe mit Silbergeld heraus. Der gute Mann war jedenfalls schon bei Tage darauf gestossen, um aber von dem nahen Nachbarhause nicht gesehen zu werden, hatte er sich die Freude des Schatzhebens auf die Nacht gespart, wo der Teufel wieder die Holzfäller dazu brachte. Wolf zog sich sofort um und schaffte seinen Fund in derselben Nacht über Feld und durch weiten Wald nach Salisfeld, wo er ihn im dortigen Wirtshause in Papierfetzen umwechselte. Die Holzmacher beobachteten das alles, denn sie blieben ihm den ganzen Weg auf den Fersen. Etwa zehn Schritte unterhalb des genannten Geldstalles gab es eine tiefe Stelle mit viel Erde, die grub Wolf aus und füllte Steine hinein. Es war an einem Vormittage des Jahres 1866, und ein grosser Trupp preussischer Landwehr kam durch das Dorf (Breitenfurt). Ich teufelte gerade mit meinem liebsten Jugendfreunde Johann Wolf herum, als mir dieser erzählte, vor einer Weile habe sein Vater einen eingegrabenen Topf an der genannten tiefen Stelle angehackt. „Na“, sagte ich, „da habt ihr wieder versteckte Silberfische darin gefunden“. „Nein“, sagte er, „es war nur Staub darin, aber gut zugedeckt.“ Jedenfalls hat Wolf damals ein gutes Geschäft gemacht. Auf der Wirtschaft, die heute gut ist, ging damals alles verkehrt und unglücklich, Wolf tat keine Bauernarbeit, er humpelte nur herum, wie man sagt, besonders grub er gern und schaffte Steinhäufen weg. Er wnsste wohl warum, er konnte in Gurschdorf eine zweite Wirtschaft kaufen und die Töchter gut versorgen.

2. Brauner neckt den Grenzschnied aus Gröditz. Der alte Gröditzer Grenzschnied hatte eine Fuhre Holzkohle von der Endersdorfer Herrschaft gekauft und liess sie durch einen Bauern nach Hause fahren. Er hatte sich mit seiner Fuhre stark verspätet. Als nun die beiden auf dem Grenzwege herabkommen und in der Nähe von Brauners Grab sich befinden, fangen die Pferde zu schnauben und zu schwitzen an, und bald ging es nimmer von der Stelle. Der Bauer wusste sich jedoch gleich Rat, er nahm die Axt, ging von Rad zu Rad und zählte die Speichen in ihnen. In dem einen Rade war eine Speiche zu viel, und flugs schlug er mit der Axt über die Achsel nach rückwärts in das betreffende Rad. Sogleich ging der Wagen los und die Pferde mussten im Trabe laufen. Im Walde aber gab es ein solches Gebreche, dass den beiden angst und bange wurde.

3. Franz Streits Schwester recht Streu auf Brauners Grab. Die Bauernwälder in Breitenfurt sind wie ausgekehrt, und der Waldwuchs ist ein äusserst langsamer. Um nun dem dadurch entstehenden Mangel an Streu abzuhelpen, greifen die Bauern zuweilen über die nahe Grenze auf das Fürstliche (Bistumsgebiet) oder das Endersdorfsche: denn Streu und Dünger müssen sein.

An den langen Winterabenden und Sonntags wurde zwar ungeheuer viel von Brauner erzählt, doch sagte uns der Vater niegenau, wo eigentlich sein Grab sei, aber unser unverwüthlicher Spürsinn brachte es doch heraus. Anders war es bei meiner viel älteren Schwester, sie hatte keine Ahnung von der verrufenen Stelle. Einmal machte sie in der Nähe der Grenze Streu und ging in kurzer Zeit auch auf das Nachbargebiet über. Da war ein Fleck, der merkwürdig viel Streu enthielt. Dort hatte noch niemand gerecht, ja selbst die armen Häuselleute

hatten dort nichts geholt. Eine Zeitlang ging alles ganz gut, als sie aber die Stelle abräumte, wo Brauners Grab lag — denn deswegen hatte niemand die Streu rundum angerührt — erhob sich plötzlich ein solcher Sturm und solches Geprassel in allen Bäumen, dass die Zapfen und Äste wie ein dichter Regen geflogen kamen. Heftig erschreckt lief meine Schwester in fliegender Eile meinem Vater zu, der nicht weit von den Feldern Stöcke ausgrub, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Er lächelte und sagte: „Du hast Brauners Grab abgeräumt. Was dort gelegen hat, müssen wir wieder darauf tun. Die übrige Streu aber trage nach Hause.“ Als nun beide an Ort und Stelle kamen, war von Zapfen und Ästen nichts zu sehen, kein Lüftchen regte sich und alles befand sich so, wie es die Schwester verlassen hatte. Das Moos wurde wieder übergedeckt, und damit war alles gut.

4. Brauner führt die alte Kapsin durch Blendwerk irre. Die alte Kapsin war eine Holzmachersfrau und lange Witwe, nachdem ihr Mann am Weihnachtsabend 1864 im Walde verunglückt war. Sie war unsere Nachbarin und zu mir wie eine Mutter. Sie war sozusagen mehr im Walde als zu Hause und kannte sich um und um besser aus als die Jäger, was nicht wundernehmen konnte, da sie bei dem steten Einsammeln von Brennnolz, Gras, Streu und Pilzen Jahr für Jahr, dazu durch die Arbeit mit ihrem Manne im Holze, überall im Walde gut bewandert war. Von ihren vielen Erlebnissen mit Brauner seien hier nur zwei berichtet. „Ich kenne doch jeden Strauch“, erzählt sie selbst, „wenn man so an vierzig Jahre immer in den Pusch geht, da kann man sich doch nimmermehr verlaufen. Da komme ich einmal hinter das Dreifaltigkeitsbild, da steht ein grossmächtiger Felsen, dann hat's wieder eine Wiese, und dann kommt wieder ein Windbruch und ich geh und geh, aber alles ist anders wie sonst, ich werde ganz „terrish em a Schadel“. Jetzt kommt wieder ein breites Wasser und danach wieder hochmächtige Steine und Felsen, darauf muss ich wieder durch lange Sümpfe platschen. Und das geht so fort den ganzen Nachmittag, ich mag rechts oder links gehen, es ist halt alles anders. Ich kann bald nimmer fort, und jetzt fällt mir auf einmal ein, dass ich mich hinsetzen muss (das Hiusetzen löst sofort den Zauber). Jetzt denk einmal, wo ich war? Beim Freitagsbilde. Nun kannte ich mich auf der Stelle aus, wo ich war. Nein so was! Da lauf ich so ein vier Stunden rum wie nicht geschieht. Das Schönste bei dem Spass war, dass mit Ausnahme des kleinen Schmiedebachs mit etwas Sumpf — was wirklich da ist — alles andere lauter Blendwerk war, das gar nicht existiert.“

Damals als das geschah, befand sich dort ein grosser Holzschlag und etwas weiter kleines Jungholz. Heute hat sich das Bild schon wieder gänzlich verändert.

Ein andermal, als die Kapsin eine tüchtige Bürde Gras gemacht hat und über dem Zusammenräumen ist, hört sie auf einmal ein Geklimper. Sie schaut um sich und gewahrt zu ihrer unbegrenzten Verwunderung lauter Schnüre durch die Bäume gespannt, an denen nun alles Erdenkliche baumelt. Da gab es bunte Lappen, alte Regenschirme, Kleiderfetzen, Wischhadern, Spiegel, Bilder, Fratzen, Puppen, Glasscherben, Ledergelumpe, Holzsaichen, Knochen, Katzen- und Hasenfelle, kurz 99 und mehr Dinge an jeder Schnur, und Schnüre wurden immer mehr. Obwohl sich kein Lüftchen regte, bewegte sich der ganze Prast ohne

Unterlass. „Mir wurde himmelangst“, sagte die Kapsin, „ich liess alles liegen und lief, was ich laufen konnte, denn ich wusste, dass es der Brauner war, der mir das vormachte. Aber bald wurde mir das Gehölz fremd, und plötzlich stand ich an einem ungeheuren Teiche, den es da ganz und gar nicht gibt. Jetzt fiel mir das Niedersitzen ein, und kaum tat ich das, sogleich kannte ich mich aus, der Teich war weg, und ich sass am Kühschinderborn.“ Dieser frische Waldquell kommt auf einmal aus trockenem Boden hervor in der Nähe von Brauners Grab. In alter Zeit sollen Leute vom Königsberge eine Kuh gestohlen und bei diesem Brunnen abgehäutet und zerlegt haben, daher der Name.

5. Brauner recht Streu und neckt die alte Müllerrese. Früher trug man aus allen umliegenden Dörfern die Butter nach Zuckmantel, und zwar Sonntag früh. Der gerade Weg dahin war der Querweg über die Breitenfurter Felder und den Rehberg, der deshalb am meisten begangen war. Eines Sonntags frühmorgens in der Dämmerung ging die Müllerrese über diese Felder mit ihrer Butter und spähte immer wieder, ob sie nicht Begleitschaft fände, denn sie musste durch Brauners Revier hindurch, welches eben dieser Weg durchschneidet. Aber es kam niemand. So betrat sie denn nicht ohne Zittern das verrufene Gebiet. Sie war noch nicht weit im Walde gegangen und befand sich bei der Schmiedeback, da sah sie Brauner nahe am Wege Streu rechnen. Sie drückte sich rasch vorbei, um das Dreifaltigkeitsbild in der Nähe zu erreichen; denn dort konnte ihr der Spuk nichts mehr anhaben. Damals befand sich an dieser Stelle ein mehr als hundertjähriger Waldbestand. Das Bild selbst war an einer riesigen Fichte angebracht und am Fusse stand ein Betschemel. Als sich die Müllerrese dem Bilde näherte, bemerkte sie eine verhüllte Gestalt, welche anscheinend im Gebete versunken dort kniete. In der Meinung, das sei ein anderes Butterweib und nun werde sie nicht mehr allein zu gehen brauchen, redet sie die Gestalt also an: „Na, kann ich Gefährtschaft kriegen?“ Darauf näselt das Ding: „Äng, äng em äng, enne näng, enne näng“ und ist spurlos verschwunden. Die Müllerrese überläuft es eiskalt und sie rennt, was sie kann, den Weg hinauf, um nur aus dem verwünschten Gebiet herauszukommen.

Streu rechnen haben den Brauner auch manche andere gesehen, so die Kapsin. Frau Seidel und mein Bruder Johann sahen ihn an einem Sonntag Vormittag mit ausgezogenem Rocke und von sehr grosser Gestalt, wie er den Rechen führte, dann lehnte er wieder an einem Fichtchen auf den Rechen gestützt. Leute von weiter her, die nichts von ihm wussten, haben ihn schon angeredet, aber eine unverständliche näselnde Antwort — Brauner soll auch, wie erzählt wird, als Lebender mit der Zunge angestossen haben — belehrt sie, dass sie es mit einem unheimlichen Wesen zu tun haben.

6. Brauner neckt die Holzdiebe. Früher als es noch kein Petroleum gab, also bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein, wurden als Leuchten Buchenspäne, sogenannte „Schlëssa“, in Stadt und Land gebrannt. Sie hatten ihren Vorteil vor dem Öl; denn sie russten nicht so viel. Von uns aus bestand nach Neisse ein riesiger Bretter- und Holzhandel aller Art und das Buchenholz war für Schleissenverarbeitung mit das gesuchteste. Um schnell und sicher Sonntagsgeld zu haben, statteten die Breitenfurter Mittwoch Nacht dem Bistumswalde oder dem Rittergute Endersdorf einen Besuch ab und stahlen

das Buchenholz, Donnerstag wurden daraus die Schleissen gestossen (gehobelt), Freitags aufgepackt und Samstag früh nach dem Neisser Markte gefahren. Um „Neisseholz“ ging alles und — was soll ich es leugnen — auch meine nächsten Verwandten, und geschleppt haben die Leute wie die Packesel, einer allein mehr als heute zwei tragen.

Eines Nachts hatte man eine schöne astreine Buche gefällt und etwa fünf Stücke heruntergesägt — die guten Leute hatten auch Mittel, das Sägen unhörbar zu machen — da kommen schwere, schnelle Schritte immer „platsch, platsch“ auf die Buche zu. In der Meinung, die Jäger seien es, springen alle Holzmarder zugleich auf, da wird der riesige an der Erde liegende Buchenwipfel bei der Spitze aufgehoben und nach dem Stock zu geworfen, dass nur alles so kracht und hagelt. Die Leute lassen den Zeug (das Handwerkszeug) im Stich und laufen bis in die Bauernwaldung, wo sie das Tagwerden abwarten. Dem Hören nach mussten es wenigstens ihrer vier sein, die sie überrascht hatten. Man lauschte Stunde um Stunde, vergeblich, nichts rührte sich, endlich kroch die Gesellschaft langsam vorwärts, um womöglich den Zeug zu retten. Als sie bei der Buche ankamen, fanden sie alles in schönster Ordnung, die Säge lag auf dem Stock, der Wipfel wie er zuerst gefallen war und von einem Jäger gar keine Spur. Natürlich wurde das Holz sogleich in Sicherheit gebracht. Bei dieser Begebenheit war das kluge Faktotum der Schmiedekasper, mein Vater, zwei seiner Brüder und sein Schwager Hapich beteiligt. Hapich machte aus dem Buchenholz Flachsriffelkämme und andere schöne Sachen.

Ein andermal hatten die Kunden schon viele Stücke vom Herrschaftlichen in den Bauernwald getragen, da rief mein damals zwölfjähriger Bruder Josef, der auf die Jäger aufzupassen hatte, plötzlich „Brauner, Brauner!“ und hing sich ängstlich an den letzten Mann an. Die andern sahen nicht das geringste, doch schnell liessen sie das Holz fallen und liefen davon im festen Glauben, dass ihnen die Jäger auf der Spur seien. Als sich aber gar nichts rührte, ging man wieder zurück, um das Holz vollends zu holen. Es dauerte nicht lange, so hörte jeder ein „tap, tap“ neben dem Wege, und mein Bruder rief wieder: „Brauner, Brauner! Da geht er ja ganz kohlschwarz und kault ein Feuerrad durch die Bäume. Seht ihr denn gar nichts?“ Man sah aber wirklich nichts, nur das „tap, tap“ hörte man immer unheimlicher neben sich auf dem weichen Waldboden. Und dieser Laut begleitete die Zurückbleibenden bis auf das Feld. Für diese Nacht machte man Feierabend; denn die Geschichte wurde doch zu unheimlich, und mein armer Bruder zitterte am ganzen Leibe von der ausgestandenen Angst. Er war ein Sonntagskind und hatte überhaupt viel Anfechtung von Gespenstern.

Neben dem Wege, den die Holzmacher von Brauner begleitet damals zurücklegten, stand zu der Zeit dichtes etwa zwanzigjähriges Jungholz.

7. Brauner neckt den Schmiedekasper. Der Schmiedekasper zu Breitenfurt war einer von den Ganzklugen und so lange ich es denken kann, unser Hausgast. Er trank keinen Tropfen ausser Wasser. Desto fleissiger kam er jeden Abend zu uns, und ich freute mich schon immer unbändig auf den Augenblick, wie Schmiedekasper die Tür aufmachte; wusste ich doch, dass

die Unterhaltung an 100 Abenden 99 mal von Gespenstern, von dem „Forchtig-macha“, ging. Auch folgende Erzählungen gab er zum besten.

Schmiedekaspar ging wieder einmal nach Bestellung der Feldarbeit abends auf das Endersdorfsche, um Holz zu machen. Als er in Brauners Strich kam, fielen die Zapfen so dicht, dass an ein Ausschreiten nimmer zu denken war. Er ging seitab, doch alleweil dasselbe. Nach stundenlangem Katzbalgen musste er einen weiten Umweg machen, um endlich auf die Arbeitsstelle zu kommen.

Denselben Zapfenregen mit und ohne Sturm haben sehr viele erlebt. Lagen zuerst die Zapfen fusshoch und kam man später denselben Weg zurück, so war nichts mehr von Zapfen zu sehen.

Ein andermal ging Schmiedekaspar wieder in das Holz. Nachdem er lange gegangen war, befand er sich plötzlich von neuem auf der Stelle, an der er schon vor einer halben Stunde vorbeigekommen war. Unverdrossen ging er jedoch frisch darauf los. Allein es dauerte nicht lange, so kam er wieder an denselben Punkt. Da der Mann sehr fromm war, so fluchte er nicht einmal, wusste aber nun, von wem der Schabernack ausging. Dieses Spiel wiederholte sich noch einige Male. Als er aber gar nicht über diese Stelle hinauskam, entschloss er sich wieder nach Hause zu gehen, und siehe! mit dem Rückwärtschreiten war auf einmal der Zauber gebrochen, Schmiedekaspar befand sich auf dem Grenzwege, eben gerade ausser Brauners Bereich. „Bin ich doch den Weg, sagte er, viele hundert Male bei Tag und jeder Nachtzeit gegangen und musste da den halben Tag immer auf derselben Stelle wie ein Närrischer hin- und hergrageln.“

8. Die Gronole. Mein Bruder Johann, der nachher unsere Wirtschaft übernahm, war um keinen Preis dazu zu bringen, wenn es auf den Abend zugeht, auf den letzten Feldern nahe dem Walde zu bleiben, obwohl er damals zwanzig Jahre alt war und bald zum Militär musste. Er behauptete, er sehe dann immer die Gronole, und wenn man ihn fragte, wie sie aussehe, so erwiderte er: „Machen wir nur, dass wir fortkommen. Sie ist gleich da und sieht grauslich aus, sie steckt in einem Sacke, hat keine Füße und geht doch, man sieht auch keinen Kopf.“ Der Weg, den die Gronole nahm, war nach seiner Angabe immer derselbe. Sie kam vom Grenzwege her und ging, wo er in einen Bauernfeldweg ausmündete, denselben, auf dem Brauner zur letzten Ruhe gefahren wurde. Der Wald machte damals eine Hufeisenform und schloss dadurch zwei Felder, je eins von uns und dem Nachbar Pohl, halbkreisförmig ein. Kam die Gronole in den Wald, so ging sie durch die ersten Waldbäume hindurch und verschwand dann in dem Walde, der unserem südlichen Nachbar d. i. zur ehemaligen Braunerwirtschaft gehörte.

Andere und später folgende Nachbarsleute sahen Brauner denselben Weg gehen und hörten öfter gleichzeitig ein so schauerhaftes Brechen in den Bäumen, als wenn alles zugrunde ginge. Auch sie waren immer darauf bedacht, dass sie sich auf den genannten Feldern nicht verspäteten, um dem Spuke auszuweichen.

9. Brauner neckt Franz Streits Mutter. An einem heissen Sommerabende des Jahres 1848 trug meine Mutter, nachdem sie im Walde mit dem Grasen Feierabend gemacht hatte, einen trockenen Stangenbaum mit samt den

Ästen auf das Feld hinaus. Sie befand sich bereits auf unserer Bauernwirtschaft an der Stelle, wo die Gronole und Brauner oft gesehen wurden. „Ich war, erzählt sie selbst, noch keine hundert Schritte von dem Rande des Waldes entfernt, als ein entsetzlicher Knall die Luft erfüllte, wie wenn gleich die Erde auseinanderriß. Der Stangenbaum auf meiner Achsel wogte auf und nieder und in den Ästen kam es herangeprasselt, so dass ich vor Angst der Länge nach hinfiel und die Stange auf mich drauf, und noch immer hielt der furchtbare Knall an. Wohl für fünf Minuten war mir Hören und Sehen vergangen, in den Ohren aber brauste es mir noch lange wie der stärkste Donner. Den Stangenbaum liess ich liegen und machte, dass ich nach Hause kam.

Als Knabe habe ich den Knall immer mit der Explosion der Neisser Pulverfabrik zusammengebracht, die in jener Zeit stattgefunden haben soll, aber da sie von niemandem sonst gehört worden ist, so kann meine Vermutung nicht richtig gewesen sein. Wenn die Mutter den Vorfall erzählte, so sagten nicht wenige, der Antichrist sei in jener Stunde geboren.

Die Braunererzählungen sind Legion. Ich will es aber jetzt gut sein lassen und nur noch bemerken, dass das Irreführen eine Lieblingsbeschäftigung von ihm ist. Viele Leute sind tagelang geradezu im Kreise herumgelaufen, und je näher es zum Abend kam, desto hitziger und ängstlicher wurden sie. Wenn sie endlich von Müdigkeit erschöpft hinsanken, hörte der Spuk auf und sie kannten sich aus, wo sie sich befanden.

Von schlesischen Scharfrichtern.

Von Karl Olbrich.

Der gemeinsame grässliche Beruf und die gemeinsame Schmach der Unehrlichkeit veranlassten die Scharfrichter frühzeitig, sich um so fester zusammenzuschliessen. Verachtet und gemieden, gescheut und gehasst von allen ehrenhaften Mitmenschen, sahen sich diese notwendigen Schergen der Gerechtigkeit auf den Verkehr mit ihresgleichen beschränkt. Als Genossen desselben Handwerks und seines Fluches redeten sie sich, auch wenn sie nicht verwandt waren, als Vetter an¹⁾. Fast alle waren ja durch nähere oder

¹⁾ Dieser enge Zusammenschluss, verbunden mit einem gesteigerten Standesgefühl, führte zu Scharfrichterkonferenzen. Eine solche fand schon 1459 zu Breslau statt. Vierzehn schlesische Henker hatten sich bei dem dortigen Nachrichter eingefunden. Das fiel dem Volke auf, und es argwöhnte, der Rat hätte diese zahlreichen Scharfrichter kommen lassen, um viele aus der Gemeinde zu enthaupten. Ein Aufruhr drohte auszubrechen. Sobald der Rat dies erfuhr, jagte er den Wirt samt seinen Gästen aus der Stadt, so dass Breslau lange Zeit keinen Nachrichter hatte. (Abegg in Ztschr. f. dtsch. Recht XVIII, 406, Anm. 30).

fernere Verwandtschaftsbeziehungen mit einander verknüpft, und manche weit verzweigte Scharfrichterfamilien erinnern unwillkürlich an alte Dynastengeschlechter, die, da keins ihrer Mitglieder unter dem Stande heiraten durfte, schliesslich fast mit allen Herrscherhäusern Europas verwandt waren. Albrecht Keller¹⁾ hat bereits auf diese eigenartige Erscheinung der allgemeinen Verwandtschaft und Verschwägerung der Scharfrichterfamilien hingewiesen und sie mit einigen Beispielen belegt. Er spricht den Wunsch aus, dass ebenso, wie Otto Beneke²⁾ dies für Hamburg getan, auch an andern Orten solchen Beziehungen nachgespürt würde. Veranlasst vielleicht durch diese Bemerkung ist der Privatgelehrte Dr. Alfons Heyer in mühseliger Arbeit allen Angaben über schlesische Scharfrichter, soweit sie sich in Kirchenbucheinträgen (Geburt, Ehe, Taufe, Tod), Ortsgeschichten und an anderen Stellen vorfanden, nachgegangen. In einem alphabetisch nach den Ortsnamen geordneten Zettelkataloge hat er das Ergebnis seiner Forschungen niedergelegt. Leider wurde er durch den Tod verhindert, das umfangreiche und weitschichtige Material zu sichten und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet zusammenzufassen. Aus seinem Nachlasse kam der Zettelkatalog in das Breslauer Stadtarchiv. Auf Wunsch des Herrn Archivdirektors H. Wendt übernahm ich gern die Aufgabe, die Arbeit Heyers weiterzuführen. Zerstreut zwischen den Zetteln fand ich Ansätze zur Verwertung des Materials. Beeinflusst anscheinend durch eine zu weit gehende Behauptung Kellers oder Benekes³⁾ versucht hier Heyer, das lange Fortbestehen ein und derselben Henkerfamilie an ein und demselben schlesischen Orte nachzuweisen. Enttäuscht durch die verhältnismässig geringen Ergebnisse dieses Versuches, hat er ihn nicht durchgeführt. Die Frage, warum er scheitern musste, glaube ich auf Grund einer Durchsicht des Materials beantworten zu können. Einmal nämlich weisen die Scharfrichter-

¹⁾ Albrecht Keller „Der Scharfrichter in der deutschen Kulturgeschichte“ Bonn 1921. S. 240 f.

²⁾ Otto Beneke „Von unehrlichen Leuten“, Hamburg 1889, S. 144 ff.

³⁾ Keller a. O. S. 240 Absatz 2; Beneke a. O. S. 129 „Provinzweise waren mit den Scharfrichterdiensten die Angehörigen einer und derselben Familie belehnt, die man auch wohl Schelmensippen nannte.“ Beide haben diese irreführende Behauptung aus Lux S. 15.

familien gegenüber einer grossen Zahl weiblicher Nachkommen eine auffallend geringe Zahl männlicher auf, so dass an Stelle der Söhne Mitglieder anderer Sippen die Erbschaft im Amte übernahmen. Dazu kommt, dass aus noch nicht völlig aufgeklärten Gründen die Söhne von Scharfrichtern oft nicht in der Stadt, wo ihr Vater seines Amtes waltete, blieben, sondern (vielfach durch Einheirat) ihr Handwerk an andere Orte verlegten. Um so stärker tritt dem gegenüber die Verschwägerung der Scharfrichterfamilien mit einander hervor. Der Makel der Unehrllichkeit, der von Anfang an auf den Henkern als Ausübern ihres blutigen Amtes lastete¹⁾, verschloss ihnen, ebenso wie ihren Söhnen die Aufnahme in eine Zunft oder Gilde, die Verbindung mit Töchtern aus ehrenhaften Familien. So blieb ihnen eben nichts übrig, als ihre Braut in einer anderen Scharfrichterfamilie oder in der eines Stockmeisters zu suchen. Denn auch die Stockmeister²⁾ (Schliesser, Gefängniswärter) waren ebenso wie die Gerichtsdiener und Büttel lange Zeit unehrlich. Dieser Makel haftete ihnen an, weil sie mit Verbrechern und Gesindel aller Art verkehren mussten; auch brachte ihr Amt sie unvermeidlich in Berührung mit den Scharfrichtern, deren Dienst ja vielfach ein Ableger und Ausläufer ihres Schergenamtes war³⁾.

¹⁾ Gute Begründung bei Beneke a. O. S. 120 f.

²⁾ J. H. Zedlers Universallexikon s. v. „Stockmeister, custos carceris, heisst derjenige, der zur Schliessung und Verwahrung der Gefangenen gesetzt ist“. Lux „Der Scharfrichter nach allen seinen Beziehungen“, Leipzig 1813: „Der Stockmeister ist zugleich Herren- oder Ratsdiener in Angelegenheiten des carcer publicus und der Exekution“ (S. 3). Vgl. Beneke a. O. S. 5.

³⁾ Vgl. Beneke a. O. S. 103 f., 127 f. Erst 1731 wurde durch Reichsgesetz der „höchst wohlthätige und notwendige“ Beruf der Gerichts- und Polizeidiener ehrlich gesprochen. Unbeliebt und verachtet blieben sie trotzdem lange, und noch 1772 musste in Wien das Kriminalgefängnis vor dem Umbau für ehrlich erklärt werden, ehe die Handwerker an ihre Arbeit gingen. Allerdings hat schon 1560 König Ferdinand den Stockmeister Geysler zu Breslau und dessen Kinder auf seine Bitten für ehrlich und allen gleichberechtigt erklärt (L. M. 263 a). Aber dieser sicher durch besondere Umstände veranlasste Einzelfall bestätigt nur die Regel. — Nicht völlig geklärt ist das Verhältnis der Stockmeister zu den Scharfrichtern. Teils ist der carcer publicus (uralte deutsche Bezeichnung „Fronveste“) mit der Scharfrichterei verbunden, teils sind eigene Stockmeister angestellt. (Vgl. Lux a. O. S. 10.) In Schlesien scheinen (nach Heyers Zettelkatalog) beide Zustände neben einander bestanden zu haben. — Die Gerichtsdiener (Fronboten) in Zivilsachen blieben stets ehrlich.

Auf Grund dieser Feststellungen fasste ich es als meine Aufgabe auf, den Hauptwert auf die weiten Verzweigungen schlesischer Scharfrichterfamilien zu legen. Als Ausgangs- und Mittelpunkt wählte ich die zwei am häufigsten genannten Familien; dies bot den Vorteil, auch mit weniger Mitgliedern vertretene an geeigneter Stelle in die Darstellung verflechten zu können. Daneben habe ich die Beziehungen der Stockmeister zu den Scharfrichtern (Heirat, Übertritt, gegenseitiges Patenstehen u. a.) statistisch darzustellen versucht, soweit das Material dazu ausreichte. In einem Anhang stelle ich einige teils in Heyers Sammlung vorhandene, teils von mir gefundene, für den Stand besonders kennzeichnende Vermerke über das Leben der Scharfrichter zusammen. Die am meisten verzweigten Scharfrichterfamilien sind die Thienle (Thinel, Thienel, Diehle, Diehl) und Kühn (Kühne, Kien).

In der Familie Thienle begegnen wir zunächst einem Martin Thienle als Scharfr. in Liegnitz (gest. 1638) und einem Andreas Thienle als Scharfr. in Nimptsch (gest. um 1600). Der Sohn des Liegnitzer Heinrich T. ist Scharfr. zu Glogau, seine Schwester Margarete Magdalene heiratet 1642 den Laubaner Scharfr. Lorenz Strassburger.

Dieser Lorenz Strassburger wird als Scharfr. in Görlitz um 1620 erwähnt. Sein Nachfolger in Görlitz ist Christian Strassburger (gest. 1716); seine Tochter Anna Helene wird 1716 Frau des Görlitzer Nachrichters Johannes Hamel, seine zweite Tochter Sophie 1705 Frau des Wohlauer Scharfr. Kaspar Böhmechen.

Ein Martin T. wird als Scharfr. von Nimptsch erwähnt (vielleicht Sohn und Nachfolger des Andreas); 1624 heiratet er Justina, Tochter des Ohlauer Scharfr. Andreas Hillebrand. Ein Andres T. ist Scharfr. in Breslau; nach seinem Tode heiratet seine Witwe Barbara in zweiter Ehe Christian, Sohn des Jägersdorfer Scharfr. Martin Neumeister (s. u.). Ein Martin T. ist Scharfr. zu Oels, 1631 heiratet er als Witwer Magdalene, die Tochter des 1631 verstorbenen Brieger Scharfr. Adam Guhle, die in erster Ehe mit dem Grossglogauer Scharfr. Philipp Thiemeß verheiratet gewesen.

Philipps Vater Kaspar Thymius wird erwähnt als Scharfr. von Beuthen. Sohn des Adam Guhle ist Georg Guhl; er heiratet 1634 die Witwe des Kaspar Hose, Scharfrichters im Schlickschen Regiment, und ist Scharfr. in Brieg.

Die Witwe des Breslauer Scharfr. Georg T. Mariana wird

1680 in zweiter Ehe Frau des Liegnitzer Scharfr. Heinrich Mende und tritt damit in eine verzweigte Familie ein:

Ein Zacharias Mende ist Scharfrichter knecht in Ohlau, 1661 heiratet er Barbara, die Stieftochter des Ohlauer Scharfrichters. Einem Gottfried Mende begegnen wir als Scharfr. zu Goldberg. Sein Sohn Heinrich, Scharfr. in Reichenbach, heiratet 1696 Anna Rosina, die Witwe des Reichenbacher Scharfr. Christoph Bassert. Dessen Sohn Gottfried B. ist Scharfr. in Sagan; 1731 heiratet er die Witwe des bisherigen Saganer Scharfr. Bergmann, Johanna Margarete. Seine Schwester Anna Barbara wurde 1700 Frau des Freiburger Scharfr. Johann Heinrich Vogdt, seine zweite Schwester Maria Elisabeth 1702 Frau des Neuroder Schwertdieners Johann Heinrich Niegel, der seinem Vater Johann Georg N. im Amte folgte. Johann Heinrichs Sohn Franz Niegel ist Scharfr. zu Ottmachau; seine Tochter Anna Rosina heiratet 1735 Johann Heinrich Schlott, Scharfr. in Schömberg.

Die Tochter des oben erwähnten Heinrich Mende Anna Rosina wird 1696 Frau des Nimptscher Scharfr. Christian Gottlieb Kreissel; sein Vater Andreas Kreusel war Scharfr. zu Borow; sein Grossvater Christian Kreisel Scharfr. zu Strehlen. Der Sohn eines Johann Heinrich Kräusel, Scharfr. zu Friedland, Johann Heinrich Kr., ist um 1740 Scharfr. zu Schmiedeberg.

Ein Christian Wilhelm Mende ist Scharfr. von Brieg; 1701 heiratet er Anna Rosina, die Tochter des verstorbenen Erbscharfrichters von Wohlau Christian Böhminen und schliesst so Verwandtschaft mit einer verzweigten Familie. Christians Vater Hans B., Scharfr. zu Liegnitz, verheiratet 1614 seine Tochter Barbara mit dem Laubaner Scharfr. Hans Kühn (s. u.). Christians Sohn Christian, Scharfr. zu Bernstadt, heiratet 1693 Barbara Elisabeth, Tochter des verstorbenen Brieger Scharfr. David Wachsmann. Ein Kaspar B. ist Scharfr. zu Wohlau (wohl Sohn des Christian B.); 1705 heiratet er Sophie, Tochter des Görlitzer Scharfr. Christian Strassburger (s. o.).

Kehren wir nun wieder zu der Familie Thienle zurück. Die Tochter des oben genannten Georg T. Marianna wird 1680 Frau des Zobtener Scharfr. Georg Kühn (s. u.). Georgs Sohn Georg Heinrich T. ist Scharfr. zu Oels. Ein Johann Heinrich T. ist Scharfr. zu Neisse. Seine Witwe Susanna heiratet in zweiter Ehe den Ottmachauer Halbmeister¹⁾ Kühne. Johann Heinrichs Sohn Johann Heinrich jun. ist Scharfr. in Neustadt, seit 1686 verheiratet mit Juliana, Tochter des Zobtener, dann Brieger Scharfr. David Wachsmann; Johann Heinrich T.s zweiter Sohn Gottfried T., Scharfr. zu Weide (Neisse), heiratet 1691 ebenfalls eine Tochter des David Wachsmann, Anna Rosina.

¹⁾ Halbmeister war der Name eines jüngeren Sohnes des Scharfrichters, der sein Meisterknecht war. Beneke a. O. 132, 140.

Zwei Jahre später wird ihre Schwester Barbara Elisabeth Frau des Bernstadter Nachrichters Christian Böhlichen (s. o.). David Ws. Sohn Gottfried W. ist Nachrichter zu Juliusburg; seine Tochter Anna Barbara heiratet 1708 den Neumarkter Scharfr. Hans Heinrich Dittrich, dessen Vater Scharfr. in Oels war. Ein Georg Heinrich Dittrich wird als Scharfr. zu Lissa in Posen (um 1700) erwähnt, ein Christian Dittrich, Scharfr. zu Schlottau, heiratet 1721 Eleonore, Tochter des Stockmeisters Georg Wilhelm Thienel zu Oels.

Ein Gottfried Tiehnel ist Scharfr. zu Ohlau (gest. 1707). Sein Sohn Christian Wilhelm, Scharfr. zu Steinau, heiratet 1714 Johanna Maria, Tochter des Zittauer Scharfr. Johann Ernst Kühn. Zu Lüben ist ein Friedrich Wilhelm T. Scharfr.; 1750 heiratet er Eleonore, Tochter des verstorbenen Trautenaues Scharfr. Franz Joseph Strassburger und Stieftochter des Scharfr. zu Kanth Johann Nespida. Ein Anton August T. ist Scharfr. zu Breslau, seit 1797 verheiratet mit Barbara, Tochter des Scharfr. Schrottenbach, Witwe des Breslauer Scharfr. Johann Joseph Nessel, dessen Vater Franz Friedrich Nessel Scharfr. zuerst in Böhmisches-Leipe, dann in Breslau gewesen. Anton Augusts Sohn Joseph Leopold folgt seinem Vater im Scharfrichteramte zu Breslau; 1798 heiratet er Juliane, Tochter des Scharfr. Dietrich, und nimmt damit eine weitere Familie in den Verwandtschaftskreis auf, der sechs Scharfrichter entstammten.

Scharfrichterfamilie Kühn.

Um 1570 findet sich ein Heinrich Kühn als Scharfr. zu Lauban, ebendort ein Hans Kühn sen. (gestorben 1613) und jun. und ein Joachim Kühn, dessen Sohn als Witwer 1682 Maria Elisabeth, Tochter des Zwickauer Scharfr. Balthasar Fischer heiratet. Seine Schwester Maria K. wird 1691 Frau des Oelser Scharfr. Walter. Joachims Sohn Joachim ist Scharfr. in Borau.

Von der Familie Walter ist Hans W. Scharfr. zu Oels (um 1640), Martin W. Scharfr. in Bernstadt; sein Sohn Georg, Scharfr. von Oels, heiratet 1668 in erster Ehe Dorothea, Tochter des Brieger Schwerdtieners Christoph Sonberg, in zweiter 1691 die Tochter des verstorbenen Bunzlauer Scharfr. Erhard Kühn, Stieftochter des Laubauer Scharfr. Hans Heinrich Greulich. Ein Georg Walter (gest. 1727) ist Scharfr. in Millitsch. Von der Familie Greulich finden sich ausser dem 1714 gest. Hans Heinrich: Gottfried Greulich, Scharfr. zu Greifenberg (um 1680), Johann Heinrich Gr., Scharfr. zu Hermsdorf (um 1690), Johann Gottlob Greulich, Scharfr. zu Lauban (gest. 1756), der in zweiter Ehe 1722 Anna Elisabeth, Tochter des Halbauer Scharfr. Johann Heinrich Kühn, heiratet.

Seine jüngste Tochter aus zweiter Ehe Johanna Sophia Elisabeth heiratete 1768 Heinrich Wilhelm Cadolovsky, Scharfr. zu Ostriz.

Ein Georg Kühn wird Nachfolger seines Vaters Joachim Kühn im Scharfrichteramte zu Steinau und siedelt dann nach Zobten über. Seit 1680 ist er verheiratet mit Maria Thienel, Tochter des verstorbenen Scharfr. zu Breslau Georg Thienel. Ein Heinrich Kühn ist Scharfr. in Jauer; seine Tochter Anna Rosina wird 1709 Frau des Poseritzer Scharfr. Gottfried Neumeister und tritt damit in Verbindung mit einer weitverzweigten Familie.

Einen Martin Neumeister treffen wir als Scharfr. von Jägerndorf. Sein Sohn Christian N. heiratet 1628 Barbara, Witwe des Breslauer Scharfr. Andreas Thienle (s. o.). Ein Martin N. ist Scharfr. zu Nimptsch; seine Witwe Barbara heiratet in zweiter Ehe 1686 den Schweidnitzer Scharfr. Untermann. Georg Heinrich N., Scharfr. zu Glogau, ist seit 1700 verheiratet mit Anna Rosina, Tochter des verstorbenen Freiburger Scharfr. Matthes Schneider. Ein Johann Christian N. ist Scharfr. in Schweidnitz; sein Sohn Johann Christian N. jun., Scharfr. zu Waldenburg, ist vermählt seit 1719 mit Johanna Juliana, Tochter des Freiburger Scharfr. Johann Heinrich Vogdt (s. o.). Johann Christians sen. zweiten Sohn Gottfried s. o.

Johann Ernst Kühn, Scharfr. in Zittau, verheiratet 1714 seine Tochter Johanna Maria K. an den Steinauer Scharfr. Christian Wilhelm Thienel (s. o.). Johann Michael K., Scharfr. in Halbau, verheiratet seine Tochter Anna Elisabeth 1722 an den Laubaner Scharfr. Johann Gottlieb Greulich (gest. 1756) (Familie Greulich s. o.).

Ernst Gottlieb K., Scharfr. zu Haynau, heiratet 1791 Johanna Dorothea, Tochter des Laubaner Scharfr. Johann Christian Greulich. Einen Franz K. finden wir als Scharfr. von Jauer erwähnt; seine Tochter Maria Theresia ist seit 1756 mit dem Münsterberger Scharfr. Gottfried Franke verheiratet.

*

Statistisch zusammengefasst ergibt sich: Die Familie Tienle und Kühn sind durch 6 Mitglieder unmittelbar oder mittelbar verbunden. Beide sind verschwägert mit der weitverzweigten Familie Neumeister. Die Familie Tienle ist durch Einheiraten mit 11 anderen Scharfrichtersippen, durch diese mittelbar mit 14 weiteren, die Familie Kühn mit 7 anderen, durch diese mit 8 weiteren verwandtschaftlich verknüpft¹⁾.

¹⁾ Zu wie grässlichen Vorkommnissen diese enge Verwandtschaft führen konnte, zeigt ein Vorfall in Breslau. Dort hatte eine Scharfrichterfrau mit einem

In 22 Fällen heiratet ein Scharfrichter die Tochter, in 4 die Schwester, in 7 die Witwe eines anderen Scharfrichters¹⁾. In 32 Fällen (soweit es sich aus den Notizen ermitteln lässt) ergreift der Sohn eines Scharfrichters das blutige Gewerbe seines Vaters, doch vielfach an einem anderen Orte.

Vereinzelt und aussergewöhnlich sind folgende Fälle: Der Vater des Scharfrichters zu Zöbten (um 1690) Georg Dietrich ist ein Neumarkter Fleischer. Der Scharfrichter Johann Joseph Kreisel heiratet die Tochter des verstorbenen Senators von

Scharfrichter knechte Buhlschaft getrieben und mit seiner Hilfe ihren Gatten erschlagen. 1752 musste ihr eigener Vetter als Scharfrichter sie köpfen. (Keller a. O. S. 118.) 1696 hieb der Scharfrichter von Schweidnitz dem Scharfrichter von Nimptsch, seinem Verwandten, wegen Händel die linke Hand ab. (Strehlensche Stadtgeschichten, chronologisch gesammelt, S. 72).

¹⁾ Wenn Scharfrichter oft Scharfrichterwitwen heirateten, so war die Veranlassung neben dem Einrücken in eine vielleicht einträglichere Stellung wohl auch das Vermögen der Braut. Denn das Einkommen des Scharfrichters (feste Besoldung nebst vielen Nebeneinnahmen, vgl. Keller a. O. S. 214 ff., 228 ff., machte ihn zu einem wohlhabenden Mann. Das beweisen die für seinen Besitz gezahlten Summen. So bekam der Scharfrichter von Raudten Karl Felix Pietsch 1781 für seine an den Scharfrichter Kellner verkaufte Scharfrichterei mit Garten und Ackerstück 250 Reichstaler. Die Erben des Scharfrichters Walter verkaufen die ihnen zugefallene Scharfrichterei und -meisterei zu Militsch samt dazu gehörigem Acker 1727 ihrem Stiefbruder für 500 Reichstaler. Der Rat von Nimptsch übergibt die ihm von der Witwe des Scharfrichters Untermann iure retractus überkommene Scharfrichterei nebst Viehgarten 1686 einem Pächter für 1018 Reichstaler. Geld für Ankäufe hatten die meisten Scharfrichtermeister übrig. So kauft der Breslauer Scharfrichter Hans Ludwig 1662 vom Trebnitzer Rate die dortige Stockmeisterei um 200 Reichstaler. Des Scharfrichters Martin Tienel Hausfrau Marianna erstet von dem Kürschner David Lange 1683 dessen Haus auf der Stockgasse zu Liegnitz für 300 Liegnitzer Mark. Der Grundstock und die Hauptmasse des Vermögens von 602 124 Mark, das Martin Dorl (gest. 1889) nach kinderloser Ehe in seinem Testamente menschenfreundlich Breslauer Wohlfahrtsanstalten in Form von Stiftungen vermachte, stammt von der Witwe des Breslauer Scharfrichters Johannes Schmidt, die in zweiter Ehe den 22 Jahre jüngeren ehemaligen Stellmachergesellen Dorl, einen armen, aber geschäftstüchtigen Menschen heiratete. (Vgl. Schlesische Zeitung 23. 1. 1916.) Wie energisch eine Scharfrichterwitwe ihren Besitz gegen eine Konkurrenz zu verteidigen wusste, zeigt das Vorgehen der Barbara Gottschlich zu Patschkau. In fünf Bittgesuchen bestürmt sie die Gräfin Maria Elisabeth von Hoditz und Herzogswaldau (1667—89), sie sollte die Konkurrenz des Reichensteiner Abdeckers beseitigen, da ihre vier Schwiegersöhne, die Scharfrichter von Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz und Neustadt OS., für sie einträten.

Schmiedeberg Adrian Joseph Haberein (1783). In je einem Falle heiratet ein Scharfrichter die Tochter eines verstorbenen Häuslers, eines verstorbenen Bauern, die Witwe eines Schaffers. Hier mag wohl bittere Not die vereinsamte Witwe oder Tochter veranlasst haben, die Schmach des unehrlichen Gatten zu teilen.

Sehr eng sind die Verbindungen zwischen dem Scharfrichter- und Stockmeisterstande¹⁾. Vielfach kehren die Namen der Scharfrichterfamilien bei den Stockmeistern wieder; in 14 Fällen ist das Übertreten von Stockmeistern oder Stockmeistersöhnen zum Scharfrichteramte bezeugt. 28 Scharfrichter heiraten Töchter oder Witwen von Stockmeistern (Gerichtsdienern, Stadtdienern), 30 Stockmeister (Gerichtsboten, Herrndiener, Stadtdiener) Töchter oder Witwen von Scharfrichtern. In 18 bezeugten Fällen stehen Scharfrichter, ihre Frauen und Töchter Gevatter bei dem Kinde eines Stockmeisters oder Büttels, in 6 Stockmeister bei dem Kinde eines Scharfrichters. Bei der Taufe der Tochter des Stockmeisters Martin Jentsch z. B. sind Paten: Adam Dreiwalder, Scharfrichter in Frankenstein, Maria Tienel, Scharfrichterfrau zu Nimptsch, Sibilla Windisch, Stockmeisterin zu Strehlen (Reichenbach 17. 11. 1727). Wiederholt finden sich Fälle von gegenseitigen Unterstützungen. So leiht 1723 der Scharfrichter Georg Heinrich Dietrich der Witwe Helene Böhminen 35 Reichstaler auf ihre Stockmeisterei.

Nachträge.

I. Der Scharfrichter war nicht nur unehrlich, sondern als ein mit schwerer Blutschuld belasteter Mensch auch sündig. Diese harte Verrufserklärung entsprang kirchlichen Einflüssen. In der Kirche hatte er zwar einen abgesonderten Platz, den ihm niemand streitig machen durfte, doch wurden er und seine Gesellen selten, und auch dann nur getrennt von der Gemeinde, zum Abendmahle zugelassen. Scharfrichtertrauungen trug man zwar um der Ordnung willen in das Kirchenbuch ein; sie fanden aber nicht in der Kirche, sondern als Haustraungen statt²⁾. Bei fast sämtlichen von Heyer aufgezeichneten Vermählungen von Scharfrichtern findet

¹⁾ Vgl. S. 204. Das Amt des Stockmeisters ist vielfach offenbar das Sprungbrett zu dem einträglicheren Scharfrichteramte.

²⁾ Vgl. zu dem ganzen Absatz Keller a. O. S. 4 ff., Beneke a. O. S. 134.

sich der Vermerk „domi“ oder „im Hause des Scharfrichters X“, „bei ihrem Oheim, Vetter“ u. a. Das gleiche gilt von den Taufen. Auch das kirchliche Begräbnis wurde ihm meistens vorenthalten. Starb er¹⁾, so mochten seine Angehörigen und Freunde zusehen, wo und wie sie ihn in aller Stille verscharrten. Nur sehr selten kam es später vor, dass ein vorurteilsloser Geistlicher bei der Abkündigung auf der Kanzel freundliche Worte von der Ehrlichkeit, dem Amte und Nutzen der Scharfrichter zu sprechen wagte²⁾. Ebenso selten hören wir etwas von ihrem kirchlichen Begräbnis. Die Leiche des 1643 gestorbenen, langjährigen Görlitzer Scharfrichters Kühn wurde von geringen, von der Witwe und Freunden dazu gebetenen Leuten getragen. Von der vor der Stadt gelegenen Scharfrichterei aus begleiteten sie vier Prädikanten und die ganze Schule. Viele fremde Scharfrichter in langen Trauermänteln und -schleifen schlossen sich dem Zuge an. In der Klosterkirche hielt der Pastor primarius die Leichenpredigt; auch wurde, wie üblich, von der Kantorei gesungen³⁾. In Heyers Notizen findet sich vermerkt: „1724 bei dem Begräbnis des Scharfrichters zu Neisse Gottfried Wilhelm Thiel 4 Port. (Portanten, Träger), die ganze Vigil (Nachtwache mit Gebet), 15 Puls (Glockenschläge)“ — 1615 bei der Bestattung Katharinas, Frau des Görlitzer Scharfrichters Gottschalk, ein „ganzes Geläut mit 2 Pulsen“ — ebenso bei der Witwe des Görlitzer Scharfrichters Valentin Kühn 1644 — bei der Bestattung des Scharfrichters Joachim Kühn 1664 zu Görlitz „ein Quinque mit 5 Glocken“⁴⁾. — Nicht selten fand der Scharfrichter einen gewaltsamen Tod. Rache der Verwandten eines von ihm Gefolterten oder Hingerichteten mag dabei mitgespielt haben, aber

¹⁾ 1756 wurde der greise Scharfrichter von Lauban, Johann Gottlieb Greulich, auf den Geisdorfern Feldern tot aufgefunden. Kein Mensch hatte ihm in seiner Not beigestanden. Vielleicht war er sogar erschlagen worden. Vgl. Beneke a. O. S. 184: „fiel der Scharfrichter krank zu Boden, rührte sich keine Hand, ihn aufzuheben.“

²⁾ Zwo Kanzelreden, worinn erbauliche und vernünftige Gedanken von Ehrlichkeit, Amt und Nuzzen usw. der Scharfrichter oder Nachrichten vorgetragen werden. Frankfurt, 1768.

³⁾ Beneke a. O. S. 245 aus Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. IV; 1835, Anm. 30.

⁴⁾ Hauptsächlich scheinen die Frauen der Scharfrichter den Vorzug eines ehrlichen Begräbnisses genossen zu haben (vgl. dazu Beneke a. O. S. 260 oben).

schliesslich war ja der Scharfrichter überhaupt als „Freimann“ vogelfrei¹⁾. 1629 wurde Heinrich Tienel, Scharfrichter zu Glogau, bei einem Tumult erschlagen, 1574 Bartel Seyffert, Scharfrichter zu Lauban, ermordet, 1580 Peter Kunz, Scharfrichter zu Lauban, vom Jungen des Junkers Hans von Salza zu Lichtenau erstochen (Heyer).

II. Verlockt durch die feste Lebensversorgung in einem Scharfrichteramte fanden sich immer Leute bereit, das Menschen-töten zeitlebens als Dienst zu verrichten, solange noch ein Abglanz von dem Ehrenamte des Fronboten, der früher des Scharfrichteramtes waltete, auf dieses fiel. Aber diese Verbindung löste sich frühzeitig, da die Städte von ihrem angestellten Scharfrichter bald noch andere Dienste verlangten und darunter so ekelhafte, schmutzige und scheussliche, die man dem an sich schon viel beschäftigten Fronboten nie angeboten hätte²⁾. Von dem nur zeitweise im Hauptamte tätigen Scharfrichter glaubte man sie fordern zu dürfen. Der Stadtvogt, unter dem der Scharfrichter stand, muss manchmal noch besondere Leistungen von ihm verlangt und seine Geduld auf eine harte Probe gestellt haben. So führt der Scharfrichter Georg Walter 1688 beim Rate Beschwerde über den Stadtvogt, dass „er ihn zum täglichen Aufwarten zwingen wollte“. Andererseits schoben die Scharfrichtermeister die Abdeckerei meistens ihrem Halbmeister und den Knechten zu und benützten ihre freie Zeit dazu, sich einen guten Nebenverdienst als Tierärzte und Kurpfuscher zu verschaffen. Denn gar mancher, der sonst den Verkehr mit dem unehrenhaften Manne peinlich mied, suchte ihn in seiner abgelegenen Wasenmeisterei auf, um von dem in geheimnisvollen Künsten bewanderten Hexenmeister Rat und Hilfe zu erbitten. Gewiss wurzelte die Heilkunst des Scharfrichters oft im Betrug und im Aberglauben³⁾, und doch hatte das Volk, das

¹⁾ Keller a. O. S. 113: „Freimann bezeichnet den aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Menschen.“ Beneke a. O. S. 121: „Die Benennung der Scharfrichter als Freimannen mag aus ihrer vogelfreien Stellung entstanden sein.“

²⁾ Vgl. Keller a. O. S. 108, 116; Beneke a. O. S. 122 f.

³⁾ Vgl. Keller a. O. S. 224 ff. — Eine Blütenlese aus der Kurpfuscherei der Scharfrichter hat Lux a. O. S. 138 ff. zusammengestellt. Vgl. auch A. Hellwig, „Verbrechen und Aberglaube“, Leipzig 1908, S. 67 f., und Storms Novelle

seinen medizinischen Kenntnissen (wie bis heute denen der Schäfer) mehr zutraute, als der Kunst der Ärzte, nicht ganz Unrecht. Denn der Scharfrichter hatte bei seiner Tätigkeit viel bessere Gelegenheit, den Bau und das Innere des Menschenleibes an Lebenden und Toten zu studieren, als damals der Arzt, der seine anatomischen Studien, wie z. B. Felix Platters Erinnerungsblätter beweisen, nur heimlich und unter Gefahr treiben konnte¹⁾. Im Heilen von Knochenverletzungen besass der Scharfrichter jedenfalls eine grosse Erfahrung und anerkanntes Geschick. Als z. B. der junge Herzog von Liegnitz Friedrich III. bei einem Lanzenstechen 1548 durch einen unglücklichen Zufall am Knie schwer verletzt wurde, holte man alsbald den Scharfrichter Andreas Keul, der die Verletzung ohne Nachwirkungen ausheilte²⁾. Am meisten merkten die Bader (Barbierer und Steinschneider) den unerwünschten Wettbewerb der Scharfrichter und wehrten sich nachdrücklich gegen diese Eingriffe in ihr ehrbares Handwerk³⁾. So protestieren die Wohlaauer Bader 1661 gegen den Wohlaauer Scharfrichter Zacharias Geissler wegen Ausübung von Heilpraxis (Heyer). Auch die examinierten Chirurgen und promovierten Ärzte setzten sich zur Wehr, namentlich seitdem zahlreiche Scharfrichtersöhne in ihre Fakultät eindrangen, die bei dem zunehmenden Mangel an Nachfrage und seit dem Aufkommen der Guillotine mit aner kennenswerthem Drange, emporzukommen, ordnungsmässig auf Universitäten studierten und

„Auf dem Brauerhause“. — Dem Scharfrichter traute man die seltsamsten Dinge zu. So konnte angeblich der „Schorfrichter“ in Reichenau bei Camenz den Hexenzauber brechen, Hexen in einem „Punzeltupp“ bringen und windelweich kochen, Menschen an einer Stelle festbannen u. a. (Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Völk. u. Nat. d. XIII f., 93, 96.) Vgl. Kühnau, Schles. Sagen, Register s. v. Scharfrichter“ und C. Meyer, Aberglauben des Mittelalters, 1884, S. 277.

¹⁾ Vgl. Keller a. O. S. 224; F. Platters Erinnerungsblätter, herausg. von R. Hemann, 1882, S. 40, 45, 65, 184, 258. — In Brentanos „Geschichte vom braven Kascherl und dem schönen Annerl“ holt die Alte bei dem Scharfrichtermeister, der „berühmt war als ein Viehdoktor“, Arznei für den Schulzen. Lux, der sich als Tierarzt scharf gegen die Puscherei der Scharfrichter wehrt, verlangt, sie sollten alle zuvor das Tierarztexamen machen (a. O. S. 38 f., 117).

²⁾ Bornemann, „Schlesischer Geschichten- und Anekdoten almanach“, Breslau 1820, S. 14 f.

³⁾ Vgl. Keller a. O. S. 224 ff. Auch die Bader galten anfangs als unehrlich, erhielten jedoch schon 1406 durch Kaiserliches Privileg die Anerkennung als ehrliches Handwerk (Beneke a. O. S. 57 f.).

bei ihrer Ausübung der Praxis keinen Vorurteilen begegneten¹⁾. Denn die Zeiten waren andere geworden. Schon früher war einzelnen der Weg zur Wiederherstellung der bürgerlichen Ehre durch Gnadenakte geöffnet worden; Scharfrichter, die ihrem Amte entsagten und sich zur Ruhe setzten, wurden gewöhnlich ehrlich gemacht. Und seitdem man in aufgeklärteren und humaneren Zeiten einen kunstfertigen Folterer nicht mehr brauchte, die Hinrichtungen immer seltener, die entwürdigenden Verrichtungen dem Scharfrichter abgenommen und anderen übertragen wurden, wurde die gesellschaftliche Stellung des Scharfrichters besser, und seine bürgerliche Ehre nicht mehr angefochten²⁾.

Immerhin hatte er noch lange die öffentliche Meinung gegen sich. So sollten 1808 die Stimmfähigkeit für die Breslauer Stadtverordnetenwahlen nur zwei Kategorien von Bürgern nicht erhalten: die Hurenwirte und alle diejenigen, so ähnliche ehrlose Gewerbe trieben, und — der Scharfrichter, der zwar nach dem Gesetze nicht unehrlich sei, jedoch die öffentliche Meinung gegen sich hätte. Als der Scharfrichter diesen veralteten Anschauungen widersprach, konnte der Magistrat sich nur mit der Ausrede helfen, man habe ihn nicht als Scharfrichter, sondern als städtischen Beamten vom Stimmrecht ausgeschlossen³⁾.

Heyers mit unendlichem Fleisse aus zerstreuten und entlegenen Quellen zusammengetragenes Verzeichnis schlesischer Scharfrichter ist und konnte nicht ganz vollständig sein. Aber auch von denen, die er anführt, musste ich manchen weglassen, weil er nur einzelt und nicht in Verbindung mit den Hauptfamilien stand. Die Darstellung hat, hoffe ich, gerade dadurch an Abrundung und Geschlossenheit gewonnen. Zusammen mit den Nachträgen hat sie uns in Zeiten versetzt, da kein Stadtwesen glaubte, einen berufs-

¹⁾ Den Scharfrichtern hatte Friedrich der Grosse 1744 erlaubt, nach Ablegung eines entsprechenden Examens Brüche, Wunden und Geschwüre zu behandeln. Eine Beschwerde der Berliner Wundärzte wies er in einer boshaften Verfügung ab (Keller a. O. S. 228). Ein Verzeichnis der nach rite absolviertem Studium zum Doktor promovierten Scharfrichter und Scharfrichtersöhne ebenda S. 268, vgl. S. 266. Unter ihnen befindet sich auch der Hof- und Leibmedikus König Friedrich I. von Preussen, der ehemalige Scharfrichter Koblenz.

²⁾ Beneke a. O. S. 138 oben, 193.

³⁾ H. Wendt, „Die Steinsche Städteordnung in Breslau“. Breslau 1900. S. 101.

mässigen Henker entbehren zu können¹⁾; sie hat uns einen Einblick gegeben in das Leben des ehrlosesten und verachtetsten Standes, der dennoch zur Vollstreckung der Gerechtigkeit unentbehrlich und, da er nur in ihrem Namen handelte, ehrlich und schuldlos war²⁾, eines Standes, dessen Ehre erst spät und nach schwerem Kampfe mit eingewurzelten Vorurteilen hergestellt wurde. Damit darf diese Abhandlung sich vielleicht einen anspruchslosen Beitrag zur deutschen, insbesondere schlesischen Rechts- und Kulturgeschichte nennen.

Das Verhältnis der Glatzer Mundart zu ihren Nachbarmundarten.

Von Friedrich Graebisch.

Wenn wir unter einer Mundart im engeren Sinne die von den Vorfahren überlieferte Sprache der bodenständigen Bevölkerung einer bestimmten Landschaft verstehen, innerhalb deren Grenzen eine Reihe wichtiger Spracherscheinungen überall gemeinsam und gleichzeitig auftreten, so werden diese Bedingungen von der Glatzer Mundart restlos erfüllt. Sie hat zahlreiche und

¹⁾ Dass jede Stadt ihren Scharfrichter haben musste, war deshalb erforderlich, weil man einen Mann brauchte, der darin geübt war, dem bereits überwiesenen, aber seine Tat hartnäckig bestreitenden Sünder durch Foltern ein Eingeständnis abzugewinnen. Denn ohne dies war seine Bestrafung unmöglich. Ausserdem war es vorteilhafter, den auf handfester Tat gestellten Verbrecher sofort dauernd unschädlich zu machen, als ihn auf Kosten der Stadt lange im Gefängnis zu füttern, und schliesslich machte man damals überhaupt erst nicht viel Federlesens und war mit einem Todesurteil schnell bei der Hand. (Vgl. Strehlensche Stadtgeschichten, chronologisch gesammelt, S. 72; Bornemann a. O. S. 40.)

²⁾ Deshalb pflegte der Scharfrichter vor der Hinrichtung den armen Sünder um Verzeihung zu bitten für das Leid, das er ihm um der Gerechtigkeit willen antun müsse. Und wenn auch nicht bestritten werden kann, dass das grässliche Amt oft zu Verrohung, ja Grausamkeit führte, so gab es andererseits unter ihnen manchen, der, wie es Lux a. O. S. 157 von zwei Scharfrichterveteranen aus Schweidnitz berichtet, vor jeder Hinrichtung durch Gebet und andere Massnahmen sich würdig vorbereitete, ja für die armen Sünder Seelenmessen bezahlte. Von Scharfrichtern, die eine Gefühlsüberwallung bei der Ausübung ihres Amtes unsicher machte, berichtet Keller a. O. S. 157 f.

zum Teil sehr auffällige gemeinsame Merkmale, die über ihr Gesamtgebiet verbreitet sind und ihr trotz vieler örtlicher Unterschiede ein eigenes landschaftliches Gesamtgepräge verleihen, durch das sie sich von allen Nachbarmundarten deutlich abhebt. Allerdings erstrecken sich die einzelnen Merkmale der Glatzer Mundart zum Teil beträchtlich über die Grenzen des gemeinsamen Gebietes hinaus; jeweils eins oder mehrere dieser Merkmale werden an der Grenze des Gebietes durch abweichende Bildungen abgelöst.

Das Gebiet der Glatzer Mundart oder des „Glätzsichen“, d. h. das Gebiet des gemeinsamen Vorkommens aller für diese Mundart charakteristischen Spracherscheinungen, umfasst die ganze Grafschaft Glatz mit Ausnahme einiger Dörfer ihrer Westecke (besonders Schlanei, Tscherbenei und Straussenei), wo noch heute eine slawische Mundart bodenständig ist, aber auch die angrenzenden deutschböhmischen Gebiete, nämlich den Gerichtsbezirk Braunau, die deutschsprechenden Gemeinden des Adlergebirges und den Gerichtsbezirk Grulich. Hierzu kommen noch die Orte Lichtenstein und Schönwald, jüngere Siedlungen am Ostrande der Schönhengster Sprachinsel im Landskroner Bezirk, deren Mundart als glätzsich gilt¹⁾.

Die deutschen Nachbarmundarten des Glätzsichen lassen sich in zwei Gruppen teilen und gehören wie dieses zur schlesischen Hauptmundart, da sie ebenfalls alle Hauptkennzeichen besitzen, die von Unwerth als charakteristisch für das Schlesische festgestellt hat²⁾. Diese Gruppen sind:

1) Schlesische Gebirgsmundart im Bezirk Wekelsdorf, in den Kreisen Waldenburg, Reichenbach und Frankenstein, im angrenzenden ehemaligen Österreichisch-Schlesien und im nordmährischen Bezirk Schildberg (südlich von Grulich). Von den örtlichen Mundarten dieser Nachbargebiete zeigen die der Bezirke Wekelsdorf und Schildberg, sowie Österreich-Schlesiens — jede in ihrer Art — noch die meisten, dagegen die des Kreises Waldenburg die wenigsten Übereinstimmungen mit dem Glätzsichen.

2) Nordmährische oder Altvatergebirgsmundart im engeren Sinne im angrenzenden Nordmähren (bei Mährisch-Altstadt) mit Ausnahme des Bezirkes Schildberg.

¹⁾ Dr. Josef Matzke, Die Landskroner Mundart, Landskron 1922, S. 98f. und S. 234.

²⁾ Wolf von Unwerth, Die Schlesische Mundart, Breslau 1908, S. 4.

Unweit des glätzischen Mundartgebietes werden noch stärker abweichende Mundarten in der deutschen Sprachinsel des Schönhengstgaues, also schon bei Landskron in Böhmen, gesprochen. Sie gehören nicht mehr zur schlesischen Gruppe, sondern haben ostfränkischen Charakter und werden daher in den folgenden Ausführungen nicht berücksichtigt; aber besonders die Mundart des Landskroner Bezirkes weist doch noch starke schlesisch-glätzische Züge auf und deutet alte Zusammenhänge an, was einer besonderen eingehenderen Untersuchung wert wäre¹⁾.

Danach reicht die echte glätzische Mundart über die reichsdeutsche Grenze nach Deutschböhmen hinüber und zeigt selbst noch mit den Mundarten des deutschböhmischen Bezirkes Wekelsdorf im Nordwesten und Österreich-Schlesiens im Südosten eine engere Verwandtschaft als mit den preussisch-schlesischen Nachbarmundarten; von diesen steht ihr die um Reichenstein gesprochene am nächsten, und je weiter nach Norden, um so mehr nehmen die Übereinstimmungen mit dem Glätzischen ab.

Im ganzen Gebiet der Glatzer Mundart sind insbesondere folgende gesetzmässigen Spracherscheinungen gemeinsam verbreitet²⁾; da sehr viele Wörter davon betroffen werden, so geben sie der Glatzer Gesamtmundart ihre eigentümliche Färbung. (Nr. 1 bis 10 Vokalismus, Nr. 11 Consonantismus, Nr. 12 bis 15 unbetonte Silben und Flexion).

1. Mhd. kurzes *a* bleibt vor Velaren (mit Ausnahme einiger auf das südliche Gebiet beschränkten Formen) und ferner vor *l* und *n*, wenn ein Zahnverschlusslaut folgt, als *a* erhalten; ebenso im benachbarten Gebirgsschlesischen, während es im Nordmährischen (mit Ausnahme eines kleinen Grenzgebietes) auch in diesen Formen zu *o* weiterentwickelt ist:

lang	—	gl. <i>lan̥k</i>	—	nordm. <i>lonk</i> ,
alt	—	" <i>ält</i>	—	" <i>olt</i> (<i>o</i> ist kurz),
ganz	—	" <i>gants</i>	—	" <i>gonts</i> .

2. Mhd. *ë* bleibt vor Velaren regelweise als offenes *e* erhalten; ebenso im Gebirgsschlesischen, während es im Nordmährischen zu *a* weiterentwickelt ist:

¹⁾ Vgl. hierzu Dr. Josef Matzke, a. a. O., S. 231f. und S. 234.

²⁾ Über weitere Einzelheiten vgl. auch des Verfassers Aufsatz „Verbreitung und Kennzeichen der Glätzischen Mundart“, Mitteil. Bd. XVI, S. 197 ff.

brechen — gl. breĉha — nordm. brachn,

Schnecke — „ šnekə — „ šnak.

3. Mhd. i und ü sind gesetzmässig (bis auf besondere Einzelfälle) zu geschlossenem ē entwickelt; in den preussischen Nachbargebieten südlich bis gegen Reichenstein wird i gesprochen, während die übrigen gebirgsschlesischen und nordmährischen Nachbarmundarten meist ebenfalls ē haben:

Kind — gl. kēnt — preuss.-gebschl. kint,

Stück — „ štəkə — „ štikə.

4. Mhd. i und ü werden vor r als sehr offenes e gesprochen; im Nordmährischen gilt geschlossene Aussprache, während die gebirgsschlesischen Nachbarmundarten teils a (Wekelsdorf, Waldenburg, Langenbielau), teils e (Frankenstein, Öst.-Schlesien, Schildberg) haben:

Kirche — gl. kerĉhe — nördl. gebschl. karĉhe — nordm. kirĉh,

stürzen — „ štērtsa — „ štatsa — „ štīrtsn.

5. Mhd. o und u sind gesetzmässig (bis auf besondere Einzelfälle) zu geschlossenem ȳ entwickelt; in den preussischen Nachbargebieten südlich bis gegen Reichenstein wird u gesprochen, in den übrigen ȳ (vgl. Nr. 3):

Ochse — gl. ȳksə — preuss.-gebschl. ukse,

Junge — „ jȳnə — „ junə.

6. Mhd. o und u werden vor r sehr offen, wie o oder gar wie a gesprochen; im Nordmährischen herrscht geschlossene Aussprache (u), in den gebirgsschlesischen Nachbarmundarten meist offenes o (vgl. Nr. 4):

geworden — gl. gəvoʀn (örtlich gəvan) — nordm. gəwuʀn,

Durst — „ doʀšt („ dašt) — „ duʀšt.

7. Mhd. â und ô werden vor r sehr offen, wie â oder bisweilen örtlich wie ā gesprochen; im Nordmährischen ebenfalls offen, dagegen in allen gebirgsschlesischen Nachbarmundarten (auch in Österreichisch-Schlesien und bei Schildberg) stark geschlossen wie ū oder ö.

Jahr — gl. jār (örtlich jār) — gebschl. jūr (jōr),

Ohren — „ ârn („ ān) — „ ūrn (ōrn).

8. Mhd. ê und œ werden vor r sehr offen, wie ē gesprochen; im Nordmährischen ebenfalls offen, dagegen in allen gebirgsschlesischen Nachbarmundarten stark geschlossen als ī (vgl. Nr. 7):

sehr — gl. fēr — geb Schl. fīr,
 hören — „ hērn — „ hīrn.

9. Sehr charakteristisch für das Glätzische sind ferner zahlreiche Formen mit dem Vokal ē, die allerdings in manchen Teilgebieten noch mit āi oder ā (aus mhd. ei) bzw. mit. āi, āi oder oi (aus mhd. ōu) gesprochen werden. Die Aussprache āi und āi findet sich besonders im südlichen Teil des glätzischen Mundartgebietes, āi, ā und oi um oder in Braunau, ist aber stark im Abnehmen begriffen und als ältere Lautstufe von ē zu betrachten, das sie verdrängt. Daher ist es wohl erlaubt, auch dieses Gesetz als „gemeinsam-glätzisch“ zu bezeichnen, auch wenn der Übergang zu ē noch nicht allgemein durchgeführt ist; wahrscheinlich hat auch die Aussprache āi bzw. āi als Vorstufe von ē ehemals im ganzen glätzischen Mundartgebiet gegolten. Im Gebirgsschlesischen wird vom Kreise Waldenburg bis nach Camenz und ferner im Bezirk Schildberg geschlossenes ē gesprochen, bei Wekelsdorf diphthongisches ei, das dem glätzischen ē nahesteht, bei Reichenstein und in Österreichisch-Schlesien offenes ē, im Nordmährischen aber āi, woraus sich örtlich wie im Glätzischen ē oder ā entwickelt hat:

Stein — gl. štēn (štāin, štān) — geb Schl. meist štēn, bei Wekelsdorf štein,

Bäume — bl. bēme (bāime, boime) — geb Schl. meist bēme, bei Wekelsdorf beimē.

Auch gedehntes mhd. ē vor Velar (z. B. Weg), sowie zusammengezogenes mhd. ēge und āge (z. B. Regen) sind im Glätzischen wie mhd. ei entwickelt worden, während diese Wörter sowohl in den gebirgsschlesischen als auch in den nordmährischen Nachbarmundarten meist mhd. ē lautgesetzlich zu ā entwickelt haben, auch wo ē aus mhd. ei gilt:

Weg — gl. vēk (vāik) — alle Nachbarmundarten wāk bzw. vāk¹⁾,

Regen — gl. rēn (rāin) — bei Wekelsdorf rein — alle anderen Nachbarmundarten rān.

Ferner zeigen die Wörter mit zusammengezogenem mhd. age und oge im Glätzischen die Entwicklung zu ē bzw. āi oder oi; die Aussprache ē gilt auch in Österreichisch-Schlesien, in den

¹⁾ w ist labiodental in den preussischen Nachbarmundarten, in Österreichisch-Schlesien und meist in Nordmähren, aber bilabial (v) im Glätzischen, bei Wekelsdorf, Schildberg und im Schönhengstgau.

übrigen gebirgsschlesischen Nachbarmundarten spricht man å (ōa) für age, aber meist oi für oge, bei Wekelsdorf und Schildberg ō für oge, bei Wartha ū für oge; im Nordmährischen ē für age, während oge dort nicht kontrahiert, sondern dem folgendem -en assimiliert wird:

sagen — gl. fēn (fāin, foin) — geb Schl. fōn (fōan) — nordm. fēn,

gezogen — gl. gatsēn (gatsāin, gətsoin) — geb Schl. gətsoin (gatsōn, gatsūn) — nordm. gatsō(g)ṁ.

10. Mhd. ou ist zu ā entwickelt; ebenso nordmährisch (mit Ausnahme der Gegend von Spiegwitz, wo āo gesprochen wird) und österr.-schlesisch, dagegen im übrigen Gebirgsschlesischen teils zu å (bei Reichenstein-Patschkau), teils zu au in allen übrigen Nachbargebieten des Glätzischen.

Baum — gl. bām — geb Schl. baum bzw. bām.

11. Mhd. b und g werden inlautend als Reibelaute gesprochen; ebenso auch bei Wekelsdorf und Schildberg. Dagegen ist b in den übrigen Nachbarmundarten Verschlusslaut geworden, während inlautendes g in den unmittelbar angrenzenden Randgebieten der Kreise Waldenburg, Reichenbach und Frankenstein, sowie Nordmährens noch als Reibelaut, weiterhin aber als Verschlusslaut gesprochen wird:

über — gl. iṽr (ēṽr) — geb Schl. iṽr — nordm. ēbr (iebr),

Auge — gl. āgā — geb Schl. augā (augā, āgā) — nordm. āk.

12. Silbisches m, z. B. in mhd. bodem (Boden), sowie in Flexionsendungen ist erhalten; ebenso in einem Teil des gebirgsschlesischen Nachbargebietes, dagegen bei Waldenburg und im Nordmährischen zu n geworden:

Besen — gl. bāfm — nordm. und bei Waldbg. bāfn.

13. Die Endung -e von Substantiven und prädikativen Adjektiven ist erhalten; ebenso im Gebirgsschlesischen, dagegen apokopiert im Nordmährischen: der Junge ist böse — gl. dr jomē is bīfē (ēs bēfē) — nordm. dr jom ēs bēs (ies bies).

14. Die Endung -en wird in weitem Umfange zu a; nur in Sonderfällen hat sich n erhalten, z. B. beim Verbum nach Vokal oder r (baun bauen, fārn fahren) sowie nach einfachem n bei Assimilation der Endung (šten dat. pl. Steinen). Von den gebirgsschlesischen Nachbarmundarten haben die von Wekelsdorf, Schild-

Bevor wir weitere Schlüsse aus dem bis jetzt Angeführten ziehen, seien z. B. noch einige weitere Unterschiede genannt, auf deren genauere Besprechung jedoch verzichtet wird:

Städter	—	gl. štětr	—	gebschl. auch štātr,
Räder	—	" rědr	—	" " rādr,
ob	—	" op, ɔp	—	" " ěp,
wollen	—	" vela	—	" " wuln,
dachte	—	" dōchte	—	" " duchte,
hinter	—	" hěndr	—	" " hīnr (Waldbg.),
schrie	—	" šřir	—	" " šřik,
Sellerie	—	" tselr	—	" " fělerī,
Pilz (Schwamm)	—	gl. pělts	—	nordm. šwomp,
brennen	—	gl. brīn (brühen)	—	geb. auch bren, brena.

Sodann gibt es Merkmale, die zwar auch typisch glätzigisch genannt werden können, aber doch nicht über das ganze glätzigische Mundartgebiet verbreitet sind und sich für einen Vergleich mit den Nachbarmundarten weniger eignen. Dahin gehören:

a) Die Erhaltung von pf im Anlaut (z. B. Pferd, Pflaume). Einige glätzigische Ortsmundarten haben jedoch pf zu f weiter entwickelt: Birkhagen, Giesshübel, Wöllsdorf bei Grulich, Landeck. Im Gebirgsschlesischen ist anlautendes pf nordwestlich des Glatzer Gebietes ebenfalls erhalten, auch einige nordmährische Gebiete haben noch pf.

b) Die Formen der 1. Person der Mehrzahl des persönlichen und besitzanzeigenden Fürworts (uns, unser) sind im Glätzigischen zumeist nicht umgelautet (ɔns, ɔnfə), doch gelten besonders in einem Teil des Kreises Neurode die umgelauteten Formen (əns, ənfə). Diese leiten zu gebirgsschlesisch ins, infə über, während im Nordmährischen meist der Umlaut in diesen Wörtern fehlt.

c) Die glätzigischen Formen für „fragen“ lauten frēja im Westen und Süden, sowie frěn im Osten, örtlich frōga (Stadt Braunau) und auch frōn (Landeck). Im Gebirgsschlesischen gilt frōga bei Wekelsdorf und Schildberg, froin von Waldenburg bis Frankenstein und Camenz, frūn bei Wartha, frōn bei Reichenstein-Patschkau, frěn in Österreichisch-Schlesien; in Nordmähren ist teils frōn (frōgn), teils frēm (frēgn) gebräuchlich. Lautlich stehen die nordmährischen Formen den glätzigischen näher als die im Gebirgsschlesischen vorherrschende Form froin.

So zahlreich und erheblich die Abweichungen des Glätzischen erstens von den angrenzenden gebirgsschlesischen Mundarten, zweitens aber auch vom Nordmährischen sind, so ist es doch auffallend, dass keine dieser wichtigeren Abweichungen sich auf das Glätzische beschränkt, sondern dass diese entweder auch dem Nordmährischen oder dem Gebirgsschlesischen eignen. Hieraus folgt, dass die Glatzer Mundart jüngeren Ursprungs ist und heute den Charakter einer Zwischenmundart zwischen der gebirgsschlesischen und nordmährischen besitzt. Es fragt sich nun: ist die Glatzer Mundart das Ergebnis einer unmittelbaren Mischung dieser beiden Mundarten, indem Ansiedler aus beiden Gebieten annähernd gleichzeitig in das Gebiet der heutigen Glatzer Mundart eingewandert sind, als dieses noch nicht oder nur von wenigen fremdsprachigen Menschen bewohnt war, und durch Ausgleich ihrer mundartlichen Verschiedenheiten die Grundlage der Glatzer Mundart entstanden ist? Oder geht die Glatzer Mundart in ihrem Kern auf das Gebirgsschlesische oder auf das Nordmährische zurück und hat erst durch spätere Einflüsse Eigenheiten der anderen Nachbarmundart angenommen?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir die Hauptmerkmale zusammenfassend untersuchen, die das Glätzische erstens mit dem Gebirgsschlesischen und zweitens mit dem Nordmährischen verbinden (die Nummern entsprechen den oben verwendeten):

a) Glätzisch-Gebirgsschlesisch.

- 1) Mhd. a ist in bestimmten Fällen erhalten: lang, alt, ganz.
- 2) Mhd. ë ist in bestimmten Fällen erhalten: brechen.
- 4) Mhd. i und ü vor r sind offen: Kirche, stürzen.
- 6) Mhd. o und u vor r sind offen: geworden, Durst.
- 11) Mhd. b und g im Inlaut sind Reibelaute: über, Auge.
- 12) Silbisches m ist erhalten: Besen.
- 13) Die Endung -e in Substantiven und prädikativen Adjektiven ist erhalten: Junge, böse.
- 14) Die Endung -en ist bis auf wenige Sonderfälle zu a weiterentwickelt: zählen, fallen, lesen.
- 15) Sekundäres n hat sich im 3. und 4. Fall männlicher Personennamen entwickelt: bei Paul, bei Krause.

b) Glätzigisch-Nordmährisch.

- 3) Mhd. i und ü > e: Kind, Stück.
- 5) Mhd. o und u > o: Ochse, Junge.
- 7) Mhd. â und ô vor r sind offen: Jahr, Ohren.
- 8) Mhd. ê und œ vor r sind offen: sehr, hören.
- 9) Mhd. ei und ou > ē (âi usw.), d. h. offen oder diphthongisch: Stein, Bäume.
- 10) Mhd. ou > ā: Baum.

In die glätzigisch-nordmährische Gruppe gehören ferner die meisten sonstigen gemeinglätzigischen Formen, vgl. oben rēdr Räder, dōcht(ə) dachte, brīn brennen usw.

In der glätzigisch-gebirgsschlesischen Gruppe finden wir alle die Kennzeichen, die einer älteren Lautstufe angehören: Erhaltung von mhd. a und mhd. ē in besonderen Fällen, der spirantischen Aussprache von b und g, von silbischem m und der Endung -e. In allen diesen Eigenschaften unterscheidet sich zwar heute das Nordmährische sehr auffallend vom Glätzigischen und damit auch vom Gebirgsschlesischen, aber diese Kennzeichen eigneten auch zweifellos einer älteren Stufe der nordmährischen Mundart; sie sind also noch kein Beweis dafür, dass die Glatzer Mundart der Gebirgsschlesischen näher verwandt ist als der nordmährischen, denn es ist auch verständlich, wenn ein Teil des nordmährischen Mundartgebietes, das dem Gebiet einer Mundart mit erhaltender Tendenz benachbart ist, ebenfalls diese Tendenz bewahrt. Es bleiben nun noch vier glätzigisch-gebirgsschlesische Sprachgesetze übrig, in denen eine Weiterentwicklung zum Ausdruck kommt. Das wichtigste ist der Übergang von en zu a; wenn auch hierin das Glätzigische dem Gebirgsschlesischen sehr nahe steht, so ist doch zu beachten, dass auch das Nordmährische von dieser Entwicklung ergriffen worden ist (nach m, n, b und in -līn); da aber dieser Übergang gewiss erst nachmittelhochdeutsch ist, so ist auch hierin kein altes Erbe aus dem Gebirgsschlesischen zu erkennen. Noch weit jünger ist das 15. Sprachgesetz (sekundäres n in Personennamen), da es den Übergang von -en zu a voraussetzt. So bleiben nur noch die offenen Qualitäten von mhd. i, ü, o und u vor r; diese Gesetze sind aber sehr unwesentlich und beweisen ebenfalls keine engere Zugehörigkeit zum Gebirgsschlesischen, denn im allgemeinen neigt dieses zu geschlossenem Vokal vor r;

dies gilt besonders für die Langvokale (s. oben Nr. 7 und 8) aber in einem grossen Teil des Gebietes auch für die Kurzvokale.

In der glätzisch-nordmährischen Gruppe finden wir nur solche Gesetze, die eine Weiterentwicklung des alten Lautstandes bedeuten. In scharfem Gegensatz zum Gebirgsschlesischen steht hier die Entwicklung der Langvokale vor r zu sehr offenen Qualitäten; dasselbe gilt für die mhd. Diphthonge ei und öu, auch diese sind hier zu offenem Diphthong oder Monophthong, dagegen gebirgsschlesisch zu geschlossenem Monophthong entwickelt. Hier grenzen allgemein norddeutsche Entwicklungstendenzen (vgl. ei > ē) mit allgemein süddeutschen (vgl. ei > āi) im Gebirgsschlesischen und Glätzisch-Mährischen aneinander, aus denen doch wohl ältere (vormittelhochdeutsche) Stammesunterschiede gefolgert werden können. Die Entwicklung von mhd. ou zu ā setzt die Zwischenstufe au voraus, so dass hier das Gebirgsschlesische nur eine ältere Lautstufe bewahrt hat. Der Übergang von i und ü zu e und von o und u zu ɔ ist für unsere Beweisführung von geringer Bedeutung.

Die glätzisch-gebirgsschlesischen Gemeinsamkeiten liefern mithin keinen genügenden Beweis für eine ältere mundartliche Einheit im Gegensatz zum Nordmährischen; dagegen sind vor allem die Gesetze Nr. 7, 8 und 9 von Bedeutung, um eine engere Verwandtschaft der Glatzer Mundart mit dem Nordmährischen, ja ihre Herkunft aus diesem zu erschliessen.

Es sei nun noch kurz darauf hingewiesen, dass die wichtigsten Unterschiede, die innerhalb des Glätzischen bestehen, zugleich dessen heutigen Charakter als Zwischenmundart noch deutlicher hervortreten lassen. Hervorzuheben sind besonders folgende Gesetze:

a) Die Endung -e in Präteritalformen ist im südlichen Gebiet wie im Nordmährischen geschwunden; danach erstreckt sich in diesem Sonderfalle die nordmährische Apokopierungstendenz bis tief ins Glätzische. Im Nordglätzischen ist nicht nur das e der schwachen Präterita erhalten, sondern es ist sogar regelweise auf starke Formen übertragen worden:

hatte	—	südgl. hot	—	nordgl. hotə,
blieb	—	„ bli (blē)	—	„ blivə,
ging	—	„ gin	—	„ ginə.

Im Nordglätzischen ist demnach das gebirgsschlesische Be-

streben, vollere Formen zu erhalten, ganz besonders stark ausgeprägt. In ähnlicher Weise verlieren die Fürwörter „meine, deine, seine, keine, eine“ nur im Südglätzsichen die Endung, woraus sich auch die Entwicklung des Artikels „eine“ zu *a* ergibt:

meine — südgl. *mai* — nordgl. *maine*,
 keine — „ *kē* (*kāi*) — „ *kēne* (*kāine*),
 eine(Artikel) „ *a* — „ *n*, *nə*.

b) Mhd. *a* wird vor Velaren in bestimmten Wörtern nur im südlichen Gebiet zu *o* wie im Nordmährischen:

Nacht — südgl. *nocht* — nordgl. *nacht*.
 Tag — „ *tāk* — „ *tāk*.

c) Gedehtes mhd. *i* und *ü*, sowie mhd. *ē* und *œ* werden zu *ē* sowie mhd. *ō* zu *ō* anstatt zu *ī* bzw. *ū* in einem Teile des Kreises Habelschwerdt, ebenso in Teilen des nordmährischen Gebietes:

Tisch — gl. *těš* und *tīš*,
 Busch — „ *pūš* „ *pōš*.

Allerdings zeigt die altschlesische Kanzleisprache eine ehemals weite Verbreitung der Entwicklung von *i* zu *e*, sodass dieses Sprachgesetz für die engere Verwandtschaft der Glatzer Mundart nicht sehr brauchbar ist.

Welche Folgerungen lassen sich aus der engeren Verwandtschaft des Glätzsichen mit dem Nordmährischen auf die Besiedlung des glätzsichen Mundartgebietes ziehen?

Bis vor kurzem war die sogenannte Kolonisationstheorie die allein anerkannte. Sie ist den Gebildeten in Fleisch und Blut übergegangen und wird daher auch heute noch vorwiegend verfochten. Danach soll das Glatzer Land sein Deutschtum den im 13. Jahrhundert eingewanderten deutschen Ansiedlern verdanken und damals im wesentlichen nur von Slawen bewohnt gewesen sein; es hätten also keine Reste einer etwaigen deutschen Vorbevölkerung ihr Deutschtum bis dahin bewahrt. Die Kolonisten aber sollen hauptsächlich aus dem Meissner Lande gekommen sein wie im ganzen schlesischen Mundartgebiete. Die heutigen Verschiedenheiten aller schlesischen Teilmundarten sollen sich entweder — nach von Unwerth — erst nach der Germanisierung, also etwa vom 14. Jahrhundert ab aus einer einheitlichen Grundlage entwickelt haben oder — nach Weinhold — auf verschiedene Stammes- und Mundartmischung der Besiedler zurückzuführen sein; die Wein-

holdsche Anschauung lässt sich nach den Ergebnissen der Forschungen von Unwerths nicht mehr aufrecht erhalten.

Seit einigen Jahren hat nun Bretholz dieser Ansicht eine neue Anschauung entgegengestellt und wissenschaftlich begründet, dass nämlich ein bedeutender Teil der alten germanischen Vorbevölkerung im Lande geblieben sei und ihr Deutschtum bis heute bewahrt habe, neben diesen Deutschen hätten sich später, etwa vom 6. Jahrhundert nach Christi Geburt ab slawische Einwanderer angesiedelt. Dies gilt zunächst für Böhmen und Mähren; aber auch für andere, wenn auch nicht sämtliche Gebiete Ostdeutschlands liegen die Verhältnisse vielleicht ähnlich. Wenn nun die Glätzische Mundart dem Nordmährischen durch unmittelbare Abstammung verwandt ist, so liegt es nahe, die Bretholz'sche Ansicht auch auf das Glatzer Land und seine Bevölkerung zu übertragen.

In alter Zeit wird das Glatzer Land nur wenige und kleine Ansiedlungen besessen haben. Ich halte es aber durchaus nicht für ausgeschlossen, dass es schon in vorslawischer Zeit von Germanen bewohnt war, die neben den später einwandernden Slawen ihr Deutschtum bewahrt haben, so dass auch die späteren deutschen Kolonisten des 13. Jahrhunderts im Glatzer Land neben den Slawen bereits bodenständige Deutsche vorfanden. Sollte aber das Glatzer Land in vorslawischer Zeit noch nicht von Germanen bewohnt gewesen sein, so ist die Annahme berechtigt, dass solche schon vor der deutschen Kolonistenwelle des 13. Jahrhunderts aus altem germanischem Siedlungsgebiet Nordmährens nach dem Glatzer Lande eingewandert waren. Ich denke hier besonders an das Bielethal, die Gegend von Schreckendorf, deren Glatzer Mundart noch heute die meisten Übereinstimmungen mit dem Nordmährischen aufweist.

Im schlesischen und mährischen Gebirgs- und Vorgebirgslande können sich sehr wohl noch bedeutendere Teile westgermanischer Stämme, die den Markomannen und Hermunduren, d. h. den heutigen Bayern und Thüringern, sprachlich nahestanden, erhalten haben, und vielleicht gehen manche Unterschiede zwischen den Schönhengster Mundarten, dem Nordmährischen und dem Gebirgsschlesischen auf solche alten Stammesunterschiede zurück. Zwar werden z. B. die schlesischen Vandalen und somit auch der zu ihnen gehörige Stamm der Silingen den Ostgermanen zugerechnet, aber wir kennen nur so wenige Trümmer ihrer Sprache — lediglich

Eigennamen in römischer oder griechischer Überlieferung —, dass hieraus kaum die Zugehörigkeit ihrer Sprache zu den ostgermanischen Dialekten bewiesen werden kann¹⁾).

Wie dem auch sei, der enge Zusammenhang des Glätzischen mit dem Nordmährischen berechtigt zu der Annahme einer engeren alten Stammesverwandtschaft oder gar Stammeseinheit. Ob auch durch die spätere Zuwanderung von Kolonisten aus dem Meissner Lande und der Lausitz, die wohl nicht bestritten werden kann, die Glatzer Mundart stärker beeinflusst worden ist, bleibe dahingestellt; dieser Einfluss mag vor allem die Erhaltung älterer Sprachstufen in der Glatzer Mundart begünstigt haben, wodurch sich auch die heutigen Gemeinsamkeiten mit dem Gebirgsschlesischen erklären würden.

Für den Sprachforscher und den Geschichtsforscher ergibt sich noch ein dankbares Arbeitsfeld, um das Dunkel der Vorzeit mit weiterem Licht zu durchdringen.

Volkskundliches aus der niederschlesischen Heide.

Von Wilhelm Schoepke.

Das kleine Heidedorf Kaltdorf im Kreise Sprottau lag bis zur Anlage des Schiessplatzes Neuhammer seitab von allem Verkehr, und Sitten und Gebräuche konnten sich hier länger halten als in den belebteren Gegenden Schlesiens. Kaltdorf war bis zum Jahre 1866 meine Heimat. Was ich hier niederschreibe, sind alte Jugenderinnerungen aus dieser Zeit.

Sitte und Brauch im Hause und bei Tische.

1. In der Türe darf man die Arme nicht nach den beiden Pfosten ausstrecken, sonst bekommt man das Herzgespann (II, 3) *).
2. Das Brot darf nicht mit der Unterseite nach oben auf den Tisch gelegt werden, sonst hat man kein Glück.
3. Von einem angeschnittenen Brote darf kein Keil nach unten zu abgeschnitten werden, was die Kinder oft taten; dann hiess es: Ihr schneidet dem lieben Herrgott die Fersen ab.
4. Brotkrümchen dürfen nicht auf die Diele geworfen werden, man zieht sonst die Ameisen ins Haus.

¹⁾ Vgl. Hermann Paul, Deutsche Grammatik, 1916, Bd. I, §§ 76—78.

*) Die Zahlen verweisen auf Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I, II.

5. Bei Tische muss alles aufgegessen werden, damit schönes Wetter wird oder bleibt.
6. Mit den Worten: Wer lange suppt, lebt lange —, wurden die Kinder zum fleissigen Suppen angehalten.
7. Das Messer durfte auf dem Tische nicht mit der Schneide nach oben liegen, sonst geht einem das Geld aus (II, 12).
8. Der Löffel wurde oft das „Schnappholz“ genannt; das Wort erinnert an die Zeiten, in denen die Vorfahren sich selbst die Löffel aus Weissbuchenholz und die Teller aus Pappel- oder Lindenholz schnitzten.
9. Wer bei der Mahlzeit das Messer, die Gabel oder den Löffel unter den Tisch fallen liess, zu dem sagte man: Wärst du ein Jude, dürftest du nicht weiter essen (II, 10).
10. Schnitt ein junges Mädchen ein neues Stück Butter, das auf den Tisch kam, an, sagte man zu ihm, es müsse noch sieben Jahre mit der Hochzeit warten (II, 14).
11. Während eines Gewitters darf nicht gegessen werden, sonst schlägt der Blitz in das Haus. Aus demselben Grunde wurde das Feuer im Ofen gelöscht und das Kochen der Speisen unterbrochen.

Im Verkehr.

12. Die Kinder redeten die Eltern mit Ihr an; die Anrede mit Du galt als zu gewöhnlich.
13. Als Gruss wurden geboten: Guten Morgen! Guten Tag! Guten Abend! Beim Auseinandergehen hiess es nur: Na Hatché! (Adieu).
14. War Besuch in der Familie angekommen, und trat nach ihm ein Familienglied in die Stube, so begrüsst es ihn stets mit: Schön willkommen!
15. Musste jemand niesen, sagten alle Anwesenden zu ihm: Helf' Gott! Musste der Lehrer in der Schule niesen, so riefen ihm alle Kinder auch das „Helf' Gott“ zu.
16. Nieste jemand, während ein anderer etwas erzählte, sagte dieser zu ihm: Du musst es beniesen, dass es wahr ist (II, 23).

Aufstehn, Ausgehn, Verreisen.

17. Wer zu einer bestimmten Stunde am frühen Morgen aufstehen wollte, der klopfte beim Zubettgehen am Abende vorher dreimal mit der grossen Zehe des rechten Fusses an das unterste Bettbrett, und zur vorgesetzten Stunde erwachte er (II, 17).
18. Ging jemand über Land, so durfte er nach Überschreiten der Haustürschwelle nicht noch einmal umkehren, wenn er etwas vergessen hatte, sonst hatte er Unglück auf dem Wege. Kehrte er aber doch um, musste er sich, ehe er wieder wegging, einen Augenblick auf einen Schemel oder eine Bank niedersetzen (II, 17).
19. Ein Hufeisen, das man auf dem Wege oder Felde fand, brachte Glück. Es wurde an einem Nagel an der Hauswand aufgehängt.
20. Ein altes Weib bringt dem, dem es am Morgen zuerst begegnet, Unglück. Glück hat aber der, dem ein junges Mädchen oder ein junger Mann zuerst

entgegen kommt. Ist es ein Kind, kehrt man unverrichteter Sache wieder heim.

21. Beim Antritt einer Reise oder bei einer Fahrt mit dem Gespanne auf das Feld oder in die Heide wurde stets gesagt: Walt's Gott! oder: In Gottes Namen!

Der Mensch und die Haustiere.

22. Trat eine fremde Person in den Viehstall, sagte sie: Viel Glück 'rein! (II, 100).
23. Das Vieh soll ein Fremder nicht loben, sonst beschreit man das Glück im Stalle. Geschah es aber doch, so spuckte der Hausvater oder wer sonst von der Familie im Stalle war, heimlich dreimal aus, damit es nicht beschrien sei.
24. Der Fleischer durfte den Viehstall nicht betreten; er galt als Feind des Viehes und beunruhigte es durch den Schlachtgeruch seiner Kleider. Das zu verkaufende Tier wurde ihm im Hofe vorgeführt. Hausfrauen, die ihre Kühe besonders gut pflegten und sie lieb hatten wie die Kinder, gaben ihm nur mit Widerstreben die Hand.
25. Hatte eine Kuh „gekalbt“, gab man ihr den sogenannten „Nutzen“, einen bestimmten Teil der Nachgeburt, mit einem Stück Brot und Salz ein, damit sie später wieder „zukommen“ sollte (II, 11).
26. Wollte die Milch im Butterfasse „nicht zu Butter werden“, goss man kochendes Wasser in das Fass, oder man machte einen Feldstein glühendheiss und warf ihn hinein (II, 105).
27. Wenn eine Henne kräht, bringt Unglück.
28. Die Hühner fütterte man am Weihnachtsheiligenabende innerhalb eines hölzernen Fassreifens, dass sie im neuen Jahre die Eier nicht verschleppen.
29. Schafe zur linken Hand bringen dem Wandersmanne Glück, zur rechten aber Ärgernis. Schwarze Schafe deuten auf Unglück, wenn man an ihnen vorbeigehen muss (II, 117).
30. Frisst der Hofhund Gras, ändert sich das Wetter bald, und Regen tritt ein.
31. Heult der Hofhund fortgesetzt, wird im Gehöft bald Feuer ausbrechen, oder: Es stirbt jemand im Hause.
32. Den Hundebiss heilt man am besten, wenn man von dem Hunde, von dem der Biss herrührt, ein Büschel Haare nimmt und es auf die Wunde legt (II, 97).
33. Wenn die Hauskatze sich putzt und leckt, wird bald Besuch ankommen (II, 99).
34. Schwarze und auch die rotbraun gestreiften Katzen gelten als Unglückstiere.
35. Läuft jemandem eine Katze über den Weg, steht ihm ein Unglück bevor, und er soll sofort umkehren (II, 99).
36. Laufen die Hühner im Regen umher, oder flüchten sie beim Beginn des Regens nur unter einen Wagen, der im Hofe steht, wird der Regen nicht lange anhalten; suchen sie aber ihren Stall auf, wird er zu einem Landregen.

Der Mensch und die Tierwelt seiner Umgebung

37. Läuft einem ein Hase über den Weg, wird man unverrichteter Sache heimkehren.

38. Das Brot, das die Holzmacher und Streurecher am Abende wieder mit aus der Heide heimbrachten, hiess Hasenbrot. Man sagte zu den Kindern: „Das hat der Hase beschnuppert“; dann griffen sie gern danach, um es zu verzehren.
39. Fliegen die Schwalben niedrig, kommt bald Regen; fliegen sie hoch in der Luft, wird und bleibt schönes Wetter.
40. Schwalben bringen Glück in Stall und Haus, darum darf niemand ihr Nest zerstören (II, 227).
41. Schwalbendreck macht schwache Augen besser sehend. Man weist dabei auf die Heilung des blinden Tobias hin.
42. Hört man den Kuckuck im Frühjahr zum ersten Male rufen, muss man dreimal auf sein Geldtäschchen klopfen, und man hat das ganze Jahr hindurch Geld. Hat man aber kein Geld bei sich, wird es auch im ganzen Jahre so sein (II, 229).
43. Nach Johanni verwandelt sich der Kuckuck in einen Stösser (Sperber) II, 229.
44. An Lichtmess muss die Lerche singen, und wenn ihr das „Häutel“ auf dem Steine springt, d. h. wenn der Stein, auf dem sie sitzt, so kalt ist, dass ihr die Haut an den Zehen platzt.
45. Wenn der Fink „rütscht“, kommt Regenwetter.
46. Wenn die „Schalastern“ (Elstern) im Obstgarten viel „schäkern“, kommt Besuch (II, 230).
47. Der Pirol wurde die „Biereule“ genannt. An Pfingsten ruft sie: Katze mit Syrup (II, 231).
48. Die Mantelkrähen halten zur Winterszeit Gespräche miteinander. Hat eine Krähe auf dem Felde ein Aas gefunden, teilt sie es den andern durch den Ruf: Aas, Aas! mit. Sie wird lärmend gefragt: Wo? Wo? Antwort: Hingerm Barge! Hingerm Barge! (Hinter dem Berge). Frage: Speckfett? Klapperdürr? Antwort: Speckfett, speckfett! oder: Klapperdürr, klapperdürr! (Erzählt von meiner Mutter.)
49. Der Glaube an die Hausotter war noch im Dorfe verbreitet. Es war dies leicht erklärlich, wurden doch im Sommer mit Heu, Reisig und Streu vielfach Ringelnattern, nicht selten auch Kreuzottern in das Gehöft verschleppt. Ab und zu fand sich auch eine Ringelnatter im Kuhstalle oder im Keller.
Ein Kind sass auf der Türschwelle des Hauses und ass aus einem Holzschüsselchen von der Milch, in die Brot eingebrockt war. Da kroch eine Schlange herbei und leckte von der Milch. Da es keine Brocke nahm, schlug das Kind mit seinem Löffelchen nach ihr und rief: „Iss auch Brocke, nich Schlockei!“ (Von meiner Mutter erzählt.)
50. So lange die Frösche vor Georgitag „quorrr“, müssen sie nach dem Georgitag wieder „horrr“ (II, 223).
51. Sieht man im Frühjahr zuerst einen Trauermantel in der Luft fliegen, so bekommt man im selben Jahre noch Trauer; ist es aber ein Gelbling (Zitronenfalter), dann gibt es „Gelbe Suppe“, d. h. es wird im Hause Hochzeit gefeiert, oder man wird zu Hochzeit eingeladen.

Der Mensch und die Pflanzenwelt seiner Umgebung.

52. Findet man ein vierblättriges Kleeblatt, dann bedeutet es Glück. Sucht man absichtlich danach, ist es bedeutungslos (II, 211).
53. An Fastnacht muss man Hirse essen, dann hat man stets Geld im Hause (II, 208).
54. Alle Weiden werden hohl, weil Judas Ischarioth sich an einer Weide erhängt hat (II, 217).
55. Kommt man mit den Augen der Osteranemone (*Anemone nemorosa*) zu nahe, ruft sie böse Augen hervor. Daher wurde die Osterblume im Dorfe Augenblume genannt (ähnlich von der Maiblume II, 215).
56. Im Nachbardorfe Mallnitz standen am alten Kaltdorfer Wege einige amerikanische Balsampappeln (*Populus balsamifera*), deren harzige Knospen und starkduftende Blätter viel gepflückt wurden. Sie wurden Kindern, die an Englischer Krankheit litten, ins Bad gelegt.

Legende: Zum Herrn Jesus brachte einst eine Mutter ihr krankes Kind, das an „doppelten Gliedern“ litt, und bat ihn um Hilfe. Da schritt der Heiland zur nahestehenden Balsampappel, pflückte eine Handvoll Blätter ab, gab sie der Mutter und befahl ihr, sie solle daheim ein Bad bereiten und diese Blätter hineinlegen; nach dem Bade werde das Kind gesund sein. Sie fiel vor dem Herrn auf ihre Knie und dankte ihm, und bald war ihr Kind gesund. (Nach der Erzählung meiner Mutter.)

57. Auf einen Bovist darf man nicht treten; kommt der aufwirbelnde „Staub“ in die Augen, wird man blind.
58. Fand man auf den Stoppelfeldern Teuerlinge oder Becherpilze (*Cyathus striatus*), zählte man in ihnen die im Grunde der Becher liegenden linsenförmigen Peridioten; denn es hiess: Soviel Körnchen im Teuerling, soviel Taler der Scheffel Korn.

Der Mensch und Wind und Wetter.

59. Vor Georgitag darf kein Kind barfuss gehen oder sich auf die „blosse“ Erde legen, denn „die Kälte ist noch nicht heraus“.
60. Wer in eine „Windsbraut“ kommt, der bekommt böse Augen (II, 152).
61. Die „Lämmelwolken“ (Zirruswolken) bringen schönes Wetter.
62. Zieht ein „Wetterbaum“ am Himmel auf, d. h. ziehen die Zirruswolken in einem schmalen Streifen quer über den Himmel hin, dann ändert sich bald das schöne Wetter.
63. Erhebt sich zur Nachtzeit plötzlich ein heftiger Sturm, dann zieht der Nachtjäger mit seinem Heere vorüber. Der Wanderer muss sich dann vom Sturme abwenden oder muss sich zur Erde niederwerfen. Den Nachtjäger darf man nicht anrufen, sonst bricht er einem den Hals (II, 151).
64. Ein anhaltender Sturm läutet einem Gehenkten aus (II, 151).
65. Am Hochzeitstage soll die Sonne scheinen, das bringt der Braut Glück.
66. Der Braut muss es in den Myrtenkranz regnen, damit sie reich wird (II, 149).
67. Regnet es bei Sonnenschein, dann fällt Gift vom Himmel, oder auch: Dann werden die Pflanzen vergiftet (II, 149).

68. Treffen am späten Nachmittage oder am Abende nach einem Regen die Sonnenstrahlen in breiten Streifen die Erde, dann heisst es: Die Sonne zieht Wasser, morgen regnet es wieder.
69. Im Mairegen müssen die Kinder umherspringen, dann werden sie tüchtig wachsen; auch: Im Mairegen wachsen die Haare lang. Das sagte man besonders zu den Mädchen.
70. Stand im Frühjahr oder im Herbst eine „Wassergalle“, ein kleiner Teil eines Regenbogens, am Himmel, so deutete sie auf Regen (II, 139).

Der Mensch und Blitz und Donner.

71. Man sagte in Kaldorf nicht „es blitzt“, sondern „es lichtelt“, Man unterschied „warme und kalte Schläge“. Zündete der Blitzstrahl, so war es ein warmer Schlag, wenn nicht, ein kalter.
72. War am Abende Wetterleuchten, so hiess es: Das Wetter kühlt sich ab.
73. Das Holz von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen hatte, benutzte man nicht als Feuerholz, denn: Es fährt der Blitz aus ihm und zerreisst den Ofen (II, 137).
74. Von den Donnerbesen auf einzelnen Kiefern, Birken und Sauerkirschbäumen war der Glaube, sie seien durch den Blitz entstanden. Donnerbesen darf man nicht verbrennen, sonst wird der Ofen zerrissen (II, 137).

Der Mensch und Sonne, Mond und Sterne.

75. Am Ostermorgen hüpfte vor der aufgehenden Sonne das Osterlamm.
76. Sieht man die Sichel des zunehmenden Mondes zum ersten Male über die Schulter, bedeutet es Unglück; sieht man sie aber grade vor sich, dann Glück.
77. Ein „Hof“ oder ein Regenbogen um den Mond bringt schlechtes Wetter.
78. Werden Gänseblümchen bei zunehmendem Monde umgepflanzt, so werden sie zu vollen (werden gefüllt).
79. Ein neues Werk muss man bei zunehmendem Monde beginnen, dann hat man Glück. Hochzeit machen, Bäume beschneiden, das Säen und Pflanzen geschah am besten bei zunehmendem Monde (II, 132 ff.).
80. Der Mond darf auf keinen schlafenden Menschen scheinen, sonst wird er mondstüchtig.
81. Sieht man eine Sternschnuppe fallen, muss man sich etwas wünschen, das geht in Erfüllung (II, 135).
82. Ein Komet am Himmel deutet auf nahen Krieg. Als im September und Oktober 1857 der Donatische Komet in voller Klarheit am abendlichen Himmel stand, war im Dörfchen nur vom bevorstehenden Kriege die Rede (II, 135).

Der Mensch und Wasser und Feuer.

83. Alles Fließwasser galt als besonders heilkräftig; Flechten und Eiterwunden sollten schnell zur Heilung kommen, wenn man sie mit fließendem Wasser wasche (II, 147).
84. Am „Guten Freitag“ (Karfreitag) wurde aus dem entfernten Bober oder

dem Queis das Gutefreitagwasser geschöpft. Vor Sonnenaufgang musste das schweigend geschehen. Auch auf dem Hin- und Rückwege durfte der Wasserholer niemanden grüssen oder mit jemandem sprechen. Das Wasser war besonders heilkräftig.

85. Vom Feuersegen und Feuerreiter wurde im Dorfe viel gesprochen. Das Feuer wurde besprochen; beim Umreiten oder Umgehen wurde der Feuersegen dreimal gesprochen (II, 141 ff.).
86. Bei Drohungen fiel das Wort: Dem wird der „Rote Hahn“ aufs Dach gesetzt. Auch Brandbriefe wurden in das Gehöft eines Feindes geworfen.

Der Mensch und die Irrlichter.

87. Alle Kaldtdorfer erzählten von Irrlichtern. An lauwarmen Sommerabenden und in dunklen Herbstnächten sollten sie auf den sumpfigen Teichwiesen und in der Bruschine tanzen. Nächtliche Wanderer wurden von ihnen in die Irre geführt, so dass sie vom Wege ab in die Wassergräben gerieten. Das Irrlicht hatte sich mit sausendem Geräusch an ihnen vorbei hüpfend fortbewegt. (Ich habe in der Heimat nie ein Irrlicht gesehen, auch später keins zu Gesicht bekommen, trotzdem ich bei meinen vielen botanischen Exkursionen wiederholt in ausgedehnte Moorgebiete gekommen bin, auch viele Abend- und Nachtwanderungen zurückgelegt habe.)

Saat und Ernte.

88. Für die Arbeiter in Feld und Wald galt der Spruch: Georgitag bringt den Vespersack, Michaeli trägt ihn wieder heim.
89. „Den“ Hirse muss man frühmorgens nüchtern säen. Vor dem ersten Wurf muss sich der Säemann drei Hirsekörner unter die Zunge legen und darf während der Aussaat kein Wort sprechen, dann gehen die Sperlinge nicht in den reifen Hirse (II, 56).
90. Vergisst der Säemann ein Ackerbeet zu besäen, stirbt eins aus der Familie. Der Sohn meines Verwandten hatte in einem Frühjahr ein Beet mit Gerste zu säen vergessen, und zu spät wurde es bemerkt. Bei der kommenden Heuernte stürzte sein Vater vom voll beladenen Wagen ab und brach den Hals. Jetzt glaubte alles fest an die schlimme Vorbedeutung (II, 58).
91. An Himmelfahrt muss die Saat so hoch sein, dass man die Krähe nicht über sieben Beete sieht.
92. Regnet es an „Medarde“ (8. Juni) und an Siebenschläfer (27. Juni), dann regnet es sieben Wochen lang.
93. Für Peter und Paul galt der Ausspruch: Peter Purzel bricht dem Korn die Wurzel.
94. Wurde in der Ernte die erste Getreidegarbe gebunden, erhielt der Mäher von seiner Abrafferin ein kleines Blumensträusschen mit ein paar Kornähren, das sie ihm um den Arm band (II, 61).
95. Auch fremde Personen, die an einem Felde vor beigingen, auf dem Erntearbeiter Getreide mähten, wurden von einer Schnitterin „gebunden“ und mussten sich durch ein kleines Geldgeschenk auslösen (II, 62).

96. Fand man eine Doppelähre auf dem Felde, wurde sie in den Balken der Stubendecke gesteckt; sie war ein Glückszeichen.
97. Über dem blühenden Quendel auf den breiten Feldwegen schwebten an heissen Erntetagen unzählige Schwebfliegen (Syrphiden), die eine eigenartige leise Musik machten. War die Hitze in den Mittagstunden besonders drückend, erklangen die feinen Töne desto lauter. Man sagte dann: Der Bindwurm schreit: Bind', bind'! Fahrt ein! Da hiess; Das gemähte Getreide soll schnell eingebunden und in die Scheune gefahren werden, denn bald werde ein Gewitter kommen. (Nach der Erzählung meiner Mutter.)
98. An einem Sonntage nach beendeter Getreideernte wurde das „Erntebier“ gefeiert. An der Decke der Wohnstube wurde über dem Esstische ein grosser Kranz aus Roggen- und Gerstenähren, Haferrispen und roten Ebereschtrauben aufgehängt; auch bunte Papierstreifen waren mit eingewunden. (Weizenähren fehlten in dem Kranze, da auf dem sandigen Ackerboden kein Weizen gedieh.) Am Tage vorher wurde reichlich Erntekuchen gebacken. Verwandte wurden zum Erntebier eingeladen. Die Bewirtung war einfach, aber reichlich; Rauchfleisch mit Backobst und Klössen und auch Hirse kam auf den Tisch, dazu Einfachbier und ein dünner Kornschnaps (II, 68 ff.).
99. Im Gasthause war zum Erntebier Tanzmusik. Der Tanzsaal wurde von den jungen Mädchen des Dorfes mit grossen Erntekränzen geschmückt. Sie selbst trugen am Nachmittage des Tages und beim Erntetanze Ebereschfrüchte im Haar.

Die Kirmis (I, 155 ff.).

100. Von der Kirmisfeier hiess es: Allerheiligen darf wohl mit backen, aber nicht mit essen.
101. Die „Kirmst“ wurde an zwei Wochentagen gefeiert, meist Dienstag und Mittwoch, nur am ersten Tage war im Dorfgasthause Tanzmusik. Alte Dorfтанze wurden dabei mit Gesang aufgeführt, z. B. Als der Grossvater die Grossmutter nahm, — Freut euch des Lebens. — Die Kirmis wurde am Nachmittage ausgeblasen. Im Hausflure des Gasthauses war ein Paschtisch aufgestellt, und Pfefferkuchen und grosse Herzen, in buntem Papier eingeschlagen, konnten gewonnen werden. Auf sie waren Papierstreifen mit aufgedruckten Verszeilen geklebt. Glückliche war der junge Mann, der ein Herz gewonnen hatte, das die Aufschrift trug:

Liebe mich, so wie ich dich, glücklich sind wir beide;

Dann verfliesst, wenn du mich küssest, uns ein Jahr vor Freude.

Und strahlend wurde das Herz dem auserwählten Mädchen überreicht.

Das Getreidedreschen (II, 75 ff.).

102. Trat im Spätherbst Frost ein, begann in der Scheune das Dreschen des Getreides. Es wurde unter Zweien, Dreien und Vieren, sehr selten unter Fünfen gedroschen. Allein wagte es kaum jemand zu dreschen, es klang dann: Arm! Arm!
103. Jeden Nachmittage wurde das ausgedroschene Korn gereinigt. Es wurde

mit der Wurfchaufel unter breitem Wurf über die Tenne geworfen, und die Zugluft durch die geöffneten Scheuntore trennte die leichte Spreu von den schwereren Körnern. Bei Windstille war das meist ungenügend. Jetzt fand sich Gelegenheit, den Hütjungen, der „etwas auf den Kopf gefallen“ war, zum Nachbar zu schicken, dass er den „Windsack“ hole. Der Nachbar erkannte sofort den Scherz, und mit den Worten, er habe ihn dem nächsten Nachbar geborgt, musste der Junge dahin eilen und dann so weiter, bis er endlich unverrichteter Sache wieder beim Dienstgeber aukam und hier mit Spott und Gelächter empfangen wurde.

104. Beim Ausdreschen des Getreides wollte am letzten Dreschtage keiner den letzten Schlag tun, da dieser dann Neckereien ausgesetzt war. Dafür erhielt er aber bei der „Dreschermahlzeit“ eine kleine Zulage.

Rockengänge und Lichtenabende (I, 167 ff.).

105. Im Dorfe wurde noch in jedem Hause von Erwachsenen und grösseren Kindern Flachs gesponnen, und daher fanden nach Neujahr Rockengänge und Lichtenabende statt. Bei ersteren versammelten sich am Nachmittage meist drei oder vier Frauen, die nicht allzuweit voneinander entfernt wohnten, bei den letzteren nach dem Abendbrote nicht selten acht bis zehn Frauen und junge Mädchen und spannen fleissig. Zum Netzen des Fadens wurde Backobst gereicht, zum Scherz wohl auch getrocknete „Schlinnen“, die Früchte des Schlehenstrauchs. Unter Abend kamen die Männer und die „jungen Kerle“ nach, und die sorgten am Lichtenabende für die nötige Unterhaltung. Um 11 Uhr wurde mit dem Spinnen Schluss gemacht, und nun fand für alle eine einfache Bewirtung statt.
106. Um die jungen Spinnerinnen zu erschrecken und furchtsam zu machen erschien am späten Abende vor den erleuchteten Fenstern oft ein junger Bursche in Verkleidung und greulicher Gesichtsmaske, der plötzlich heftig an das Fenster schlug und alles zum Aufschreien brachte.
107. Gruselige Gespenster- und Räubergeschichten wurden bei den Lichtenabenden am liebsten erzählt z. B.

Graues Männel (I, 205; II, 168 ff.).

Auf der Mauer des Kirchhofes zu Eisenberg hockt unter Abend und in mondhellen Nächten von 11 bis 12 Uhr ein „graues Männel“, das Kinder, die verspätet am Kirchhofe vorübergehen, insbesondere aber späte Nachtwanderer und Wirtshausgänger erschrecke und ihnen „was vormache“, wer es einmal gesehen habe, der gehe sobald nicht mehr so verspätet an der unheimlichen Stelle vorbei.

Vom Nachtjäger (II, 157).

108. Der Nachtjäger spielte in jedem Lichtenabende eine grosse Rolle. Heulte der Sturm um Haus und Hof, und trieb er die Wolken in Fetzen zerrissen vor sich her, so hiess es: Tretet nicht ins Freie, der Nachtjäger stürmt über das Haus dahin! Seine Hunde sollten ihm heulend folgen. Namentlich in den zwölf Nächten musste man sich vor ihm besonders in acht

nehmen. Es wurde auch folgendes erzählt: In Eckersdorf bei Sagan ist ein Gehöft, selbst der Name des Besitzers wurde genannt, durch das reitet stets der Nachtjäger, und daher darf in dem Hause in der Nacht weder Vorder- noch Hintertüre geschlossen werden. Wenn er mit seinem Heere durch das Haus stürmt, darf sich keins von den Bewohnern sehen lassen, denn wer ihm in den Weg träte, dem bräche er den Hals. Nur einmal habe man einen Hund gesehen, der sei verspätet dem wilden Zuge nachgejagt, er habe aber nur drei Beine gehabt.

109. Die Sage vom Räuberhauptmann Kammler.

Da, wo der Queis in den Bober mündet, erheben sich unweit von Barge, Kr. Sagan, die Kammler Berge, diluviale Hügel, die die Ufer beider Flüsse reizvoll umsäumen. Hier hat vor alten Zeiten in einer Höhle der Räuberhauptmann Kammler gehaust. Die Höhle hat einen unterirdischen Gang gehabt, der die Saganer Heide durchquert und bei Halbau geendet hat. Sein Ross hat der Räuberhauptmann von einem Schmiede, der mit ihm im Bunde stand, verkehrt beschlagen lassen, das heisst, die Stollen der Hufeisen waren nach vorn gerichtet. Wenn nun die Bauern meinten, er sei in seine Höhle geritten, und sie könnten ihn fangen, durchstürmte er die Heide und brandschatzte die Dörfer in der Bober- und Queisaue; wies aber die Spur des Rosses auf einen Ausritt aus der Höhle hin, pflegte er in seinem Schlupfwinkel gesichert der Ruhe. Durch Verrat seiner Braut wurde seinen Feinden die List bekannt. Beim nächsten scheinbaren Ausritt umstellten sie die Höhle, nahmen ihn gefangen und hängten ihn am nächsten Baume auf. Von einer alten, halb verdorrten und verkrüppelten Kiefer geht noch heut die Sage, an ihr sei Kammler aufgeknüpft worden.

Alb und Hexe (II, 172 ff., 245 ff.).

110. An den Alb wurde allgemein geglaubt. Er komme und gehe durch das Schlüsselloch, setze sich dem Schlafenden auf die Brust und drücke so stark, dass er kaum atmen könne. Dem Alb könne man sich trotz allen Windens und Stöhnens nicht entziehen. Man erzählte sich, erst mit dem Morgengrauen sei er entwichen, und der Schläfer sei in Schweiss gebadet erwacht. Der Alb sollte ein altes Weib im Dorfe sein. Es war gefürchtet, man wagte ihm aber nicht zu sagen, dass es nächtlich umgehe. Kam es am Vormittage des nächsten Tages in das Haus des vom Alb gequälten Bewohners, wurde ihm jede Bitte gewährt; ging es fort, wurden schnell drei Kreuze über der Türschwelle gemacht, um etwa das Böse, was das Weib dem Hause und den Leuten darin angetan habe, wirkungslos zu machen.
111. Der Glaube an Hexen und Hexerei war überall verbreitet. Gab eine Kuh plötzlich weniger Milch, war sie behext worden, oder auch, die Hexe hatte ihr im Morgendämmern die Milch heimlich entzogen. Wollte beim Buttern die Milch nicht „zusammenkommen“, war die Hexe daran schuld. Die Krankheit eines Stückes Vieh war nur allein durch Behexung entstanden. Dem als Hexe bezeichneten Weibe blieb die Stalltüre ängstlich verschlossen.

Daheim verschaffte sie sich die Milch auf leichte Weise, wenn sie an ihr Handtuch trat und melkte, dann wurde der besten Kuh in einem Gehöfte die Milch entzogen.

Sympathie (II, 274 ff.).

112. Krankheiten suchte man durch Versprechen oder Verspinden zu heilen. Das letztere geschah namentlich bei Brüchen.
113. Bei Zahnschmerzen wurde eine junge Eiche gespalten, eine Zauberformel gesprochen, und dann der Spalt fest verbunden. War die Wunde wieder fest verwachsen, waren die Zahnschmerzen dauernd weg.
114. Bei Gliederreissen wurde dasselbe mit einem jungen Stämmchen der schwarzen Johannisbeere gemacht.
115. Hühnerwurzeln suchte man zu vertreiben, indem man einen rohen Zwirnsfaden dreimal um sie schlang, eine Beschwörungsformel sprach und dann den Faden unter die Dachtraufe vergrub; verfaulte der Faden, verloren sich auch die Hühnerwurzeln. Oder: Man hob einen Knochen am Wegrande oder vom Felde auf, drückte ihn, indem man den zunehmenden Mond ansah, dreimal übers Kreuz auf die Hühnerwurzeln und sprach dabei die Worte: „Was ich sehe, das nehme zu; was ich habe, das nehme ab; im Namen Gottes, des Vaters usw. Amen!“ Dann legte man den Knochen genau wieder auf dieselbe Stelle, und langsam vertrockneten die Hühnerwurzeln. (I, 287.)
116. Bei starken Blutungen der verletzten Glieder liess man das Blut versprechen, bei geringeren wurden Spinnweben auf die Wunde gebunden.
117. Starkes Fieber wurde geheilt, indem man dem Kranken etwas Mistjauche aus dem Kuhstalle heimlich zu trinken gab.
118. Hatte man sich „Schaden“ getan, ferner bei Arm-, Bein- und Rippenbrüchen holte man aus dem Nachbardorfe den „Ziehmann“. Hatte ein Kind das Herzgespann, oder hatte es das „Mass“ verloren, trat die „Streichfrau“ an; das habe ich an mir selbst erfahren. Das Kind wurde auf die Diele gelegt, gemessen, gestrichen und besprochen.
119. Für erfrorene Hände oder Füsse wurde beim Totengräber im Nachbardorfe Eisenberg weisse Frostsalbe gekauft. Sie sollte besonders gut heilen, weil ihr Menschenfett aus den Gräbern zugesetzt sei. Oder auch: Erfrorene Hände und Füsse heilt man am besten, wenn man sie im heissen Wasser wäscht, in welchem eben ein geschlachtetes Schwein abgebrüht worden ist.
120. Wer an schweissigen Händen leidet, soll einen Frosch so lange in der geschlossenen Hand halten, bis er abgestorben ist, dann wird sich das Übel verlieren.
121. [In der Gegend von Bolkenhain hörte ich von einem alten Landwirte folgendes Mittel: Man bleibt von Zahnschmerzen dauernd befreit, wenn man sich nach dem Waschen am Morgen zuerst die linke Hand, dann die rechte und zuletzt das Gesicht abtrocknet.]
122. Die Blattschöpfe der glanzfrüchtigen Binse (*Juncus lamprocarpus*), die durch den Binsenloh (*Livia Juncorum*) erzeugt werden, und die in der Heide nicht selten zu finden sind, wurden Rinderkraut genannt. Gibt man sie

den Kühen, die nicht „zukommen“ (empfangen) wollen, in der Tränke, wird das „Rindern“ aufhören.

123. Wird ein Kind mit Pferdemilch aufgezogen, wird es später ungewöhnlich stark. Man erzählte im Dorfe: Im Nachbardorfe Liebichau fuhr ein Mann mit seinen beiden Söhnen in die Heide, um Holz zu holen. Der Wagen wurde hoch beladen, und das Pferd hatte schwer zu ziehen. An einer sumpfigen Stelle sanken die Räder tief ein, und der Wagen war nicht mehr fortzukriegen. Da spannten die drei Männer das Pferd aus, legten sich fest ins Zeug und fuhren die schwere Last mit Leichtigkeit heim, denn: Vater und Söhne waren in ihrer frühesten Jugend mit Stutenmilch aufgezogen worden.

Vorbedeutungen und Träume (II, 192 ff.).

124. Weisse Flecken auf den Fingernägeln bedeuten Glück. Rückt der „weisse Mond“ am Grunde des Fingernagels sehr weit vor, wird man bald sterben.
125. Sieht man im Traume einen Geistlichen im Ornate, so hat man am kommenden Tage viel Ärgernis. (Jetzt 127.)
126. Wer am Morgen nüchtern dreimal niest, wird an demselben Tage Glück haben.

Festtage und Festzeiten.

127. Am Weihnachtshelligabend wurden die Obstbäume mit Strohseilen um-bunden, damit sie im nächsten Jahre reichlich tragen.
128. Um Mitternacht des Heiligen Abends können die Tiere im Stalle reden, und sie klagen dann dem Heilande ihr Leid, wenn es ihnen im vergangenen Jahre schlecht ergangen ist. Daher wird das Vieh an diesem Abende besonders gut gepflegt und gefüttert.
129. Am Heiligen Abende müssen neunerlei Gerichte auf den Tisch kommen, vor allem Hirse und Mohnklösse, dann wird das Geld im neuen Jahre im Hause nicht fehlen.
130. Das Stearinlicht auf dem Tische durfte während der Mahlzeit am Heiligen Abende nicht geputzt werden, sonst stirbt im neuen Jahre eins aus der Familie.
131. Am Neujahrshelligabend (Silvester) fand das Ausschieszen des Neujahrs statt; durch Flintenschüsse sollte alles Böse von Haus und Hof vertrieben werden.
132. Nach dem Abendessen fand dann das „Lumpenraten“ statt. Man setzte vier Obertassen umgekehrt auf den Tisch; unter die erste legte man ein Geldstück, unter die zweite ein Stückchen Brot, unter die dritte ein Myrtenzweiglein und unter die vierte ein Lumpenflecken. Wer ziehen musste, durfte den Umtausch der Tassen nicht sehen. Wer nun dreimal Myrten zog, der machte bald Hochzeit, wer aber dreimal Lumpen traf, dem brachte das neue Jahr viel Krankheit.
133. An Fastnacht war der Nachmittag arbeitsfrei, für die Kinder auch schulfrei. Zur Vesper gab es Leinölpfannkuchen und abends Blut- und Leberwurst und Schweinebraten.

Am Fastnachtsnachmittage zog der Schimmelreiter mit seinem Begleiter durch das Dorf. Ein jüngerer Arbeiter hatte sich vorn und hinten

an seinem Körper ein Getreidesieb angebunden; an einer Stange hing ein Pferdekopf aus Pappe, der sich durch eine Zugleine bewegen liess, und am hintersten Siebe war noch ein Pferdeschweif befestigt. Das Ganze war mit einem weissen Tuche überdeckt, das fast bis zur Erde reichte. Der Reiter und sein Führer waren verkleidet und trugen vor dem Gesichte Larven. In jedem Gehülte führte der Schimmelreiter seine Reitkünste vor, die sein Begleiter mit witzigen Reden verspottete. Beim Umzuge wurden Geld und Esswaren eingesammelt.

134. Am Sommersonntage (Lätare) gingen die Kinder sommern. Sie trugen ein kleines Fichtenbäumchen in der Hand, das mit Papierstreifen und Papierrosen geschmückt war. Das war ihr „Sommer“. Von den „Verschen“, die sie im Hausflure sangen, sind mir nur drei im Gedächtnisse geblieben:

1. Ich bin ein kleiner Pommer, ich komme heut zum Sommer, lasst mich nicht zu lange stehn, muss ein Häusel weiter gehn!
2. N. N. hat eine hohe Mütze, er hat sie voll Dukaten sitzen, er wird sich wohl bedenken und wird mir einen schenken.
3. Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel; Lasst mich nicht zu lange stehn, muss zum guten Nachbar gehn!

Als Gaben erhielten die Kinder Fastenbretzeln, Eier und auch Brotschnitten mit einem Stückchen Fleisch oder Wurst.

135. Am Ostersonnabende kamen aus dem Nachbardorfe Eisenberg alljährlich einige arme, katholische Kinder „schmackostern“; in Kaltdorf war dieser Brauch unbekannt. Sie trugen eine Schmackoster in der Hand. Sie war aus dünnen, langen Korbweidenruten zierlich geflochten und trug am oberen Ende einen bunten Papierbüschel. Die Kinder klopfen mit der Schmackoster an die Stubentür und baten um eine Gabe; es wurde ihnen ein Stück Osterkuchen gereicht.
136. Am Morgen des Pfingstsonntags wurde jungen Mädchen von ihren Verehrern am Hoftore der Pfingstbaum gesetzt. Auf einer hohen Stange war ein grosser Strauss aus Birken- und Fichtenreisern, Gartenblumen, bunten Papierstreifen und Flittergold befestigt. Der Baum war der ganze Stolz des Mädchens und aller Familienglieder.
137. Von den grösseren Schulknaben wurde am Nachmittage des zweiten Pfingstfeiertages der „Rauhfeiz“ ausgetrieben; gemeint ist mit ihm der Winter. Ein starker Junge, meist der Sohn eines Arbeiters auf dem Dominium wurde in einem Gebüsche vor dem Dorfe dicht in grüne Laubäste eingekleidet, die mit einem Stricke festgebunden wurden; er war der Rauhfeiz. Jeder Knabe hatte eine Peitsche mit kurzem Stiele, und knallend zog man nun mit ihm durch das Dorf. Dabei sangen alle laut schreiend:

Rauhfeiz, Rauhfeiz!

Da gestern abend der Busch abbrannte,

Da kam der Rauhfeiz rausgerannt;

Er ist gelaufen bis hinter Scholzens Scheune,

Da hat er geschlafen bis um neune.

Rauhfeiz, Rauhfeiz!

Ein Knabe ging in jedes Haus und sammelte Gaben ein, die in Kuchen, Eiern und Geld bestanden. Nach Schluss des Umzuges wurde am andern Ende des Dorfes der Rauhfliez von den Ästen befreit, und es ging an die Verteilung der Spenden; der Rauhfliez erhielt den Hauptanteil. — In einem Jahre fand sich kein Rauhfliez. Da wurden grüne Äste zusammengebunden, und durch das Bund wurde in der Mitte ein Querholz gesteckt. Zwei Knaben trugen diesen Rauhfliez durch das Dorf. Damit aber endete der Brauch im kleinen Heidedorfe für immer.

Merkstage.

138. Der 1. April galt als Unglückstag. An ihm durften keine Dienstboten aufziehen, es brachte ihnen und der Dienstherrschaft kein Glück.
139. Am 1. April wurden Kinder und Erwachsene gern „zum April“ geschickt; dem Gefoppten rief man bei der Wiederkehr zu: April, April!
140. Vom Bartholomäustage (24. August) ab durften die Kinder keine Kratzbeeren (Brombeeren) mehr essen, und wenn sie auch noch so schwarz und glänzend an den Sträuchern hingen; es hiess in drastischer Weise: Barthel-mé hat drauf geschissen.

Von der Wiege bis zum Grabe.

141. Wurde bei der Taufe das Kind von der Hebamme aus dem Hause getragen, sagte sie zu den Eltern des Täuflings: Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir wieder.
142. Beim „Kindelessen“ (Taufessen) stand eine kleine Storchfigur auf dem Tische, die ein Gevatter heimlich hingestellt hatte.
143. Beim Taufessen gab es zuerst „Gelbe Suppe“, eine Milchsuppe, die stark mit Zucker, Zimt und Safran bestreut war. Die männlichen Paten brachten noch Rosinen mit, die den Gevattersleuten, namentlich der „Jungferpate“, über den Tisch in die Teller geworfen wurden. Auf die Gelbe Suppe folgte Rindfleisch mit „Kren“ (Meerrettich), und den Schluss machte der Schweinebraten.
144. Waren bereits Kinder in der Familie des Täuflings, so erhielt jedes von ihnen von den Paten ein „Patengröschel“.
145. Dem Täuflinge steckten die Paten bei der Rückkehr aus der Taufe einen Patenbrief unter das Kopfkissen: in ihn war das Patengeschenk gelegt.
146. Eine Wöchnerin durfte vor neun Tagen über keine Türschwelle schreiten und erhielt in den ersten Tagen nach der Niederkunft nur Wassersuppen, damit sie nicht krank würde.
147. Von der Wanderschaft der Handwerksburschen folgendes: Vier Gesellen gingen vor alten Zeiten auf die Wanderschaft. Unter einer alten Eiche kamen sie noch einmal zum Abschiede zusammen, und jeder zog sein Taschenmesser heraus und stiess die Klinge tief in den Stamm, und zwar nach der Himmelsrichtung zu, nach der er wandern wollte. Hier wollten sie sich auch nach ihrer Rückkehr aus fremdem Lande wieder treffen; wessen Messer verrostet und zu Boden gefallen sei, den habe in der Ferne

der Tod ereilt, wessen Messer aber noch mit blanker Klinge in der Eiche stecke, der sei noch am Leben und kehre gesund zurück. Der jüngste Handwerksbursche traf zuerst wieder bei der Eiche ein. Noch drei Messer steckten blank im Stamme, das Messer des ältesten aber lag verrostet am Boden. Mit Tränen in den Augen gedachte er des lieben, toten Gesellen. Sehnsüchtig wartete er auf die Heimkehr der beiden andern. An einem schönen Sonntagmorgen trafen auch sie bei der Eiche ein, wo sie der jüngste begrüßte. Jetzt zogen die drei die Messer aus der Eiche; ein Rauschen ging durch die Krone. (Vom 70jährigen Auszügler Franke in Liebichau, der mir die Sage erzählte, als ich etwa 12 Jahr alt war.)

Verlobung und Hochzeit (I, 263 ff.).

148. Ehe einem Brautbewerber die Tochter zugesagt wurde, fuhren ihre Eltern auf die „Bauschau“. Dabei wurde das ganze Gehöft des Bewerbers, sein Viehstand, sein Feld und seine Wiesen eingehend besichtigt. Fiel die Bauschau befriedigend aus, wurde ihm die Tochter zugesagt, und der Tag der Hochzeit wurde sogleich festgesetzt.
149. Vor der Hochzeit wählte sich die Braut unter ihren Freundinnen die Brautjungfer und unter den verheirateten Frauen die Züchtfrau. Diese hatte für die Frauenhaube zu sorgen.
150. Am Hochzeitsmorgen wurde von den jungen Burschen und Mädchen im Dorfe die Ehrenpforte am Hoftore errichtet. Diese war am Abende vorher im Hause der Brautjungfer oder eines andern Hochzeitsgastes aus Fichtenreisern und bunten Bändern gewunden worden. In der Mitte wurde ein grosser Kranz mit einem Willkommensgrusse befestigt. Um die Haus- und Stubentüre des Brauthauses wurden noch Quirlanden gezogen. Alle jungen Leute wurden, sobald sie mit der Ehrenpforte fertig waren, mit Kaffee und Hochzeitskuchen bewirtet.
151. Auf der Fahrt zur Kirche wurde von dem einen oder andern jungen Burschen eine Schnur, die mit grünen Zweigen und bunten Bändern verziert war, über den Weg gezogen. Der Hochzeitswagen musste halten, und erst dann, wenn der Bräutigam ein Geldgeschenk auf die Strasse geworfen hatte, wurde sie herabgelassen, und die Fahrt konnte weiter gehen. Bei der Rückkehr aus der Trauung wurden auch Freudenschüsse abgegeben.
152. Der Schmaus glich dem bei einer Taufe, nur war er noch etwas üppiger. Auf der Hochzeitstafel standen „Butterlämmchen“ mit roten Bändchen um den Hals.
153. Das „Bräutlösen“ war noch üblich. Die Züchtfrau trat während des Hochzeitmahles mit einem Teller vor den Bräutigam und forderte ihn auf, die Braut zu lösen. Er legte zögernd eine Kupfermünze, in Papier gehüllt, auf den Teller. Die Züchtfrau wickelte auf und verspottete den Bräutigam wegen seines Geizes. Er legte nach und nach kleine Silbermünzen auf und endlich einen Taler. Jetzt wurde ihm von der Züchtfrau die junge Frau zugesprochen. Die kleine Geldsumme erhielt die Braut als Morgengabe. Um 12 Uhr mitternachts brachte die Züchtfrau der Braut die Frauenhaube. Unter vielem Widerstreben nahm sie ihr den Myrtenkranz ab und setzte

ihr die Haube auf. Jetzt war die Braut in den Kreis der Frauen aufgenommen.

154. Wenn beim Schluss der Hochzeit Kaffee und Kuchen aufgetragen wurde, erschienen Köchin und Aufwäscherin mit ihrem Teller, um sich ihr Trinkgeld einzusammeln. Die Köchin klagte, sie habe sich die Schürze verbrannt, die Aufwäscherin, sie habe viele Teller zerschlagen; zum Zeichen dafür brachte sie einen Teller mit einer Lücke, und auf ihm lagen einige zusammengedrehte Quecken, der „Queckwisch“. Nun wurde von den Hochzeitsgästen „aufgelegt“; beim Bräutigam wurde der Anfang gemacht.

Tod und Begräbnis.

155. Wenn in der Werkstatt des Dorftischlers in der Nacht unverhofft ein Werkzeug poltert, so ist das für ihn ein Zeichen, dass er bald einen Sarg anfertigen muss. Oder: Fallen beim Totengräber in der Nacht Grabscheit und Rodehacke um, so muss er in den nächsten Tagen ein Grab machen.
156. Stehen Leidtragende und Gräbebegleitung noch um das offene Grab, und die nahe Turmuhr „schlägt ins Grab“, wird im Dorfe bald eins nachsterben.
157. Ist der Hausvater gestorben, wird sein Tod dem Vieh, dem Haushunde, der Hauskatze, den Bienen und auch den Obstbäumen gemeldet. An jeden Bienenstock wird dreimal geklopft, und dabei werden die Worte gesprochen: Euer Vater oder euer Herr ist gestorben. Anmerkung: In einer Wirtschaft im benachbarten Liebichau hatte die Hausfrau den Bienen keine Meldung vom Tode ihres Mannes gemacht, und die Folge war, in einem Jahre waren alle Bienenstöcke eingegangen.
158. Stirbt ein Musikanter, so sagt man: Er kommt auf die grüne Wiese.
159. Auf dem weissen Sarge eines Jünglings oder einer Jungfrau wurden bunte Papierkronen befestigt, die dann auf das geschlossene Grab gesetzt wurden. Bei einem Begräbnisse gingen zu beiden Seiten des Sarges neben den Trägern Ehrenjungfrauen und trugen grüne Buchsbaumguirlanden.
160. Die beiden Schemel, auf denen der Sarg während der Aufbahrung stand, wurden umgelegt, sobald der Sarg aus dem Hause getragen wurde. Auch die Haustüre musste sofort geschlossen werden, damit nicht jemand sobald nachstirbt.
161. Der Sarg wurde auf einen Brettwagen gesetzt und wurde mit Ochsen oder Kühen zum Kirchhofe im Nachbardorfe Eisenberg gefahren.
162. Die Gräbebitterin ging am Tage vor einem Begräbnisse durch das ganze Dorf und bat alle zur Gräbebegleitung. Bei ihrem Umgange von Haus zu Haus erhielt sie eine kleine Gabe, meist eine Schnitte Brot.

In der Dorfgemeinde.

163. Der Gemeindevorsteher hiess der Scholze; er und zwei Gerichtsmänner bildeten das Ortsgericht. Zu einem „Gebote“, einer Gemeindeversammlung, lud er durch einen Zettel ein, der auf einem Brettchen befestigt war. Es hiess dann; Das „Brettel“ geht herum.
164. Der Nachtwachtdienst wurde von den Besitzern der Reihe nach geleistet. Der Wachthabende erhielt im Laufe des Vormittags den „Wachspiess und die Wachpfeife“; letztere war aus Pflaumbaumholz gefertigt.

165. Unter den Schulkindern waren zur damaligen Zeit Spottreime über die Besitzer im Umlauf; der Anfang lautete: Der Scholz schlacht' ein Kalb, Menzel nimmt's halb, Schöpke kriegt's Gekröse, Jäkel ist böse. Man vergleiche dazu den Brauch der Dorfreime, wie er in den „Mitteilungen“ Band XVIII, S. 101ff., geschildert ist.
166. Heiratete im Dorfe die Witwe eines Besitzers wieder, so bekam die Besitzung einen Doppelnamen, z. B. in Kaltdorf sagte man „bei Kunert-Menzeln“; in Liebichau „bei Mühl-Vietzen“ und „bei Daniel-Schaden“.

Flurnamen.

167. Das bebaute Gelände des Dorfes hat nur geringe Ausdehnung, und daher sind wenig Flurnamen in Gebrauch, und diese sind leicht zu deuten. Auf dem niedrigen Höhenzuge nördlich vom Dorfe gibt es einen Lerchen-, Hofe- und Hühnerberg. Auf dem Hofeberge liegen die Gebäude des Dominiums. Ackerfelder liegen „bei den Eichen“, weil sie früher einen kleinen Eichenbestand umschlossen, wieder andere am „Busche“, weil sie an die Heide grenzen und endlich welche an der „Häslitzstrasse“, einer alten Verkehrsstrasse durch die Mallmitzer Heide. Die ausgedehnten „Hofewiesen“ werden von der „Rene“ durchflossen, einem Gewässer oder Kanale, der die zahlreichen Abzugsgräben der Bruchwiesen aufnimmt. Die „Bruschine“ ist ein Wiesenmoor, in dem zu meiner Zeit noch Torf gegraben wurde. Die „Teich-äcker“ liegen am „Kriegdamme“; hier sollen in den Kriegszeiten Russen und Franzosen gelagert haben. Der „Dammweg“ führt vom Dorfe aus über die Rene in die Heide.

In der Heide gab es nahe beim Dorfe einen Prebischhorst, wohl nach dem Personennamen Preibisch genannt, und die Schusskewiesen, auf denen früher nach Raseneisenstein gegraben wurde. Weiter hinauf liegen die Brendelberge und der Elfmeilerhau. Die kleinen Heidebäche, die meist eisenhaltiges Wasser führen, sind von breiten, nutzbaren Wiesenstreifen umgeben, die „Schleifen“ genannt werden. So gibt es eine Neuteichschleife, eine Pregelschleife und eine Unterluderschleife (ländlich: Inderluderschleife).

Verschiedenes.

168. An der alten Häslitzstrasse steht die „Butterfasseeiche“, so benannt wegen ihrer eigenartigen Stammbildung. Während der Religionsbedrückung der Evangelischen in Schlesien unter Habsburgischer Herrschaft besuchten viele Bewohner der Bober- und Heidedörfer heimlich die evangelische Kirche in Dohms, Kr. Sagan, das damals zur sächsischen Oberlausitz gehörte. Unter der alten Strasseneiche sammelten sie sich und hielten hier auch oft Rast auf dem weiten Kirchwege durch die Heide.
169. Im Nachbardorfe Liebichau heisst ein Dorfteil die „Schampe“. Zu ihr gelangt man, wenn man über die „Lehden“ geht, womit man Ackerfelder bezeichnet.
170. Vor mehr als hundert Jahren begruben die Liebichauer ihre Toten in dem entfernten Eisenberg, Kr. Sagan. Bei jedem Begräbnisse führte sie der Weg durch Kaltdorf. Hier benutzte man den Abkürzungsweg, der noch heute der Totenweg heisst.

171. Meine Mutter, die aus Polnisch-Machen bei Sagan stammte, nannte die Sakristei stets „Drasskammer“ (Dresskammer), eine Bezeichnung, die sonst niemand im Orte gebrauchte. Später hörte ich den Namen wieder in der Gegend von Priebus.

Kaltdorf und die Lagebezeichnung von Orten in der Umgebung.

172. Von den Bewohnern Kaltdorfs wurde fast ohne Ausnahme die Lage der nächsten Dörfer und Städte in der Verbindung mit den Umstandswörtern hinüber, hinunter, hinauf, hinein, hinaus, mit drüben, drunten, droben, drinnen und draussen bezeichnet und zwar die ersteren in der Kürzung 'nüber, 'nunter, 'nauf, 'nein und 'naus. Von Orten, die dieselbe Höhenlage wie Kaltdorf haben, aber durch einen Wald oder einen Fluss von ihm getrennt sind, sagte man stets 'nüber und drüben, z. B. 'nüber nach Liebichau, drüben in Mallnitz; beide Orte sind von Kaltdorf durch einen Wald getrennt. Dober liegt jenseits vom Queis, und so hiess es hier: 'Nüber nach Dober. Hat ein Ort eine tiefere Lage als Kaltdorf, sagte man hinunter und drunten, so: 'Nunter nach Tschiebsdorf, drunten in Sagan; liegt er höher, dann hinauf und droben, wie: 'Nauf nach Loos, droben in Dohms. Liegt ein Ort weitab von Kaltdorf, so sagte man hinein oder hinaus oder drinnen und draussen, z. B. 'Nein nach Sprottau, draussen in Halbau. Jetzt spricht man in den Heidedörfern meist kurzweg nur: ich gehe nach Sagan, ich war in Sprottau.

(Die Umstandswörter hinum, herum, hinab und herab konnten in Kaltdorf nicht verwandt werden, da Berge nicht zu umgehen sind, und von bedeutenden Höhen nicht abzusteigen ist. Ältere Leute in Agnetendorf im Riesengebirge sagten stets: 'Num nach Schreiberhau, drum in Hain; bei allen jüngeren heisst es jetzt nur: in Schreiberhau, in Hain.)

Zur Dorfmundart.

173. Der Mundart nach unterschied man in Kaltdorf und seiner Umgebung die „feinere“ Sprache der Queisdörfer, die „gröbere“ der Boberdörfer und die „grobe“ der Heidedörfer. Von den Bewohnern der letzteren sagte man: „Na, die haben erst eine Sprache!“ Heut hat sich das alles verwischt. Kaltdorf ist durch zwei Landstrassen an den Verkehr angeschlossen, und die jüngere Generation nimmt mehr und mehr hochdeutsche Worte in die Umgangssprache auf.

Pflanzennamen.

174. Folgende Namen von Pflanzen werden von den Bewohnern des Dorfes noch heute gebraucht:

Zankkraut = Gemeiner Bärlapp (*Lycopodium clavatum*),

Katzezahl = Die unfruchtbaren Wedel des Ackerschachtelhalms (*Equisetum arvense*),

Kienäppel = Die Zapfen der Kiefer,

Jochandelstrauch = Wacholderstrauch,

Hiersengras = Fingerhirse (*Panicum filiforme*),

Lämmerschmiele = Fuchsschwanzgras (*Alopecurus pratensis*),

Sesselschmiele = Rasenschmiele (*Aira caespitosa*),

- Brandgras = Pfeifengras (*Molinia coerulea*),
 Herzelgras = Zittergras (*Briza media*),
 Schneidegras = Die scharfkantigen Seggen (*Cariceen*),
 Läuserich = Krötenbinse (*Juncus bufonius*),
 Sensen = Die markhaltigen Binsen (*Juncus communis*, *J. effusus* u. *J. glaucus*),
 Hasenbrot = Feldhainsimse (*Luzula campestris*),
 Kuckucksblume = Die rotblühenden Knabenkräuter. (Orchisarten),
 Itternessel = Einhäusige Nessel (*Urtica urens*),
 Dehngras = Vogelknöterich (*Polygonum aviculare*),
 Ruttrich = Mehrere Knötericharten (*Polygonum Persicaria*, *P. lapathifolium*
 Beisslich = Runkelrübe (*Beta vulgaris*), [u. andere).
 Schweinmelde = Eine Gänsefussart (*Chenopodium hybridum*),
 Feldnelke = Deltafleckige Nelke (*Dianthus deltoides*),
 Knörich = Futterspark (*Spergula sativa*),
 Schmirgel = Dotterblume (*Caltha palustris*),
 Augenblume = Weisse Osterblume (*Anemone nemorosa*),
 Nachtschatten = Nachtviole (*Hesperis matronalis*),
 Katzemiezel = Acker- oder Miezkelklee (*Trifolium arvense*),
 Scheissbeere = Faulbaum (*Rhamnus Frangula*),
 Käsenäppel = Käsemalve (*Malva neglecta*),
 Garbe = Kümmel (*Carum Carvi*),
 Saugränze = Sumpfporst (*Ledum palustre*),
 Blaue Kuckucksblume = 2 Günselarten (*Ajuga reptans*, *A. genevensis*),
 Hohle Pieve = Die weissen, gegliederten, unterirdischen Ausläufer des
 [Sumpfsiestes (*Stachys palustris*),
 Klaffern = Klappertopf (*Alectorolophus major*),
 Läuseblume = Ackerskabiose (*Knautia arvensis*),
 Staubarsch = Die Früchte von 2 Zweizahnarten (*Bidens tripartitus* und *B.*
Harmeln = Teekamille (*Matricaria Chamomilla*), [cernuus),
 Tabaksblume = Arnika (*Arnica montana*); von ihrer Heilkraft heisst es:
 Und wenn jemand alle Rippen im Leibe gebrochen hat, die Tabaks-
 blume heilt sie wieder.
 Milchstöckel = Sandwien (*Arnoseris minima*) und kahles Ferkelkraut
 (*Hypochoeris glabra*),
 Bohmfoss = Alle Bovistarten (*Bovista*- u. *Lycoperdon*arten).
 (In Kittlitztreben, Kr. Bunzlau, heisst die Bärentraube (*Arctostaphylus Uva ursi*)
 „Totenmyrte“; sie wird dort zu Trauerkränzen benutzt.
 Bei Freiburg i. Schl. wird die Wurzel der Tormentille (*Tormentilla erecta*)
 „Blutwurzel“ genannt; sie wird bei Ruhrerkrankungen angewandt.
 Die Früchte des klebenden Labkrauts (*Galium Aparine*) heissen bei Schweid-
 nitz „Bettelmännel“.
 Im Brieger Kreise heisst der Feldkümmel oder Haarstrang (*Peucedanum*
Oreoselinum) „Malude“; man sagt von ihr: Malude rett' vom Tude. (Nach
 Lehrer Döring.)

Literatur.

Klapper, Joseph, Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Band 1 der Sammlung „Schlesisches Volkstum“. Quellen und Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Theodor Siebs. Mit 61 Bildern. 384 S. in 8°, Breslau 1925, Ferdinand Hirt. Geb. 14,50 M., für Mitglieder der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 9,50 M.

„Die Wissenschaft soll dem Leben dienen. Die Ergebnisse der Volkskunde als Wissenschaft sollen dem Volke die Einsicht erschliessen in die Grundlagen seiner Bildung, in ihr Werden und ihren Wandel; sie sollen das Urteil schulen über die Kräfte, die in unseren volkstümlichen Überlieferungen wirksam sind, wie über die Schwächen unserer Volksart, die sich ihnen offenbaren.“ Diese Worte gibt der Verfasser seinem Buch zum Geleit und charakterisiert in ihnen den Zweck seines Werkes und die Art seiner Methodik. Ausgehend von den noch in unseren Tagen wirksamen volkstümlichen Kräften, verfolgt das Buch ihr Werden und ihren Ursprung, um auf so gesicherter Grundlage einen neuen, lebhaften Anreiz zu bieten, die Anteilnahme breiter Kreise für die Eigenart des schlesischen Stammes zu wecken und durch Kenntnis davon ihren Lebenswert zu erhöhen.

Nachdem durch die „Schlesische Volkskunde“ von Theodor Siebs (in der „Schlesischen Landeskunde“, herausgegeben von Frech und Kampers, 1913) die erste zusammenfassende Darstellung einer schlesischen Volkskunde gegeben war, hat uns nun Josef Klapper eine ausführliche Bearbeitung der schlesischen Volkskunde geschenkt. Es war hierbei ein sehr fruchtbarer Gedanke, die noch heute lebendigen Tatsachen volkskundlichen Gutes mit der Überlieferung zu verknüpfen und sie entwicklungsgeschichtlich zu begründen.

Die Volkskunde als Wissenschaft hat es mit den Kulturgütern der breiteren Volksschichten zu tun. Ihre Aufgabe ist es, die kulturellen Schichtungen zu erforschen, die sich durch unser Volkstum ziehen. An ihrer Lebenshaltung hat das volkskundliche Gut verschiedenen Anteil. Dieses volkskundliche Gut in seiner jeweils besonderen Prägung aber gehört seinem Ursprung nach entweder dem primitiven Wurzelboden der Volksgemeinschaft an oder ist von der Kulturober-schicht an die breiteren Volksschichten abgegeben worden, die sie in charakteristischer, „volkstümlicher“ Weise aufnehmen und verwerten. Das angestammte Volkstum entwickelt sich nach bestimmten, ihm innewohnenden Gesetzen, behauptet sich unter fremden Einflüssen und lehnt sie ab oder gleicht sie sich an und bereichert sich durch sie. Diese Gesetzmäßigkeiten zu verfolgen, beachtet das vorliegende Werk, rechtfertigt somit seinen Titelzusatz „auf kulturgeschichtlicher Grundlage“ und gewinnt anderen stammheitlichen, volkskundlichen Darstellungen gegenüber damit einen gutgegründeten, neuen Standpunkt der Methodik.

Ein Beispiel, willkürlich herausgehoben, möge dies veranschaulichen. In dem Kapitel „Pflanzen“ führt uns Klapper zunächst in den Kloostergarten der Benediktinermönche. In ihm wachsen heil- und zauberkräftige Kräuter, die

schon der im Volke bodenständigen Überlieferung als solche galten, und jene, die einst die hohe Wissenschaft der Griechen und Römer für heilkräftig hielt. Aus dem ältesten schlesischen Arzneibuch (Ende des 13. Jahrhunderts), das die Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrt, erfahren wir, dass fast alle unsere noch heute einheimischen Heilkräuter den ersten Siedlern schon bekannt und Lieblinge ihres Gartens waren. Wir hören sodann, was das heutige Bauerngärtel an Heilkräutern und Zierpflanzen birgt, die Heilkräuter unter den Feld- und Zimmerpflanzen kommen hinzu, auch Obstgarten und Unkraut, sowie der am Bauerngütel liegende Pusch sind nicht vergessen. Ein besonderer Abschnitt handelt von der Bedeutung der Pflanzen im Zauberglauben.

Der reiche Inhalt des Buches, der sowohl den geistigen Besitz als auch die Realien der schlesischen Volkskunde in gleicher Weise erschöpft, behandelt 1. Siedlung und Recht, 2. Sprache und Namengebung, 3. Gerät, Nahrung, Pflanzen, Volksmedizin, Tracht, 4. Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Waffenspiel, 5. Rätsel, Spruchweisheit, Volkslied, 6. Volksbelustigung, Unterhaltung, Schauspiel, 7. Seelen- und Dämonenglaube, Sage, 8. Zauber und Weissagung, 9. Alltag, Jahr und Lebenslauf im Brauche, 10. Volksfrömmigkeit, 11. Volkskunst, Heimatpflege. Ein 12. Abschnitt gibt die hauptsächlichste Bibliographie zur schlesischen Volkskunde. Ein sorgfältiges Wort- und Sachverzeichnis erleichtert die Orientierung über ein bestimmtes Stoffgebiet, und ein Bildanhang von 32 Seiten in guter Wiedergabe — wie überhaupt das ganze Werk sich durch klaren, schönen Druck und geschmackvolle Ausstattung ausgezeichnet — gibt ein willkommenes Anschauungsmaterial zu Dorf- und Stadtanlagen, Hausbau und Tracht, Volksleben und Volkskunst.

Nur in aller Kürze wurden hier die Gebiete genannt, von denen die „Schlesische Volkskunde“ handelt. Eine Fülle von neuen Belegen vertieft das durch die Zusammenfassung von Einzeluntersuchungen gewonnene Ergebnis und verbindet die Äusserungsform volkstümlichen Lebens der Gegenwart mit der Vergangenheit. Wenn der Verfasser in seinem Vorwort schreibt, dass in seinem Buch „aus der langjährigen Sammlungs- und Forscherarbeit der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hier ein Gesamtbild geformt werden soll“, so danken wir es ihm ganz besonders, dass er durch eigene Quellenarbeit das Gesamtbild rundet und somit auch den bisher bekannten Stoff der schlesischen Volkskunde erweitert. Schlesisches Volkstum, wie es sich in Sitte und Brauch, Sprache, Sang und Sage widerspiegelt, hat hier einen vollendeten Ausdruck gefunden, durchdrungen von dem kritischen Geist des Forschers und belebt durch die Liebe des Schlesiers zu seiner Heimat. Das Werk ist ein Volksbuch des schlesischen Stammes; ein Buch, das die Schlesier zur Erkenntnis ihres Wesens führt und berufen ist, dieses zu festigen und zu vertiefen.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde aber erwirbt sich unter der Herausgeberschaft ihres Vorsitzers Professor Dr. Theodor Siebs mit der neuen Reihe ihrer Veröffentlichungen „Schlesisches Volkstum“, dessen verheissungsvoller Anfang das vorliegende Werk Klappers ist, ein neues grosses Verdienst um die Erforschung und Pflege unseres heimatlichen Volkstums.

Dr. Steller.

Scheidt, Dr. Walther, Allgemeine Rassenkunde (Rassenkunde I. Band). Mit 144 Textabbildungen, 15 schwarzen und 6 farbigen Tafeln. München, J. F. Lehmann, 1925. XIII, 581 S., geb. 33 M.

Das umfangreiche Werk gibt zunächst einen geschichtlichen Überblick über die Anschauungen vom Begriff der Rasse und über die Einteilung der Menschenrassen. Die Anthropologie besteht in der Abstammungslehre, die die Erbgutgemeinschaft der Menschen mit anderen Lebewesen erforscht, und in Rassenlehre, deren Sache die Erbgutgemeinschaft der Menschen untereinander ist. Politische und kulturpolitische Fragen haben die Anthropologie, die besonders seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viel Interesse gefunden hat, volkstümlich gemacht. — Nachdem wir von bedeutendsten Forschern (Linné, Cuvier, Kant, Lamarck, Darwin, Haeckel, Weismann) gehört haben, werden die Grundfragen der Rassenkunde in mehreren Abschnitten erörtert: an erster Stelle stehen die Erblichkeiterscheinungen, an zweiter die Ähnlichkeiten, die die Folge ähnlicher Umweltwirkungen sein können. Die augenfälligsten Erscheinungen der Erblichkeit mögen Kurzfingerigkeit und Augenfarbe sein; aber jedes Merkmal eines Lebewesens ist irgendwie erbbedingt. Als verwickelte Erblichkeiterscheinungen kommen vor allem Hautfarbe und Körpergrösse in Frage; auch geschlechtsgebundene Vererbung (z. B. Bluterkrankheit und Rotgrünblindheit) wird betrachtet. Dann folgt ein Abschnitt über die Mannigfaltigkeit menschlicher Merkmale und Eigenschaften, sowie über die Auslese beim Menschen, über Siebung und Siebungsgruppen, und dann wird zum Rassenbegriff übergegangen. Rasse und Rassenentstehung, Reinrassigkeit und Rassenmischung werden erörtert. Die körperlichen und seelischen Rassenmerkmale beanspruchen einen besonderen Abschnitt, und bei ihrer Bestimmung wird auch der Volkskunde grosse Bedeutung zugesprochen. Auf mehr als drei Bogen wird schliesslich ein umfangreiches Schriftenverzeichnis geboten. Ein Anhang ist der „Arbeitsweise der Rassenforschung“ gewidmet, naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Arbeit werden geschieden: die erstere ist von Scheidt dargestellt, der die besonders in Körpermessung und -beschreibung bestehende „Technik“ darstellt und dann in der „Methodik“ wertvolle Fingerzeige für die Anlage von Beobachtungen gibt; für die geisteswissenschaftliche Arbeitsweise hat Wahle besonders die vorgeschichtliche Forschung und Siedlungsfragen berücksichtigt. — Wir haben in dem grossen Werke ein bedeutsames Handbuch der jetzt so gepflegten „Rassenkunde“.

Clauss, Dr. Ludw. Ferd., Rasse und Seele. Mit 158 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. München, J. F. Lehmann, 1926. VI, 82 S., geb. 9,— M.

Wie die Rassen nach der äusseren Erscheinung geschieden werden, so sucht der Verf. nun das Empfinden der Menschen, die Seele, die „innere Gebärde des Erlebens“, besondere Stilarten des Erlebens, die „reinen seelischen Stile“ zu scheiden, und im Stilgesetz des Erlebens wird die Artung der Seele gefunden. Dann werden die nordische, mittelländische und orientalische Seele (als reine Gestalten) sowie die ostische Seele (als gestörte Gestalt) geschieden und in ihrer Eigenart gekennzeichnet. Endlich wird die leibliche Erscheinung in ihren Besonderheiten (Wechsel der Farbe, Gestalt, sichtbare Gebärde, Be-

wegung) behandelt. Dem Verständnisse der Ausführungen dienen zahlreiche Bildbeigaben.

Sandfeld-Jensen, K., Die Sprachwissenschaft, 2. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt, X 472. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1923. 124 S., 2 M.

Das in fast unveränderter 2. Auflage vorliegende Büchlein, eine kurze Bearbeitung des Werkes „Sprogvidenskaben“ (Kopenhagen 1913), handelt zunächst über das Leben der Sprache (Angleichungen wie Analogie und Kontamination, Subtraktionsbildung, Lautgesetze oder Lautregeln, Bedeutungswandel, gegenseitige Beeinflussung der Sprachen und Fremdwörter), die Gründe der Dialektbildung, Entstehung von Sondersprachen usw. Dann werden die verschiedenen Sprachstämme (die indogermanischen, finnisch-ugrischen, türkischen, semitischen, hamitischen, äthiopischen, malaiisch-polynesischen und anderen asiatischen, die amerikanischen Sprachen) erwähnt: Ein kurzes Wort über Heimat und Kultur der Indogermanen beschliesst das klare und vorsichtig urteilende Büchlein.

Siebs.

Ziegler, K., und Oppenheim, S., Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. Aus Natur und Geisteswelt 719. Leipzig, B. G. Teubner, 1925. 127 S., geb. 2 M.

Den sagengeschichtlichen Teil hat K. Ziegler kurz, klar und fesselnd dargestellt. Er bespricht die ägyptische Weltschöpfungssage, dann die semitischen, indogermanischen, finnischen, chinesischen und japanischen, australischen und malaiischen, afrikanischen und amerikanischen Kosmogonien und gewinnt aus der Masse der Mythen gewisse wiederkehrende Grundsätze: aus dem Urmeer (das allerdings einen Grund von Sand hat) ist das Weltgebäude hervorgegangen, aus der Nacht das Licht; später treten die Begriffe des Nichts oder der unendlichen Zeit auf; anthropomorphe Erscheinungen kommen hinzu; die polytheistischen Religionen haben eine schöpferische Gestalt als Mittelpunkt; tiergestaltige Schöpfergottheiten erscheinen; auffällig ist der fast überall erscheinende Gedanke an Liebesbande des Vaters Himmel und der Mutter Erde. Für die eddische Kosmogonie stellt Z. mit Recht die christlichen Einflüsse als sicher hin. — Die naturwissenschaftlichen Theorien behandelt Oppenheim: die Entwicklung der Sterne, die Theorie von Kant und von Laplace, die Meteoritentheorie und neuere werden erörtert. — Beiden Teilen ist eine kleine Literaturübersicht beigegeben. — Das Büchlein wird in weiteren Kreisen viel Anklang finden.

Siebs.

Dieterich, Albrecht, Mutter Erde, 3. Aufl., besorgt von Eugen Fehrle, Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1925. 157 S., 7,60 M.

Das bedeutende Buch wird uns stets vorbildlich sein für die volkskundliche Erforschung religiösen Denkens, da es sich auf dem nicht durch eine bestimmte Kultur geistig umgestalteten Brauch der Unterschicht aufbaut. — Die zweite Auflage war 1912 durch R. Wünsch herausgegeben, die dritte ist 1925 von Fehrle besorgt worden. Ihm sind verschiedene Zusätze zu danken, vor allem eine grössere Erörterung zu Cicero de legibus III, 55 (S. 140 ff.), ferner Erweiterungen des Registers.

Dornseiff, Franz, Das Alphabet in Mystik und Magie. *Στοιχεία* VII, 2. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1925. 195 S., geb. 10 M.

Die von E. Boll angeregte Arbeit, die u. a. die Buchstabenmystik als lange vor Alexanders Zeit aus dem Orient gekommen und auch die Verwendung der Vokalreihen in den griechischen Zauberbüchern als unter orientalischem Einfluss geschehen nachweist, haben wir (Mitt. XXIV, 139) ausführlich besprochen und ihre Ergebnisse als für die Volkskunde bedeutsam hervorgehoben. In der zweiten Auflage sind die Nachträge sehr vermehrt worden.

Eisen, M. J., Estnische Mythologie. Übertragung aus dem Estnischen von Dr. Eduard Erkes. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1925. 223 S., geb. 6 M.

Die einfach und klar dargestellte „Eesti mütolooia“ von M. J. Eisen, die nach einem vom Verfasser selbst gesammelten sehr umfangreichen handschriftlichen Material gearbeitet und im Jahre 1919 erschienen ist, wird hier in guter Übersetzung und einer von Eisen überwachten Neuauflage gegeben. Dieser Darstellung, der in mancher Hinsicht die Forschungen der finnländischen Gelehrten — besonders des bedeutsamen Kaarle Krohn — zu gute kommen, ist nicht nur für die Vergleichung mit finnischen, mit germanischen und baltisch-slawischen Erscheinungen, sondern vor allem als selbständiger volkskundlicher Stoff wichtig. Das Finnische wird gelegentlich herangezogen, im Wesentlichen wird aber von Ergänzung durch dieses sowie von Erschliessung einer gemeinsamen estnisch-finnischen Religion abgesehen. Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Zunächst ist von den Zaubern die Rede, die sehr gefürchtet sind: der Wirbelwind tritt als verzauberter Mensch auf, die Nordlichter (virmaline) sind durch Zauberer geschaffen, auch treten diese als Werwolf (libahunt) auf. Wir hören vom loksberi (dem deutschen Blocksberg?) und von dem uns aus mittelalterlicher deutscher Quelle bekannten Lebermeer (maksameri). Eine bedeutende Rolle spielt der Totenkult: die Toten erscheinen als Widergänger, die Geister des Totenreiches gehen als Krankheiten um, und auch der Alb (missverständlich Alp geschrieben) und gewisse Dämonen sind aus dem Seelenglauben erwachsen. Wald-, Wasser-, Feuer-, Stein-, Berg- und Korndämonen, auch unterirdische Zwerge und feuerschnaubende Drachen finden wir wie bei anderen Völkern. Eigenartig aber erscheinen uns die Rasenmutter (murumä), der Dämon des Frostes (pakane), der Gott des Getreides und der Herden (metsik, peko), allerlei bössartige Gespenster (koll, tont), der Vorbote des Todes (marras oder mardus) u. a. m. Als eine Art Himmelsgott wird Jumal verehrt, auch wird der Himmelsbeherrscher mit verschiedenen Worten als „der Alte“ bezeichnet; er wird dem Kriegsgott und dem Donnergott gleichgestellt. Beachtenswert ist, dass die uns aus dem Kalewala geläufigen Vanemuine, Ilmarine, Lämmeküine, Turis spätere Erfindungen zu sein scheinen und auch die in den Volksdichtungen auftretenden Helden Kalevipoeg (sowie Alevipoeg, Sulevipoeg) keine mythischen Gestalten sind.

In einem kurzen Schlusswort wird zur Entstehung und zur Charakteristik der Glaubensvorstellungen bei den Finnen Einiges gesagt, was im Vergleiche mit der übrigen vortrefflichen klaren und sachlichen Darstellung als belanglos erscheint.

Stemplinger, Eduard, Antike und moderne Volksmedizin (Das Erbe der Alten, 2. Reihe Heft 10), Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1925, 120 S., geb. 5,50 M.

In einleuchtender Weise hat E. Stemplinger, der auch auf anderen Gebieten (vgl. Mitt. 26, 255) die Verbindung heutiger volkskundlicher Erscheinungen mit antiken hervorgehoben hat, medizinische Schriften und Anschauungen späterer Zeiten auf ihre antiken Grundlagen zurückgeführt. Des Plinius grosse *Historia naturalis* wird das massgebende Werk für Apuleius, Sextus Placitus Papyriensis, Marcellus u. a. Später vermitteln die Geistlichen des Mittelalters (wie Walafrid Strabo, Hildegardis, der Bischof Marbod), und bei ihnen mischt sich mit den römisch-griechisch-orientalischen Überlieferungen die germanische Volksmedizin. In der Renaissance wirkt dann auf die exakte Krankheitsforschung der Neuplatonismus sowie die Kabbala: Cornelius Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, späterhin Konrad Gesner sind Zeugen dafür.

Die volksmässige Vorstellung, dass die Krankheiten Ausfluss dämonischer Kraft seien, findet sich vom Altertum bis auf heute; man denkt sich die Dämonen der Krankheit als Seelen Verstorbener oder in Tiergestalt (in Schlesien heisst es z. B.: dar hartsawurm höd a besecht „der Herzwurm hat ihn beseicht“ bei Sodbrennen oder auch bei Speichelfluss); die Dämonen dringen durch Speise und Trank in den Körper. Gegen sie wirken Götter und Heilige als Heilende, kultische Heilstätten und Opfer gibt es. Sympathie- und Antipathiekuren wirken zur Heilung, es wirkt die Besprechung durch die Kraft des Wortes, die Berührung durch die Hand oder den Hauch oder den Speichel. Man bannt durch Binden, Knüpfen oder durch Gold. Man wird die Krankheit los, indem man ihre Kraft, ihr Fluidum durch Geruch, Blick, Transplantation, Magnetismus auf andere überträgt, besonders gern auf Tote (Gehenkte — daher der Aberglauben an die Wirkung ihrer Körperteile), ferner auf Tiere, Pflanzen (man denke an das Durchziehen durch gespaltene Bäume). Die Bedeutung des Messens, der Amulette, der Edelsteine — alles das wird unter guten Erklärungen für das Altertum wie für die Gegenwart nachgewiesen. Der letzte Abschnitt ist der „Iatromathematik“ gewidmet, und die Bedeutung der Himmelskörper, namentlich des Mondes, der Planeten und des Tierkreises für die einzelnen Krankheiten wird behandelt; gewisse derartige Beziehungen sind Jahrtausende lang anerkannt worden, und besonders mag z. B. dazu die sonst kaum erklärliche Tatsache gewirkt haben, dass die Menstruation eine monatliche ist. Die Schrift kann als sehr reichhaltig und anregend auch weiteren Kreisen empfohlen werden.

Siëbs.

Kossinna, Gustav, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. vermehrte und verbesserte Auflage, Mannusbibliothek Nr. 9. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. 255 S., 12 M.

In dem prächtigen Werke, das mit 62 Tafeln und 516 Abbildungen im Text geschmückt ist, stellt Gustav Kossinna in sehr beachtenswerter und erfreuender Weise die nationale Bedeutung der deutschen Vorgeschichte dar und zeigt, indem er in sie einführt, durch die verschiedenen Zeitläufe der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit hindurch, wie hoch die deutsche Kultur über derjenigen der Nachbarvölker stand. Wir lernen, wie so manche Anschauungen und manche greifbaren Kulturgüter, die als Errungenschaft anderer, naher oder ferner Völker, galten, dem überlegenen Volke germanischen Geistes eigen gewesen sind. Und

auch diejenigen Erklärungen und Erschliessungen, z. B. germanisch-mythologische, denen wir nicht beitreten, werden wir als anregend schätzen. Kossinna, der bedeutende Kenner germanischer Vorzeit weiss aus dem Vollen zu schöpfen und stellt in begeistertem Wort und gutem Bild weiten Kreisen die Beweise für die vorgeschichtliche Kulturhöhe seines deutschen Volkes vor Augen. Siebs.

Grundzüge der Deutschkunde, herausgegeben von Dr. W. Hofstättner und Dr. F. Panzer. I. Band. Mit Beiträgen von H. Abert, Kl. Bojunga, K. Brandi, Ew. Boucke, A. Heusler und C. Neumann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1925. IV, 259 S., geb. 10 M.

Was in der 1917 herausgegebenen kurzen „Deutschkunde“ erstrebt war, soll jetzt in ausführlicher Weise gegeben werden: unser nationales Leben in allen seinen Bereichen soll unter dem Gesichtspunkte deutschkundlicher Betrachtung dargestellt werden, und von bewährten Fachleuten werden im ersten Bande verschiedene Gebiete in ihren Grundzügen behandelt. K. Brandi gibt in aller Kürze die Entwicklungsgeschichte unserer Schriftformen und gibt mit Recht nicht einseitig der gebrochenen Schrift, die von manchen auch die deutsche genannt wird, den Vorzug. — Einen nützlichen Beitrag zur äusseren Form der Dichtung bietet Boucke in seiner Betrachtung des Prosastils mit guten Bemerkungen zum Stil einzelner Schriftsteller. — Eine vortreffliche klare Übersicht über die Versgeschichte gibt Heusler. Die Alliterationsverse vermag ich nicht ohne Verschleppungen nach den von ihm angegebenen Notenzeichen zu sprechen, trotzdem ich ihre Dauer natürlich als relativ auffasse. Mit gutem Rechte verteidigt H. die deutschen Hexameter; ihr Misslingen ist nur den Dichtern zur Last zu legen (z. B. Frenssen, Gerh. Hauptmann); Klopstocks Hexameter schätze ich viel höher ein, als H. es zu tun scheint. — Eingehend und klar ist die Musik von Abert, die bildende Kunst von Neumann behandelt.

Ganz besonders gut gelungen ist Bojunga die schwierige Aufgabe, kurz und fesselnd die Entwicklung der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage darzustellen. Man mag darüber streiten, ob in einem volkstümlichen Buche die ganz unsicheren Vermutungen über die dunkelste (vorindogermanische) Vorzeit geäussert werden sollten; immerhin wirken sie dadurch günstig, dass sie die Teilnahme weiterer Kreise an den einschlägigen Fragen erhöhen. Erfrischend wirkt die Verwendung reiner deutscher Sprache und das vernünftige kraftvolle Eintreten für die einheitliche Aussprache der Hochsprache — hierin zeigt sich das gute Urteil des hervorragenden Lehrers und des auch praktischen Fragen zugängigen weitschauenden Gelehrten gegenüber einer durch Buchwissen oder durch politische und landschaftliche Grenzen beschränkten Anschauung. Bei der Beurteilung des Wortschatzes vermissen wir die nötige Schärfe 1) gegen falsche oder minderwertige Fremdwortformen (z. B. das abscheuliche „stabilisieren“ statt des besseren und früher üblichen „stabilieren“ (lateinisch *stabilire*); 2) gegen schlechte deutsche Modewörter (z. B. das heute so geläufige „auswirken, Auswirkung“ statt des genügenden „wirken, Wirkung“, „Ausmass“ statt „Mass“); 3) gegen undeutsche, in Österreich so übliche Wortbetonung und -Zusammensetzung, wie „er übersiedelt nach Wien, denn dort obliegt ihm die Pflege guter deutscher Sprache, und er anerkennt ihre Not-

wendigkeit“; 4) gegen die undeutsche Art, Worte aus Anfangsbuchstaben in übermässiger und schon deswegen meist ungünstiger Weise auszubilden, wofür ein Musterbeispiel in der „Gesolei“ geschaffen ist. Gerade für die ausgezeichnete wirkungsvolle Arbeit von Bojunga möchte ich den Kampf gegen solchen Unfug empfehlen, und ich bitte mir diesen Wunsch nicht als einen Tadel sondern als aufrichtige Anteilnahme an dem trefflichen Buche auszulegen. Siebs.

Haberlandt, Prof. Dr. Michael, Einführung in die Volkskunde, mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Volkskundliche Bücherei, hsg. vom Verein für Volkskunde in Wien. I, 76 S., Wien, Burgverlag. 1924.

Der wie nur wenige auf den weiten Gebieten der Volkskunde erfahrene Professor M. Haberlandt hat auf engem Raum eine sehr beachtenswerte kleine Einführung in die Volkskunde gegeben. Er spricht über ihre Aufgaben, über vergleichende Betrachtung, über Stammes- und Familienkunde, und dann unterrichtet er über die einzelnen Gebiete der „sachlichen Volkskunde“ (Wohnung und Tracht), Arbeitswesen, Sitte und Brauch im Gemeinschaftsleben und im festlichen Jahr (einschliesslich Volksglauben), „geistige Volkskunde“ (Mundart, Sprichwort, Lied, Märchen und Sage). Ein Schriftenverzeichnis (das durch Angabe der wichtigsten Zeitschriften nützlich erweitert werden könnte, beschliesst das empfehlenswerte Büchlein. Siebs.

Heckscher, Dr. Kurt, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises, an Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts und gleichzeitiger wie neuerer Belege dargestellt. Hamburg, Martin Riegel, 1925. 589 S., geb 16 M.

Eine eigenartige deutsche Volkskunde, die ihren besonderen Reiz hat, wird uns hier geboten: sie ist gewonnen aus Ernst Moritz Arndts reichhaltigen Schriften. Aus ihnen wird zunächst eine Schilderung der Art des deutschen Volkes und seiner Stämme zusammengestellt, und dann wird alles vereint, was Arndt zum Volksglauben, zur Volkssitte, zur Volkssprache und zur Volksdichtung und zu den „volkstümlichen Sachgütern“ gesammelt hat (unter diesen sind Haus und Hof, Tracht, Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei verstanden). Arndts Äusserungen werden zwar nicht immer Zustimmung bei der heutigen wissenschaftlichen Volkskunde finden, aber sie enthalten viel Gesundes und Richtiges, sind kraftvoll und von rein deutschem Empfinden. Man ist erstaunt, ein wie reicher volkskundlicher Stoff von diesem dem niederen Volke entstammten klugen und erfahrenen Manne zusammengebracht und beurteilt worden ist, und diese Fülle der Tatsachen und ihr gesundes deutsches Erfassen erklärt das sonst schwer begreifliche Unternehmen, die Schriften Arndts zur Grundlage einer systematischen vergleichenden volkskundlichen Darstellung zu machen. Diese nun gibt der Verfasser vor allem in einer den zweiten Hauptteil des Buches ausmachenden Sammlung „gleichzeitiger und neuerer Parallelbelege“ zu Arndts Äusserungen. Es ist eine umfangreiche und trotz ihrer Unvollständigkeit dankenswerte Arbeit. Hat doch auch eine lückenhafte Sammlung ihren Nutzen, denn wohl jeder findet in ihr etwas, was ihm entgangen war. So wird man — trotz der oft willkürlichen Auswahl der benutzten Literatur und trotz mancher Zwiespältigkeit in der teils für weitere Kreise und teils für Fach-

leute berechneten Darstellung — dem Verfasser des anregenden Buches Dank wissen.

Weise, Oskar, Prof. Dr., Wanderungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte und Wortbedeutung. Jena, Frommann, 1925. V, 111 S., geh. 2,80 M.

Ein sehr erfreuliches Büchlein ist es, mit dem der wohlbekannte Verfasser in weiteren Kreisen Teilnahme an der deutschen Sprachgeschichte und Wortforschung, zu wecken weiss. In den beiden ersten — bedeutsamsten — Teilen werden die Schwierigkeiten der Erklärung sprachlichen Ausdrucks erläutert und allerlei Besonderheiten der Sprache behandelt, und zwar alles mit Sachkenntnis und Vorsicht. Dass man manche Dinge anders auffassen kann als Weise, ist begreiflich; dafür einige Beispiele. Gelegentlich werden Wendungen, die der Schriftsprache entgegen sind, ohne Grund als unlogisch hingestellt, z. B. sage man (S. 45) „sei so gut und gib mir das Buch“ statt „sei so gut mir das Buch zu geben“; mir scheint die erste Wendung einwandfrei, einfacher und älter zu sein. Auch im einzelnen ist manches zu beanstanden: Oskar (des Verfassers Name) ist keineswegs germanisch, sondern keltisch — er ist von Bernadotte, der mit Désirée für keltische Dichtung schwärmte, ihrem 1799 in Paris geborenen Sohne gegeben und später als Königsname in Schweden volkstümlich geworden (aengl. Ósgár hat nichts damit zu tun). Dass mit dem Namen Fosetisland nicht Helgoland gemeint sein kann (84), glaube ich in PB.-Beiträge 35, 535 erwiesen zu haben; auch hat Nerthus nichts mit Rügen zu tun. Höchst unwahrscheinlich ist mir, dass der Name Gleim „Johanniswürmchen“ bedeuten sollte; ich möchte ihn mit mhd. gelme „schmiegsam, anschliessend“ erklären. Bei den Personennamen vermisst man die massenhaft vorkommenden Entwicklungen aus den Heiligennamen. Zur „Wahl der Personennamen in der deutschen Dichtung“ sei bemerkt, dass der neueste Roman von Ompteda, Ernst III., eine Fundgrube scherzhaft gewählter Namen ist. Ein Wortregister wäre wünschenswert.

Siebs.

Seiler, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I⁴ Halle (Saale) 1925, II² 1921, III² 1924, IV² 1925, V 1921, VI VII 1923, VIII 1924. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

In der nunmehr auf 6 Bände (8 Teile) angewachsenen Arbeit von Seiler haben wir ein bedeutsames abgeschlossenes kulturgeschichtliches Werk, und es ist für weitere Kreise sehr anregend, die reichen durch die Jahrtausende wirkenden Einflüsse fremder Völker auf die deutsche Sprache in geschichtlicher Darstellung vorüberziehen zu lassen; aber auch für den Fachmann ist sehr viel Wissenswertes in dem Werke enthalten.

Im ersten Bande werden — nach einer Vorrede, die sich mit manchen berechtigten, gelegentlich aber auch übertriebenen Anklagen gegen die Gefahren der Verdeutschungssucht wendet — die ältesten Entlehnungen bis zur Einführung des Christentums behandelt, und dabei kommen besonders die Einwirkungen der römischen Kultur auf Kriegswesen, Handel, Steinbau, Ackerbau, Viehzucht u. ä. in Betracht. — In jüngere Zeiten führt uns der zweite Band: die starken Einflüsse der kirchlichen und gelehrten Bildung werden aufgezeigt,

und die vielen heute noch üblichen kirchlichen Wörter, vom Kloster über das Kreuz und die Predigt, sowie die gelehrten Ausdrücke der verschiedensten Wissenschaften ziehen an uns vorüber; es kommt die Zeit des Rittertums mit den zahlreichen romanischen und den orientalischen Einführungen (Littmann's beachtenswerte Arbeit konnte leider noch nicht benutzt werden); und dann folgt das ausgehende Mittelalter mit der Gründung der Universitäten und den Einflüssen des Handels und der Kunst Italiens und weiteren orientalischen Kulturgutes. — Liegt der erste Band jetzt schon in vierter, der zweite Band in dritter Auflage vor, so sind der dritte und vierte Band erst in zweiter Auflage erschienen: sie geben uns Kunde vom Lehnworte in neuerer Zeit. Humanismus und Reformation bringen viele lateinische Ausdrücke der Kirchen- und Schulsprache und auch des täglichen Lebens, französische Wörter und Wortbildungsteile werden im 15. und 16. Jahrhundert, namentlich über die Niederlande und Niederdeutschland eingeführt, und manches fremde Wort veranlasst deutsche Nachbildungen (wie z. B. Gesichtspunkt nach *point de vue*, Ehrenpunkt nach *point d'honneur* geschaffen ist). Im 17. und 18. Jahrhundert können wir eine gewaltige Einfuhr französischen Kulturgutes in das deutsche häusliche und wirtschaftliche Leben feststellen: Wohnung, Körperpflege, Nahrung, Kleidung, Handwerk, Handel und Geldwesen, Literatur und Kunst entlehnen aus dem Französischen und durch französische Vermittlung aus dem Italienischen, Lateinischen und Griechischen und alle Wissenschaften entnehmen aus diesen Sprachen. Im vierten Bande sind die Worte, strenger als in den früheren Teilen, nach Stoffgruppen geordnet: die Heeressprache vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage, die Sprache des Staatswesens, die Umgangssprache der guten Gesellschaft u. a. m.

Bieten uns diese Sammlungen der Lehnwörter natürlich einen zum Teil schon bekannten Stoff, so werden in den Teilen 5—8 des Werkes ganz andersartige Entlehnungen, die Sprichwörter behandelt, und damit erhalten wir eine sehr wertvolle Ergänzung zu Seilers Sprichwörterkunde (München, Beck, 1922, Handbuch des deutschen Unterrichts IV, 3), die wir in unseren „Mitteilungen“ XXVI, 265 ff. ausführlich besprochen haben. Es ist eine im wesentlichen volkskundliche Arbeit, die sich in ganz vereinzelten Punkten mit den fast nur literarischen Zwecken dienenden „Geflügelten Worten“ Büchmanns, in vielem aber mit der Sammlung von Borchardt-Wustmann-Schoppe (Mitteilungen XXVI, 266) berührt: man vergleiche Redensarten wie „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen“ (Seiler V, 35 und Borch.-Wustm. 131), „vom Pferde auf den Esel kommen“ S. V, 221 = B.-W. 368, „sich den Mund verbrennen“ S. VI, 5 = B.-W. 330, „Wurst wider Wurst“ S. VI, 185 = B.-W. 503 u. a. m. Viele fremdsprachige Redensarten sind in dem Buche enthalten, und in einem nützlichen Register (Band 7) sind die lateinischen und griechischen Sprichwörter zusammengestellt. Die jüngeren Fassungen entlehnter Sprichwörter werden aus den alten Quellen abgeleitet; und dadurch wird in reizvoller Weise der Wandel der Begriffe und Anschauungen dargestellt. Ein besonderer Abschnitt ist jenen Redensarten gewidmet, die Seiler als „Sagworte“ bezeichnet (z. B. „ich habe mich zur Ruhe gesetzt, sagte Hans, da war er Bote geworden“). Diese volks-

tümliche Gattung von Witzen wird in ihrer Entwicklung vom Altertum bis auf unsere Tage dargestellt. Dann wird in einem sehr anregenden Schlussabschnitt der kulturgeschichtliche Inhalt der alten Sprichwörter zu einer volkskundlichen Schilderung vergangener Zeiten verwertet: wir lernen manches über Stadt und Haus, über Wirtschaft und Handwerk, über Glauben und Aberglauben, Liebe und Ehe, und ein besonderer Teil ist dem Kriege gewidmet.

Das Werk kann als reichhaltiges Nachschlagebuch, nicht minder aber als eine sowohl tiefgründige, als unterhaltende Darstellung auch weiteren Kreisen empfohlen werden. Siebs.

Olrik, Axel, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit übertragen von Wilhelm Ranisch. 2. unveränderte Auflage, German. Bibliothek I, 5. Reihe, 1. Bd. Heidelberg, C. Winter, 1925. 230 S., geb. 6,50 M.

Olriks ausgezeichnete fesselnde Einführung in das nordische Geistesleben (1908), die längst vergriffen war, liegt nun — in der bewährten Übersetzung von Ranisch — in neuem Abdruck vor. Es ist auf knappem Raum eine volkskundliche Schilderung vielseitigster Art auf Grund der literarischen Überlieferung. Über die Quellen werden feinsinnige Äusserungen gegeben, das Geschichtliche kommt zu seinem Rechte, bedeutsam sind die religionsgeschichtlichen Abschnitte; am wertvollsten aber ist das von dem grossen Kenner entworfene Gesamtbild der altnordischen Kultur. Als Beigaben erscheinen die aus Saxo in dänischen Stabreimvers übersetzten Bruchstücke des Liedes von Hagbard und Signe, ferner die Bjarkamål, das Ingjaldslied und 5 Folkeviser; für die deutsche Form dieser Stücke sowie für die Anmerkungen gebührt Ranisch unser Dank.

Siebs.

Wesselski, Albert, Märchen des Mittelalters. Berlin, Herbert Stubenrauch, 1925. XXIII, 272 S.

Aus den Gesta Romanorum, Petrus Alfonsi, den von Hilka angefertigten Kopien der Compilatio Singularis einer Handschrift in Tours, aus Caesarius und anderen Quellen werden 66 (zumeist aus verschiedenen Sprachen ins Deutsche übersetzte) Märchen des 13. bis 15. Jahrs. mitgeteilt und — was besonders wertvoll ist — mit reichlichen Anmerkungen versehen.

In einer Einleitung „Märchen des Volkes und der Literatur“ tritt der Verf. in Gegensatz zu Anti Aarne's „Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung“ (F. F. Communications XIII), indem er sich gegen die Trennung der „Märchen des Volkes und der Literatur“ und für eine höhere Bewertung der literarischen Märchen ausspricht. Er wendet sich auch gegen die Scheidung von Märchen und Märchenmotiven, will aber verschiedene Gruppen von Märchenmotiven trennen, nämlich 1) Mythenmotive (Vermenschlichung der Tiere, Beseelung von Gegenständen, Dämonenglaube, Traum — wie sie von Tylor und Lang auf primitive Denkweise zurückgeführt werden); 2) Gemeinschaftsmotive (Verhältnis vom Mann zur Frau, von den Eltern zu den Kindern, vom Herrn zum Diener, vom Einzelnen zum Stamm und die sich daraus ergebenden Motive von Treue und Untreue, Ungehorsam, Verstoßung u. a. m.); 3) Kulturmotive (der schlaue Ratgeber, Glaube an die Vorsehung, Bedeutung des Zufalls usw.). Im Märchen seien Gemeinschafts- und Mythenmotive verbunden, in der Novelle

Gemeinschafts- und Kulturmotive. Wohlweislich unterlässt W. es, die Märchen nach solchen Motiven zerlegen zu wollen, und so denke ich nicht daran, ihm aus seiner Motivscheidung einen Vorwurf zu machen; wohl aber möchte ich, von der eigentlichen Besprechung des Buches abschweifend, auf die Gefahren dieser Methodik hinweisen. Seit wir die „Volksdichtungen“, „Volkslieder“ usw. haben, ist auf ihre Definition und Klassifikation (ich gebrauche absichtlich diese Fremdwörter) viel unnütze Zeit und Arbeit verwendet worden, wie es ihre Schöpfer im 18. Jahrhundert gewiss nicht geahnt haben. Andere Völker sind durch ihre Bezeichnung der Volksdichtung (*canzoni popolari*, *chansons populaires* u. a.) vor solchen durch das Wort hervorgerufenen Irrtümern bewahrt worden. Von ähnlichen Definitionen und Klassifikationen sind auch die Worte Märchen und Sage (engl. *tale*) nicht verschont geblieben, und vielen anderen solcher im letzten Sinne unbestimmbaren Begriffe wird es nicht besser gehen. Geläufig war jedem von uns stets die Tatsache, dass Lied, Tracht und Brauch sehr oft allmählich aus höheren Gesellschaftsschichten in niedere und breitere hinabsinkt. Das hat Hans Naumann in seiner Schrift über „Primitive Gemeinschaftskultur“ sehr anregend behandelt; er hat aber wohl nicht geahnt, welcher Missbrauch sich dadurch ergeben könnte, dass klassifikationsfreudige Volkskundler nun allen Stoff in primitives Gemeinschaftsgut und gesunkenes Kulturgut scheiden. Ähnlich kann es auch mit dem Märchen und mit aller Erzählliteratur gehen, wenn man die Motivklassifikation zu weit treibt. Schiller lässt die Poesie sagen „mein unermesslich Reich ist der Gedanke“, und dieses Wort, das überhaupt von der Phantasie gelten kann, müsste uns vor übertriebener Motivklassifikation gerade in der Märchenforschung warnen.

Das alles betrifft nur die Einleitung des dankenswerten Buches. Es sei wiederholt, dass wir in dem mitgeteilten Stoffe sowie in den Anmerkungen des Werkes einen wertvollen Beitrag zur Märchenforschung sehen. Siebs.

Philippi, F., Atlas zur weltlichen Altertumskunde des deutschen Mittelalters. 134 Tafeln mit Erläuterungen, Tafelverzeichnis und Sachregister. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. 1924. 2°.

Eine höchst dankenswerte Gabe zum Studium der deutschen Altertumskunde ist uns von F. Philippi — unter Mitwirkung von Bibliotheken, Archiven, Museen und anderen Helfern — in diesem Atlas beschert: während wir in den geistlichen Altertümern schon längst besser unterrichtet waren, sind uns hier auf 134 Tafeln die wichtigsten Gegenstände des täglichen Lebens in photographischer Wiedergabe von Bilderhandschriften, Holzschnitten, Kupferstichen, Bildteppichen und Wandgemälden, auch Siegeln und Grabdenkmälern abgebildet. Besonders die einfachen Verhältnisse der Bauern und der Handwerker sind, z. B. in der Tracht, berücksichtigt, und so haben wir eine Fundgrube von Stoff für volkscundliche Studien. In einer Einleitung werden wir über die verwerteten Quellen und über die wichtigste Literatur unterrichtet. Sodann folgt der Atlas mit photographischen Abbildungen nach Handschriften vom 10. bis 15. Jahrhundert; der aus dem 11. Jahrh. stammende Teppich von Bayeux und der leider 1870 in Strassburg zugrunde gegangene Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg erscheint in einer Reihe von Tafeln (letztere zumeist nach Durch-

zeichnungen aus dem 19. Jahrh.), und neben vielen der bedeutsamsten späteren Handschriften, neben Fresken von Runkelstein und Köln und Schmalkalden finden wir Spielkarten, Siegel, dann Pläne von Burgen und Schlössern, Stadtanlagen u. a. m. Trachten, Möbel, Haus-, Handwerks- und Wirtschaftsgeräte, Waffen, Musikinstrumente, Siegel, Grabdenkmäler, Innenräume, Schiffe — kurz, ein gewaltiger altertumskundlicher Stoff ist in diesen Bildern vereinigt; mehr noch würden sie wohl wirken, wenn die Technik zu genügender farbigen Darstellung fortgeschritten wäre. Siebs.

Görres, Joseph, Die teutschen Volksbücher. Mit einem Nachwort herausgegeben von L. Mackensen. Kleine volksh. Bücherei von Wilh. Fraenger. II. Berlin H. Stubenrauch. 1925, XVI, 352 S. 6 M.

Nach der Ausgabe vom Juli 1807 erscheint hier ein Neudruck von Görres' Schrift, die nach einer Einleitung 49 Skizzen gibt und dann über die Volksbücher handelt in dem Wunsche, „dass diejenigen, die sich für unsere alte Literatur und insbesondere für diesen Zweig derselben interessieren und die an grösseren Bibliotheken auch grössere Instrumente ihrer Wirksamkeit besitzen, darauf achteten, was ihnen zur weiteren Aufklärung dieses Gegenstandes wirken mag“. In seinem Nachwort (S. 313—352) handelt Mackensen über das Werden des Buches und die Absicht, die er — auch in der Anordnung des Stoffes — verfolgte: zur Wiederbelebung des Interesses an dieser Literatur beizutragen. Eine Darstellung der Volksbuchforschung wird in Aussicht gestellt.

Die erneuerten Aesopischen Fabeln nebst den hierzu geeigneten Lehren. Auf neue erschienen. München, Holbein-Verlag, 1923. 4^o. 64 S.

Die Fabeln sind mit zwanzig handkolorierten Holzschnitten nach der Ausgabe des Joh. Zainer (Augsburg 1475) in guter Ausstattung wiedergegeben und stellen ein sehr beachtenswertes Bilderbuch dar.

Fehr, Hans, Massenkunst im 16. Jahrhundert. Mit 112 Abbildungen. Denkmale der Volkskunst, herausgeg. von Wilhelm Fraenger. I. Berlin, Herb. Stubenrauch, 1924. 121 S. 86 Tafeln.

Im 16. Jahrhundert lebte in Zürich ein unermüdlicher Sammler von Flugschriften: Johann Jakob Wick (1522 bis 1588). Selber eifrig im Schreiben, Kopieren, Zeichnen und Malen von allen möglichen Bildbeigaben, hat er in seiner Freude an allerhand tollen Begebenheiten 23 Quart- und Foliobände zusammengebracht, die in der Züricher Zentralbibliothek liegen. Weniger aus antiquarischem Interesse als aus einer gewissen Sensationslust an Teufelskünsten, Verbrechen und überhaupt allem Wunderlichen und Grausigen hat Wick gesammelt, in protestantischem Fanatismus, astrologischem Streben und dämonen-gläubischem Sinne. In diesen Flugschriften ist eine Fülle von kultur- und namentlich rechtsgeschichtlichem Stoffe enthalten: Hinrichtungen und Morde, Wundergeburten und Missgestalten, Türkengreuel, sonderbare Himmelserscheinungen, eigenartige Rechtsfälle, der Inhalt von historischen Volksliedern, religiöse Kampfblätter gegen das Mönchstum u. a. m. Diese auf die Massen berechnete Kunst, die in der Sammlung Wickiana enthalten ist, wird hier von H. Fehr — mit Unterstützung einer Familienstiftung — in trefflicher Weise, mit Bemerkungen versehen, durch 112 der beachtenswertesten Blätter vorgeführt.

Benz, Ferdinand, *Raumnacht in der Rockenstube. Alte deutsche Mären.* Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1925. 182 S., geb. 5,50 M.

Eine Reihe von Erzählungen sind den Aufzeichnungen des um die Volkskunde sehr verdienten bayrischen Ministerialrates Franz Schönwerth entnommen, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Art der Brüder Grimm alles noch in der Volksdichtung Vorhandene zu sammeln suchte und es als „Sitten und Sagen der Oberpfalz“ in 3 Bänden (1857—59) herausgab. Benz hat vieles davon als Grossvaters Erzählungen in der Spinnstube während der Raumnächte (womit übrigens sonst die 12 Nächte vor dem 6. Januar gemeint sind, nicht wie bei Benz die Nächte vor Weihnachten) mitgeteilt. Vom Hoimann (Heidemann?) und den Holzweiblein hören wir, von der Trud (sie hat nicht von den „germanischen Priesterinnen, den Druiden“, vgl. S. 181, den Namen!), von dem Tod (dem Erdhennel, S. 48), vom Bilmessschneider, vom Feuermann und Wassermann, vom Teufel, von Hexen und Drachen und den „Hankerln“ (jenen Zwergen, die wir sonst als „Hahnjörns“ kennen). Siebs.

Lüpkens, W., *Ostfriesische Volkskunde.* Mit 156 Abbildungen. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage. Emden, W. Schwalbe, o. J. 397 S.

Die hübsche ostfriesische Volkskunde von W. Lüpkens, die zuerst 1907 erschien, liegt nunmehr in zweiter Auflage vor. Wir freuen uns an der warmerhitzigen Schilderung und der bildlichen Ausstattung, deren Auswahl noch verbessert worden ist, und sind dankbar für den reichen Stoff, der hier in ansprechender Form geboten wird.

In den letzten Jahren sind für manche deutschen Gebiete zusammenfassende volkskundliche Darstellungen von wissenschaftlicher Seite geschaffen worden, die auf Quellensammlung und kritischer Arbeit beruhen. Lüpkens' Buch verfolgt ganz andere Zwecke: es will volkstümlich vom Leben in der ostfriesischen Heimat erzählen. Es berichtet von Land und Leuten in Geest und Marsch, in Dorf und Stadt; wir hören von Haus und Hausrat und Garten, von Männer- und Frauentracht, von Sitte und Brauch. Gern aber würden wir auch etwas Sicheres über frühere Zustände, über älteres Recht, über Flurnamen usw. vernehmen, statt dass uns einzelne geschichtliche Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten, vermischt mit sagenhafter Überlieferung und mit allerlei fremdem Gute, gegeben werden. Wenn z. B. von der überall verbreiteten Redensart „den roten Hahn aufs Dach setzen“ (S. 38) ausführlich die Rede ist, so versteht man nicht recht, weshalb das gerade in der ostfriesischen Volkskunde betont wird. Einfache Beschreibung heutiger Zustände wäre da manchmal vorzuziehen.

Reichhaltig ist die Beschreibung der Sitten und Gebräuche im Leben des Einzelnen und des Volkes. Bisweilen (z. B. S. 130) wird hier die Insel Wangeroog herangezogen, die sonst in dem Buche nicht als ostfriesisch erwähnt wird, da sie ja Oldenburg angehört. Wie vieles hätte aber dann sonst noch von der Insel und vor allem auch aus dem Saterlande herangezogen werden müssen (ich verweise auf die Volkskunde dieses Gebietes in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde III, 239 ff., 373 ff.). Sind es doch die einzigen Gegenden, in denen sich die alte ostfriesische Sprache bewahrt hat. Wenn es übrigens

von dieser (auf S. 207) heisst, sie werde von den Wangerooern „zwittern“ genannt, so ist das unrichtig: das Wort lautet kwidr oder twidr und stellt sich zu dem gotischen Worte qipan „sprechen“.

Der eigentlichen ostfriesischen Volkskunde ist ein längerer Abschnitt über die Ostfriesen in Amerika angefügt, der dem Buche den Weg zu den fernen Landsleuten erleichtern mag. Siebs.

Consentius, Dr. Ernst, Alt-Berlin 1740. 3. vermehrte u. verbess. Aufl. Mit 10 Tafeln und 2 Plänen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1925. 312 S. 4°. 10 M.

Wie sah es in Berlin beim Regierungsantritt Friedrichs des Grossen 1740 aus? Das wird uns in dem Buche von Consentius anschaulich geschildert, indem das profane und das bürgerliche, überhaupt das wirtschaftliche Leben der Stadt dargestellt wird. Eine reiche Literatur ist herangezogen und in den Anmerkungen verzeichnet worden. Wir lernen die Wohnungsverhältnisse und den Bau der Stadt kennen, hören vom Gesindewesen, von Nahrung und Tracht und Lebensführung und erhalten damit eine Art Volkskunde des alten Berlin, das schon damals als bedeutend galt und, wie auch Leipzig, ein Klein-Paris genannt wurde. Durch gute Pläne und Ansichten werden die Schilderungen unterstützt, die nicht nur lehrreich, sondern durch manche humorvollen Mitteilungen (namentlich aus dem „Intelligentz-Zettul“ — so nannte man die Wochennachrichten) auch lustig zu lesen sind.

Sahr, Julius, Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert. 4. Aufl., herausg. von Paul Sartori. Sammlung Götschen 25, 132. 2 Teile. Berlin u. Leipzig. Walter de Gruyter & Co., 1924. 132 u. 108 S.

In 5 Gruppen (historische Lieder, Rätsellieder und Balladen, Liebeslieder geistliche Lieder, Verschiedenes) sind etwa hundert von bekannteren und wertvolleren Volksliedern in sehr gutem Texte und mit vorzüglichen Einleitungen gegeben. In der neuen Auflage des bewährten Büchleins ist die neuere Literatur nachgetragen.

Meier, John, Das Guggisberger Lied. Ein Vortrag. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1926. 52 S.

In einem sehr anziehenden Vortrage weist John Meier nach, dass in dem sogenannten Guggisberger Lied ('s isch äben e Mönch uf Ärde — Simelibärg! . . . Dass i möcht bi-n-ihm si.) die Melodie viel älter ist als der Text, dass dieser nach ihr umgestaltet ist, dass dann Echobildung eingewirkt hat, und dass der zu ihr gehörige Text sich dann dem Empfinden des Liedes angenähert hat — und trotz alledem hat sich ein einheitliches Ganzes ergeben. Die Melodie erscheint auch in einem lettischen Liede (es stāv uz angsta kalna, ich stand auf hohem Berge), was sich durch schweizerische Siedlungen (um 1710) erklärt. Siebs.

Tackenberg, Kurt, Die Wandalen in Niederschlesien. Vorgeschichtliche Forschungen. Bd. I, Heft 2. Berlin, Walter de Gruyter, 1925. 133 S.

Man nimmt an, dass die Wandalen (in diesem germanischen Namen, wie auch in Silingen, Düringen u. a., liegt der Hauptton zweifellos auf der Stammsilbe, und man sollte endlich einmal die verbreitete, wohl dem lateinischen

Vandalicus nachgebildete falsche Betonung, zumal da sie einen ungeschichtlichen ungünstigen Nebensinn angenommen hat, aufgeben!) um Christi Geburt in Gebieten des heutigen Schlesiens sass. Im Anschlusse an Arbeiten von Seger, Jahn u. a. werden die den Wandalen zugewiesenen niederschlesischen Funde aus der Spätlatènezeit und der Kaiserzeit angegeben und auf zahlreichen Tafeln abgebildet. Dann werden die Arten der Gräber, die Keramik, die Fibeln, Gürtelteile, Schmuckstücke, Waffen und Werkzeuge besprochen. In einem abschliessenden allgemeinen Teile werden u. a. die frühgermanische Zeit und die Spätlatènezeit nach ihren Hauptgefässtypen geschieden. Der Einfluss der sog. lausitzischen Kultur auf die wandalische wird abgelehnt; keltische und westgermanische Beziehungen werden angenommen.

Lehmann, Dr. Emil, Sudetendeutsche Volkskunde. Mit 38 Abbildungen auf 24 Tafeln. Leipzig, Quelle und Meyer. 1926. 229 S.

Wolkan, Univ.-Prof. Dr. Rudolf, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern. Augsburg, Johannes Stauda. 1925. 184 S.

Neuwirth, Prof. Dr. Joseph, Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes in den Sudetenländern bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Augsburg, Johannes Stauda. 1926. 236 S.

Die Erfolge auf dem Gebiete der sudetendeutschen Heimatforschung, die vor allem den Anregungen von Erich Gierach zu danken sind, treten schön in den drei Werken von Lehmann, Neuwirth und Wolkan hervor.

In der Volkskunde — sie betrifft uns in erster Linie — haben wir es nicht mit einer geschlossenen Stammeinheit zu tun: Sudetendeutschland (mit seinen etwa dreieinhalb Millionen Einwohnern) ist eine politische Einheit, volkskundlich gehören seine Teile zu den einzelnen deutschen Stämmen jenseits der Grenzen. Böhmerwälder und Südmährer, Egerländer, Obersachsen und Schlesier bilden die vier Gruppen; deren erste (etwa 300000) stehen dem bayrischen Stamm von Österreich und Bayern nahe, Egerland (etwa 500000) schliesst in Sprache und Stammesart sich an die nach Regensburg und Nürnberg zu sich ausdehnende Bevölkerung an, die Obersachsen des Erzgebirges (mit etwa 800000) und die Schlesier (etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen) gehören zu den gleichnamigen Stämmen jenseits der Reichsgrenze. Und nun werden die Dorfformen (Runddorf und Reihendorf) und die Hausformen (Böhmer Hochgebirgshaus, schlesisch-lausitzisches Haus, Erzgebirgshaus), geschieden; Tracht und Volkskunst, Mundart und Sprechweise (mit Proben) werden behandelt — das alles gibt Fingerzeige für die volkskundliche Stammesscheidung und ist ein anfänglicher Beitrag zu der grossen Aufgabe, zu erforschen, ob und inwieweit sich engere Beziehungen zwischen den Stämmen diesseits und jenseits der Grenzen ergeben. Durch sprachwissenschaftliche Erforschung der Mundarten wird sich wohl am ersten ein Erfolg zeigen, während auf anderen Gebieten (z. B. in Sitte und Brauch und Glaube) auf beiden Seiten mit Verlust zu rechnen und dadurch die vergleichende Arbeit erschwert ist.

In dem Streben, klar zu zeigen, dass die Deutschen in Böhmen und in den Sudetenländern eine bodenständige deutsche Kultur geschaffen haben, führt uns Wolkan durch die Jahrhunderte des späteren Mittelalters und der Reformations-

zeit, die eine Blüte darstellt, in die Zeit des Abstiegs im 17. und 18. Jahrhundert; dem folgt eine erneute Blüte im 19. Jahrh. und bis zur Gegenwart. Viele Namen besten Klanges begegnen uns: man denke an Stifter, Rank, Sealsfield, Marie Ebner-Eschenbach; und in unseren Tagen weisen uns die Namen Ginzkey, Rilke, Werfl, Strobl, Kolbenheyer, Hohlbaum nach Böhmen.

Auch Neuwirth will vor allem die kulturelle Bedeutung und den „Sesshaftigkeitsanspruch“ der Sudetendeutschen durch die Leistungsfähigkeit auf künstlerischem Gebiet erhärten. Die Darstellung ist anregend und wird durch gute Abbildungen unterstützt. Wir wünschen der „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg“ weiterhin solche Erfolge.

Breslauer Sagen, gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Richard Kühnau. Mit 28 Bildern von Alt-Breslau. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 1926, 231 S.

R. Kühnau, der verdiente Sammler und Herausgeber der „Schlesischen Sagen“ (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, 4 Bände, Leipzig 1910—13) hat hier eine für weitere Kreise zur Unterhaltung berechnete Auswahl von Breslauer Sagen geboten in dem Wunsche: „dass nicht bloss die Jugend an diesen Früchten einer vergangenen Zeit Gefallen finde, auch das von der Arbeit und Sorge des Alltags abgespannte Alter möge gern nach ihm greifen.“ 112 Sagen sind nach verschiedenen Gruppen geordnet: Kirche und Heilige; Wehrvorrichtungen; Breslauer Strassen und Häuser; die Umgegend; Spuk und Wunder. Reicher Bildschmuck, besonders nach der Bach-Mützel'schen Sammlung des Museums, ziert das hübsche Buch.

Klapper, Joseph, Rübezahl und sein Reich. Scherenschnitte von Maria Luise Kaempffe. Breslau, Ferd. Hirt, 1925. 102 S.

Eine sehr gelungene vorsichtige und geschmackvolle Auswahl der besten Rübezahlsagen ist hier in mustergültiger Weise erzählt. Das Buch ist gut ausgestattet, die Scherenschnitte freilich sind von sehr verschiedenem Werte.

Sommer, Fedor, die Quecksilberkruke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Halle (Saale), Buchhandlung des Weisenhauses, 1925. 161 S.

Es sind nette kleine Geschichtchen aus der Schule, aus dem Leben Johann Christian Günthers (nach Art der Literaturnovellen Eulenburgs), aus der Kleinstadt usw. Gelegentlich ist die schlesische Mundart verwendet; hierbei werden gewisse schlesische Eigentümlichkeiten übermässig gehäuft, z. B. wo De un De wärsst hale derstickt, wenn ich ni un wär kumma. Die Art der Erzählung mutet natürlich und liebenswürdig an.

Unser schönes Schlesierland. Heft 1: Breslau und seine Umgebung. Schweidnitz, Schlesierverlag L. Heege. 1925.

Heimatkunde von Schweidnitz und Umgegend. Ebenda, 1925.

Strehlener Heimatbuch, herausgegeben von Erwin Günther. Strehlen, Paul Schwarzer, 2 Bde. 1925, 1926.

Eulengebirgs-Jahrbuch, herausgegeben von Erich Weijand. Schweidnitz, L. Heege, 1925.

Das ernste Buch will der engeren Heimat und den Deutschen des weiteren Vaterlandes bedeutende Bauwerke und landschaftliche Schönheiten Schlesiens vorführen. In der ersten Hälfte werden Bilder aus Breslau und seiner nächsten Umgebung geboten: die Ansichten von der Universität, dem Dom, dem Rathause, von der Knopfmühle und dem Jungfernsee wirken günstig.

Unter den vielen Heimatbüchern, die jetzt überall geschaffen werden, scheint das Schweidnitzer gut gelungen. Dem naturgeschichtlichen Teil, der von der Erdgeschichte, von Pflanzen- und Tierwelt handelt, folgt ein geschichtlicher Überblick, dann werden Bau- und Kunstdenkmäler besprochen, und den Schluss bildet ein Beitrag zur Wirtschaftskunde.

Das „Jahrbuch für Strehlen“ ist mit einem Kalender verbunden. Bilder aus der Vorgeschichte und älteren Geschichte und aus dem Volksleben, Mitteilungen über die Naturdenkmäler und über verdiente Schlesier, ferner — die Volkskunde betreffend — Sagen und Ortsnamenerklärungen machen den Inhalt aus.

Das Eulengebirgsjahrbuch bringt Beiträge zum Volkslied, zur Heimatkunde, kleine Skizzen und Erzählungen. Nette Zeichnungen schmücken das Büchlein, doch wird der erfreuliche Eindruck durch Einfügung von hässlichen Zeitungsanzeigen gestört.

Hinter den Bergen. Stimmen der Sudetendeutschen, herausgegeben von Willibald Köhler. Schweidnitz, L. Heege, 1926.

Eine hübsche kleine Auswahl aus Schriften von Ginzkey, Hohlbaum, Leutelt, Watzlik und anderen.

Klings, Karl, Himmelreich. Schlesische Gedichte, mit 16 Zeichnungen von W. Bayer. Weimar, Alexander Duncker, o. J. (1925?).

Eine Sammlung von Liebes-, Scherz- und anderen kleinen Gedichten des in mundartlicher Dichtung bewährten Verfassers.

Artopé, Theodor, Geschichten aus dem Riesengebirge. Schweidnitz, L. Heege, o. J.

Das Büchlein gibt nett erzählte harmlose Stücke, unter denen die Liebesgeschichte „Gold im Grunde“ die erste Stelle einnimmt.

Das Philo vom Walde-Buch. Eine Auswahl von Marie Klerlein. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1926.

Unter dem unglücklichen Titel (von Philo haben wir doch verschiedene Bücher) wird eine Auswahl der frisch und warm empfundenen Lieder von Johannes Reinelt (Philo vom Walde) gegeben, die wirkliche Dichtung sind und sich hoch über die Masse sonstiger schlesischer Mundartdichtung erheben. Philo ist glatt in der Form und reingewandt (man lese nur einmal den „Kliesslahengst“). Den beliebtesten Liedern folgen Erzählungen in Versen und kleine Stücke in ungebundener Rede — eine gute Auslese. Es ist wirklich schade, dass Reinelt seine Verse nicht in einer Niederschrift gegeben hat, die uns ein richtiges Bild von der schlesischen Mundart geben und auch Nichtschlesier befähigen könnten, den Text in annähernd schlesischer Gestalt wiederzugeben. Übrigens hat Philo auch

manche Eormen, die uns als schlesisch nicht bekannt sind (z. B. Zutaberg, wie bei Holtei, statt Zötabarg), und er gibt gelegentlich eine sonderbare Vermittlung zwischen Schriftsprache und Mundart.

Grünberger Hauskalender. 1926. Herausgeg. von der Kreisverwaltung Grünberg.

Schlesischer Bauernkalender. 1926. Herausgegeben vom Schlesischen Landbunde. Schweidnitz, L. Heege.

Beide Kalender enthalten verschiedene Gedichte in schlesischer Mundart.

Mitteilungen.

Am Freitag, den 13. November 1925, fand die erste Sitzung des Winters statt. Professor Wilhelm Doegen, Direktor der Lautabteilung der Staatsbibliothek in Berlin, führte „Stimmen der Völker“ aus der Lautbibliothek vor. Seit Menschengedenken und bis auf den heutigen Tag wurden auf den Bibliotheken Sprache und Musik nur dem Auge vermittelt: Bücher, Noten, Handschriften bildeten bisher vor allem den Bestand. Jetzt ist das anders geworden: Sprache und Musik aller, auch der fernsten Völker werden aufgenommen und auf Lautplatten aufbewahrt. Diese kann man beliebig oft abhören und in ihren Feinheiten studieren, indem man die zugehörigen Texte in Schriftsprache, Lautschrift und Übersetzung daneben benutzt. Auf solche Weise werden dem Hörer alle möglichen Mundarten und Sprachen und die Musik vieler Völker zugänglich. Von etwa 300 Erdenvölkern sind bis jetzt die Sprach- und Musikproben vorhanden, und Fachgelehrte aus allen Teilen der Welt bemühen sich um die Aufnahme der Stimmen.

Solche Aufnahmen sind von Professor Doegen seinerzeit zuerst in den Gefangenenlagern bei uns gemacht worden; und es ist wohl bezeichnend, dass gerade in Deutschland das bedauerliche Schicksal der Kriegsgefangenschaft der wissenschaftlichen Forschung nutzbar gemacht wurde. Bekannt ist, dass Professor Doegen in seinem Werke „Kriegsgefangene Völker“ viel zur Zerstreuung der Lügen von schlechter Behandlung der Gefangenen durch die Deutschen beigetragen hat; er ist auch bemüht gewesen, typische Vertreter der Völker, führende Persönlichkeiten (Staatsmänner, Dichter usw., z. B. Hindenburg, Ebert, Tagore u. a.) in ihrer Sprache der Zukunft zu bewahren. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, wie wichtig nicht nur für die Sprachwissenschaft und die Musikwissenschaft, sondern auch für den praktischen Unterricht diese Lautplatten sind, zumal da sie alle Klang- und Akzentfeinheiten der Rede genau wiedergeben und als Muster des Vortrages verwertet werden können. Professor Doegen erregte durch seinen Vortrag und seine Vorführungen starke Teilnahme. — Eine Aufnahme der schlesischen Mundarten für die Lautbibliothek hat im Juni 1926 stattgefunden.

In der zweiten Sitzung, die am Freitag, den 11. Dezember 1925, stattfand, hielt Privatdozent Dr. Alfons Nehring einen Vortrag über „Königtum

und Volksgott“. Anknüpfend an die seit Karl dem Grossen auftretende Verbindung der Formel *Dei gratia* mit dem Königtum untersuchte der Redner die kulturellen Zusammenhänge zwischen dem Göttlichen und dem Königtum und erörterte die Frage, wie das theokratische Königtum erwachsen sei. In den Zusammenhängen, die seit den ältesten Zeiten zwischen Asien und Europa bestehen, sowie auch bei den Naturvölkern der Gegenwart taucht immer wieder die Vorstellung auf, dass der Herrscher von einem göttlichen Nimbus umgeben ist, und zwar bewegt sich diese Anschauung zwischen den Möglichkeiten, dass entweder der Herrscher in der besonderen Gnade der Gottheit stehe, oder dass er selbst ein Gott sei. Nach Frasers, des bekannten Folkloristen, Ansicht soll sich der Gottkönig aus dem Medizinmann entwickelt haben: der Medizinmann des Stammes erfreute sich wegen seiner magischen Kenntnisse eines überragenden Einflusses; und als die Magie sich zur Religion entwickelte, wandelte sich der Medizinmann zugleich zum Gott und zum Herrscher. Solche Spuren eines Medizinkönigtums hat man nun auch, mit Beziehung auf die Odyssee, für das alte Griechenland behaupten wollen. Diese Auffassung aber, mag sie auch für besondere Fälle einmal Geltung haben, ist für die indogermanischen Völker abzulehnen. Zunächst zeigte der Vortragende durch etymologische Betrachtung der Herrscherbezeichnungen bei den verschiedenen Stämmen, dass sich von solchem Medizin- oder Magierkönigtum keine sichere Spur gewinnen lässt: Namen wie Kaiser (aus Caesar) oder slawisch Kral (aus Carolus), die Bezeichnung als Mann aus vornehmerm Geschlecht (kuning), als Führer (griechisch Hegetor, deutsch Weisel), als Ratgeber (griechisch Medon), als Alter (slawisch Starost), als Fürst (aus furisto = vorderster), als Schützer des Landes (landes ward) oder Landeshirt (altenglisch londes hyrde) usw. sprechen gegen solche Theorien; mit ihnen ist aber auch das Wahlkönigtum sowie die Tatsache, dass zwischen König und Priester Feindschaft herrscht, schwer vereinbar. Für eine besondere Schicht scheint in Griechenland das Königtum unter kleinasiatischem, also unter orientalischem Einflusse zu stehen, wie auch die (nicht indogermanischen) Worte Basileus, Anax, Tyrannos, Prytanos und andere Herrscherbezeichnungen erweisen. — Und nun führte der Redner aus, inwieweit orientalische Einwirkungen auf das Königtum bei den indogermanischen Völkern auch sonst nachweisbar sind. Allerdings finden sich Zeichen dafür, dass der König auch bei rein indogermanischer Auffassung allmählich aus der menschlichen Sphäre herausgehoben werden konnte; aber das geschah durch ganz reale politische Interessen des Königtums sowie durch den von der indogermanischen Sippen- und Familienverfassung begünstigten Ahnenkult. Durch diesen erklärt es sich, dass vielfach der König von göttlichen Ahnen abstammt (wie denn nordische Völker und auch englische und deutsche Stämme ihre Königsreihen auf Wodan oder Tius zurückführen), und dass diese Götter wiederum die von ihnen entstammten Könige schützen und ihrem Lande Segen verleihen. Auch lassen die soziale Stellung, der Prunk der Hofhaltung, der überlegene Reichtum einem einfachen Volke das Königtum leicht als etwas Göttergleiches erscheinen. Sprachlich und sachlich lässt sich zeigen, dass Reich-tum — Königtum — Gottestum Begriffe sind, die ineinander übergehen. Dagegen ist die Auffassung, dass der König selber ein Gott sei, den indogermanischen

Völkern von Haus aus fremd. Wo wir sie bei ihnen finden, beruht sie auf orientalischem-asiatischen Einflüssen; haben doch hauptsächlich die asiatischen Indogermanen, die Inder und Perser, Spuren des Gottkönigtums. In Griechenland fehlt die eigentliche Auffassung des Königs als Gott (dass er *θεός* „göttlich“ genannt wird; besagt nichts; er teilt dieses Beiwort mit dem „göttlichen Sauhirten“, dem *θεός σωτήρ* des Homer); wohl aber umgibt auch das griechische Königtum ein starker Zug von Göttlichkeit, der zum Teil auf indogermanische Wurzeln zurückgehen mag, in mancher Hinsicht auch vom Orient beeinflusst sein wird. Im Orient nämlich ist die völlige Gleichstellung des Königs mit der Gottheit alt, und besonders charakteristisch ist die Auffassung des Königs als Sonnengott. Seit Alexander dem Grossen, der sein Gottkönigtum an Ägyptisches, an den Sonnengott Ammon, anknüpfte, dringen diese Vorstellungen auch in der Welt des Hellenismus durch; Hellenismus und Iranismus haben sie weiter getragen nach Rom, und das römische Caesarentum lebt ganz in den Formen und Ideen des orientalischen göttlichen Sonnenkönigtums. Diese Stellung des späten römischen Kaisertums hat eine starke politische Bedeutung. Die Verehrung des Kaisers als des Volksgottes hält das verfallene Imperium zusammen. Nach dem Hinsinken des Kaisertums hält die Kirche den imperialistischen Gedanken hoch, bis im römischen Kaisertum deutscher Nation dem einen Volk mit seinem einen Gott auch wieder die einheitliche politische Seite gegeben wird. Der christliche Herrscher ist zwar nicht mehr der Gott seines Volkes, aber der von göttlicher Gnade berufene und erfüllte Vertreter des wahren Gottes. Auch das Christentum umgibt den Kaiser mit göttlichem Nimbus, bis in der Blütezeit des Mittelalters von Byzanz und, durch die Renaissance, von Italien her sogar die orientalischem-hellenistische Auffassung vom Herrscher als Gott und Inkarnation der göttlichen Sonne auch im christlichen Abendlande wieder zur Geltung kommt.

In der sich anschliessenden Besprechung des mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrages sprach Universitätsprofessor Dr. Malten sein Einverständnis mit den Ausführungen des Redners aus und wies unter anderem darauf hin, dass die Identifikation mit dem Gotte orientalischem sei, bei den Römern aber (z. B. wenn der Triumphator im Ornat des Juppiter Capitolinus einzieht) an eine solche nicht gedacht sei.

In der dritten Sitzung, Freitag, den 22. Januar 1926, fand die Hauptversammlung der Gesellschaft statt. Der Vorsitzende erstattete Bericht über die Arbeit des Jahres 1925; dem Schatzmeister wurde nach Rechnungslegung auf Antrag der Prüfer Professor Appel und Diels Entlastung erteilt und Dank gesagt; der bisherige Vorstand (die Herrn Siebs, Hillebrandt, Hippe, Seger, v. Eichborn, Feit, Olbrich, Klapper, Kühnau, Kroll, Jantzen, Rother) wurden wiedergewählt.

Darauf hielt Universitätsprofessor Dr. Roeder aus Göttingen einen Vortrag über „Die Besiedlung Englands durch festländische Germanen“.

Die Sachsen Niederdeutschlands vor allem waren es, die Britannien in den germanischen Kulturkreis gezogen haben. Die geschichtlichen Quellen, die uns von der Eroberung des Insellandes berichten, sind sehr gering und verhältnismässig spät, und so ruht über den Ereignissen, die sich im Bereich der Küsten der Nord-

see und des nordöstlichen Atlantischen Ozeans während des 5. und 6. Jahrhunderts abgespielt haben, noch ein fast undurchdringliches Dunkel.

Schuld daran ist die Beschaffenheit der bisher vorwiegend benutzten Quellen, der historischen, die spärlich und trübe fliessen, und der sprachlichen, die zu jung sind, um einwandfreie Rückschlüsse auf die Besiedlungsverhältnisse der vorliterarischen Zeit zu erlauben.

Während also Geschichte und Dialektgeographie kaum noch einen erheblichen Zuwachs an Erkenntnis bringen werden und auch die vergleichende Volkskunde wenig greifbare Ergebnisse gezeitigt hat, ist dagegen noch viel zu hoffen von zwei — noch nicht stark genug gepflegten — Wissenschaftszweigen, der vergleichenden Orts- und Flussnamenforschung und der vergleichenden Vorgeschichte: die Namen, in ihrer ältesten Form erschlossen, führen vielfach in eine Zeit zurück, die vor jeder literarischen Überlieferung liegt; und die Bodenfunde sind immer gleichzeitige Zeugen.

Ausgangspunkt jeder Untersuchung wird die bekannte Stelle in Bedas *Historia ecclesiastica* (I 15) sein, in der er sagt: es waren drei grosse germanische Stämme, die England eroberten: die Sachsen, Angeln und Euten (oder Jutae).

Das eutische Eroberungsgebiet, die Landesteile, die den Brito-Romanen am ersten endgültig verloren gingen, umfasste nach Beda: Kent, die Insel Wight und den ihr gegenüberliegenden Küstenstrich der Grafschaft Hampshire. Archäologie und Namenkunde erlauben eine Kontrolle Bedas und geben ihm recht; in den drei Gebieten, örtlich voneinander getrennt, finden wir eine in sich geschlossene Kultur, ganz verschieden von der des übrigen England, und wenigstens die Bewohner jenes Teils von Hampshire hiessen Jutae noch zu Bedas Zeit. Die Kultur dieser eutischen Siedler, die um 450 nach England kamen, ist ihrer Herkunft nach zweifellos rheinländisch, z. B. kommen kloisonnierte Scheibenfibeln und enghalsige Tonflaschen von zweifellos rheinländischer Herkunft in Betracht. Der Schluss, dass die Euten vor ihrer Überwanderung am Niederrhein wohnten, wird u. a. gestützt durch eine dialekt-geographische Beobachtung: wie Theodor Siebs auf Grund eines reichen Materials überzeugend nachgewiesen hat, weist das Kentische, die Sprache der Euten in England, von allen angelsächsischen Einzelmundarten die meisten Berührungspunkte mit dem Friesischen auf; sie sassen also einmal in der nächsten Nachbarschaft der Friesen — und zwar nicht an deren Nordostflanke (zwischen Ems und Weser), sondern an der entgegengesetzten Seite, am Rhein, auch nahe den Franken.

Wie ist aber dies Forschungsergebnis in Einklang zu bringen mit Bedas Behauptung, dass Jütland die Heimat der Euten sei? Als ernsthafter Forscher ist er ein durchaus glaubwürdiger Zeuge. Aus dem Zwiespalt hilft nur die Annahme: die Euten haben im Rheindelta Zwischenstation gemacht. Gewisse Erscheinungen in ihrer insularen Kultur lassen allerdings vermuten, dass sich ihnen Splitter anderer Stämme anschlossen, z. B. ripuarischer Franken aus der Gegend von Bonn.

Über die Eroberung und Besiedlung der Gebiete, die in die Hand der Sachsen und Angeln fielen, vermag Beda uns keine einwandfreie Auskunft zu geben. Er betrachtete irrtümlicher Weise die für seine eigene Zeit, also im

8. Jahrhundert, gültige Siedlungslage als ein Abbild der alten, die er nicht kannte, und leider ist für die meisten Gelehrten in der Hauptsache noch heute seine Anschauung massgebend. Nach ihr erscheint es als möglich, dass die beiden Stämme, Angeln und Sachsen, den nicht von den Euten besetzten Raum regional unter sich aufgeteilt hätten, indem — wie nach einem vorgefassten Plan — die Sachsen auf den nichteutischen Süden Englands die Hand legten, die Angeln auf das Mittelland und den Norden. Der tatsächliche Vorgang aber ist ein anderer gewesen: die Sachsen waren die ersten auf dem Plan und drangen in breiter Front von Osten und Süden in das Land ein; die Angeln, die späteren Ankömmlinge, besaßen schon auf dem Festlande ein mächtiges Königtum — daher stand hinter ihrem Zuge, anders als bei den politisch lose organisierten Sachsen, ein einheitlicher Wille; die Siedlung richtete sich nach einem bestimmten Ziele, nach Mittel- und Nordengland, und wurde auch energischer und in viel kürzerer Zeit durchgeführt als die sächsische Invasion, die sich, verschiedene Stufen durchlaufend, über mindestens zwei Jahrhunderte hinzog.

Die Angeln fanden also bei ihrer Ankunft zum Teil schon eine sächsische Bevölkerung vor, die sie friedlich aufsogen oder weiter ins Innere drängten. So legte sich in gewissen Gebieten über die erste Kulturschicht eine zweite; und die Überlagerung lässt sich sicher nachweisen für Mittelanglien, d. h. ungefähr die heutigen Grafschaften Northamptonshire, das nördliche Bedfordshire und Cambridgeshire (Huntingdon war damals noch wenig besiedelt).

Das älteste, teilweise noch aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammende Friedhofinventar dieser Gegend stellt sich zu dem des Regierungsbezirks Stade, aus dem die Hauptmasse der sächsischen Eroberer kam. Grösste Übereinstimmung besteht in den Urnen, nicht allein den gewöhnlichen Typen, sondern auch den seltneren, die ein eigenartiges Zusatzelement aufweisen wie Henkelguss- und Fensterurnen. Weiteren Beweisstoff bilden besonders zwei Gattungen sächsischer Fibeln: die gleicharmige vom sogenannten „hannoverschen“ (besser „Stader“) Typ und die „saucer brooch proper“, eine aus einem Stück gegossene Art mit schalenförmig vertiefter Oberfläche, die ihren Ursprung im westlichen Teile des Regierungsbezirks hat.

Dass diese Formen an Urnen und Fibeln in den Uferlandschaften der Themse, dem späteren Wessex, immer die herrschenden waren und blieben, ist ja, was wir erwarten müssen. In Essex und den übrigen rein sächsischen Siedlungsgebieten liegen die Verhältnisse eigenartiger und bedürfen noch genauerer Untersuchung.

Den Niederschlag, den die festländisch-anglische Kultur in England hinterliess, können wir nicht genau abschätzen, da sie noch nicht genügend erforscht ist.

Ihr Geltungsbereich war Südschleswig, von den Angeln bewohnt, und Holstein, die alte Heimat der Sachsen. Es sind aber Anzeichen vorhanden, dass die transalpingischen (nördlich der Elbe wohnenden) Sachsen in England nicht mit den ihnen kulturell verbundenen Angeln gemeinsame Sache machten, sondern sich ihren Stammesbrüdern jenseits der Elbe anschlossen, zu denen sie vielleicht auch in einem engeren politischen Verhältnis standen.

Unter den für Schleswig-Holstein charakteristischen Erzeugnissen materieller Kultur beansprucht die kreuzförmige Fibel die erste Stelle. Wir besitzen zudem genug Material, um ihre typologische Ausbildung verfolgen zu können. Sie wurde schon in früheren Formen in England, natürlich vorwiegend in Anglien, eingeführt und erlebte dort, nachdem seit dem Abflauen der Einwanderung kontinentaler Einfluss nicht mehr wirksam war, eine eigenartige Stilentwicklung.

Wenn die Forschung grundsätzlich in der geschilderten Art weiter vorschreitet, wird sie noch zu genaueren Einzelergebnissen gelangen; dazu ist allerdings nötig, dass auch Westskandinavien, Holland, Belgien und Nordfrankreich mit in den Bereich der Untersuchung einbezogen werden: sie bildeten mit Cisalpingen und Schleswig-Holstein ein Kreissegment, von dessen einzelnen Abschnitten Kulturausstrahlungen nach dem Mittelpunkt — England — ausgingen, ohne dass natürlich mit diesen immer Völkerbewegungen verbunden gewesen sein müssen.

Der durch die ihm zugrunde liegenden mühevollen Forschungen bedeutsame Vortrag fand bei der sehr zahlreichen Zuhörerschaft grossen Beifall. In der folgenden Besprechung wies der Vorsitzende Professor Siebs darauf hin, wie wenig erfolgreiche Beachtung sonderbarerweise die kulturgeschichtlich für England und damit für die Welt so ungemein wichtige Frage gefunden habe, woher denn eigentlich die Besiedler Britanniens gekommen sind, und wie sich die an der Siedlung beteiligten Stämme (wozu auch namentlich die Chauken zu rechnen seien) auf die verschiedenen Gebiete Englands verteilen; er erwähnte dass er in langjähriger Sammlung und Forschung durch die Vergleichung der Ortsnamengruppen Englands und des Festlandes (z. B. der Namen auf englisch — ham mit den festländischen auf — um, der englischen auf — ley, — leigh, — lee mit den festländischen auf — loh, — lah usw.) zu Ergebnissen gekommen sei, die sich mit den jetzt von Professor Roeder durch vorgeschichtliche Forschung gewonnenen Resultaten in erfreulichster Weise verbinden dürften. Diesen letzteren zollte Universitätsprofessor Dr. Seger, dem Vortragenden dankend, ebenfalls reiche Anerkennung.

In der vierten Sitzung, am Freitag, den 19. Februar 1926, hielt der ordentliche Professor der Archäologie, Dr. Fritz Weege, einen Vortrag über „Die Völker des alten Italiens in ihrer äusseren Erscheinung“.

Der Vortragende ging von dem einheitlichen Bau Italiens aus, der nach einem Worte des alten Sebastian Münster es bewirkt hat, „das es nit vergebens zu solcher grosser Herrlichkeit gekommen ist“, und aus dem nach Strabo sich die Grösse Roms ableitete; denn die zentrale Lage innerhalb des Mittelmeergebietes bestimmte Italien zum Sitz der Weltherrschaft. Zugleich aber hatte die Natur den Siegespreis an vielhundertjährigen Kampf und Arbeit geknüpft, denn in der Urzeit bot Italien durch seine besondere Lage den Wandervölkern das lockendste Ziel, und weder „das gross und hoch Schneegebirg auf dem Rücken“ noch „die Möre gleich als grosse mächtigé Gräben umb eine grosse Statt“ haben die einziehenden Scharen verhindert, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Mindestens sieben Völkerfamilien, mehr als in irgend einem Lande

unseres Erteils, haben nach und nach Fuss in Italien gefasst, nach Rasse, Sprache, Sitten sich aber jahrhundertlang unterschieden und fremd gegenübergestanden und die Bildung eines politischen Begriffes Italien verhindert, den erst unsere Zeit herbeigeführt hat. Ein Wort Goethes, dass man, ohne einen Menschen von Angesicht zu kennen oder wenigstens sein Bild gesehen zu haben, nie wissen könne, mit wem man zu tun habe, auf die äussere Erscheinung der italienischen Völker anwendend, mit denen die Römer sich im Verlauf ihrer Geschichte in blutigen Fehden auseinander gesetzt hatten, entwarf der Vortragende dann ein Bild von den um 400 v. Chr. sich in Italien ausbreitenden und Rom dicht an den Abgrund des Verderbens führenden Galliern, deren von Poseidonios meisterhaft geschildertes Äussere an den im Museum von Bologna aufbewahrten prachtvollen Tonfiguren plündernder Krieger aus dem Giebel eines etruskischen Tempels nach ganz neuen Aufnahmen erläutert wurde. Dann wurden die im Altertum als Urbevölkerung Italiens angesehenen Ligurer und die alten Umbrer charakterisiert und ein überlebensgrosser Kopf aus Bologna vorgeführt, nach Fundort und Charakter altumbrischen Gepräges. Den Höhepunkt des Vortrages bildeten die Ausführungen über das Aussehen der Etrusker, die auf früheren Grabstellen als Krieger erscheinen und dann allmählich zu dem Typus der „verfressenen Etrusker“ entarten, über den die Römer einen billigen Spott trieben, nachdem sie die politische Selbständigkeit dieses an künstlerischer Begabung und Kultur ihnen weitüberlegenen Volkes gebrochen hatten, das aus Vorderasien gekommen war, und im Rassetypus Hatthitern auf manchen der älteren Darstellungen deutlich verknüpft erscheinen. Von seinem letzten Aufenthalt in Italien im vorigen Sommer hat Weege die ersten Abbildungen einer Anzahl seit Jahrzehnten in Kisten und Kästen verpackter, lebensgrosser Porträtköpfe von etruskischen Männern, Frauen und Kindern mitgebracht und zum ersten Male in seinem Vortrag in Lichtbildern vorgeführt, die durch ihre hohe Schönheit und packende Lebenswahrheit allgemeines Staunen und laute Bewunderung erregten. Für die zahlreich erschienenen bildenden Künstler unserer Stadt bedeuteten die Köpfe geradezu eine Offenbarung, für den Rasseforscher sind sie, im Verein mit den von dem Vortragenden vorgeführten Köpfen etruskischer Wandmalereien von allergrösstem Interesse durch die Mannigfaltigkeit der Gesichtstypen — ein neuer Beweis, dass dies seltsame Volk in verschiedenen Zeitstufen und von verschiedenen Orten allmählich in Italien eingewandert ist. An Aschengefässen in Porträtform, den sogenannten Canopen der Gegend um den trasimenischen See, wurde dann gezeigt, wie sich das realistische römische Porträt aus dem etruskischen entwickelt hat, und es wurde eine Linie über die wächsernen Ahnenbilder der Römer, die bei Leichenbegängnissen einhergetragen wurden, und über die prachtvollen republikanischen Köpfe bis zur früh-toskanischen Porträtbilderei der Robbia, Donatello u. a. gezogen. — Die kriegerischen Samniter und besonders die Osker Campaniens erstanden weiter, nach durchweg eigenen Forschungen und Aufnahmen des Vortragenden, vor den Augen, wie sie lebten und lebten und auf den Wänden ihrer Gräber dann als stolze Reiter gemalt wurden im Schmuck ihrer Bewaffnung, von der die Römer so vieles übernahmen, oder in ihren charakteristischen Frauentrachten besonderen

Schnittes. Den Schluss des Vortrages bildeten Vorführungen buntbemalter, bizarrer Vasen des alten Apulien mit Frauentypen, die schwarze Gesichtsmasken und reiche Schmuckgehänge tragen; sie sind nach Aussehen und Tracht, die stark von den gegenüberliegenden Illyriern beeinflusst erscheint, bereits von Timaios, offenbar nach eigener Anschauung beschrieben worden.

Die in dem Vortrage zum ersten Male vorgelegten Forschungsergebnisse Prof. Weeges waren in kunstgeschichtlicher wie in volkskundlicher Hinsicht sehr bedeutsam, so dass man der bevorstehenden wissenschaftlichen Veröffentlichung mit dem allergrössten Interesse entgegensehen darf. Mit kurzen Worten wies dann Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kornemann darauf hin, wie die stark variierenden Erscheinungen auf das Herankommen loser Schwärme schliessen lassen, dass aber fast alle Besonderheiten der körperlichen Erscheinungen schliesslich untergegangen seien und die Urrasse durchgeschlagen habe.

Als Mitglieder sind unserer Gesellschaft beigetreten aus Breslau: die Augustaschule, die Viktoriaschule, Prof. Albert Meier, Dr. Berthold Richter, stud. phil. Friso Melzer.

Von auswärts: die Universitäts- u. Stadtbibliothek Köln, die Kreisarchivs in Glogau, Lüben, Rothenburg OL, Freystadt, die Magistrate in Leobschütz und Priebus, die Bibliothek des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien, Studien-Assessor Dr. Gotthard Münch in Wahlstadt bei Liegnitz.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Vorsitzenden, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Theodor Siebs, Breslau, Hohenzollernstrasse 53, II.

Der Jahresbeitrag von mindestens 5 Goldmark ist bis spätestens 1. Oktober an den Schatzmeister Dr. Kurt von Eichborn, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13, II (Postscheckkonto Breslau Nr. 29425), zu zahlen. Im Interesse der Sache wird um freiwillige Zahlung höherer Beiträge gebeten.

Schluss der Schriftleitung: 20. Juli 1926.

Buchdruckerei Marezke & Martin, Trebnitz 4. Schles.

